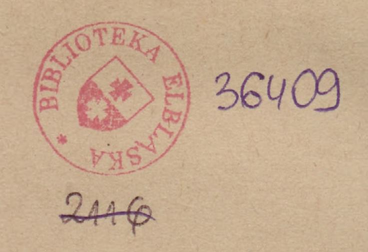
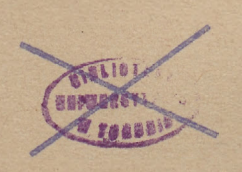
Deutsche Rundschau

BAND CCLXV

(Oktober – November – Dezember 1940)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG





Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertfünfundsechzigsten Bande

(Oktober – November – Dezember 1940)

HEINZ FLÜGEL

Über die Sprachen der Völker

In seinem denkwürdigen Brief der Silvesternacht 1870 schreibt Jacob Burckhardt den gewichtigen Satz: „Mir als Geschichtsdozenten ist ein ganz merkwürdiges Phänomen klar geworden: die plötzliche Entwertung aller bloßen ‚Ereignisse‘ der Vergangenheit.“ Fortan, so folgert er, werde er noch deutlicher als bisher in seinen Vorlesungen das Kulturgeschichtliche in Erscheinung treten lassen. Demjenigen, der sich die innere Freiheit gegenüber den äußeren Tatsachen zu bewahren bemüht, wird des großen Humanus Einstellung zu den „Ereignissen“ nicht nur subjektiv verständlich erscheinen, sondern sich darüber hinaus auch als objektiv berechtigt erweisen; denn, verglichen mit der Mannigfaltigkeit des sich im Innern der Menschheit auswirkenden Geistes, sind in Wahrheit die sichtbaren Vorgänge der sogenannten Geschichte von einer furchtbaren Monotonie, die im Grunde viel weniger des Nachdenkens wert ist, als es unser egoistisches Interesse wahrhaben möchte. Je reiner wir uns von diesem um der Gerechtigkeit willen lösen, desto tiefer wird sich uns der Innenraum des Völkerdaseins auftun, wo wir ihnen jenseits alles Politischen als Geschöpfen Gottes gegenübertreten, als geistigen Wesenheiten, deren innere Bestimmung, noch ungetrübt durch besondere Zwecke, sich am unmittelbarsten und erhabensten ausspricht in dem wunderbaren System ihrer eigenen Sprache.

Da sich von Völkern immer nur insoweit reden läßt, wie diese eine eigene Sprache besitzen oder doch besessen haben, könnte man wohl mit Hamann behaupten, daß in der Sprache eines Volkes dessen Geschichte zu finden sei. Nicht nur, daß sich in der Anlage der Sprache eines Volkes Eigenart, in ihrer Vollendung und in ihrem Verfall Aufstieg und Niedergang einer Nation widerspiegeln; der Ursprung der Völker selbst scheint in einer — der wissenschaftlichen Erfahrung freilich unzugänglichen — Epoche des Menschendaseins mit dem Ursprung der besonderen Sprachen zusammenzuhängen. In der mythischen Erzählung vom babylonischen Turmbau wird der Menschheit, die bis dahin einerlei Sprache gesprochen hatte, für ihren Frevel die Sprache verwirrt, und die entzweiten Völker, die sich nicht mehr verstehen, werden, damit sie nicht ihren gigantischen Hochbau vollenden, über die ganze Erde zerstreut. Jacob Grimm führt in seiner Untersuchung über den Ursprung der Sprache dazu eine eigenwüchsige Sage aus Estland an, wo nicht einem sakralen Frevel die Schuld an der Verwirrung gegeben, sondern aus einer natürlichen Ursache die Sprachenvielfalt erklärt wird: hier nämlich beschließt der Gott Jumal, die Menschen, weil ihnen ihr erster Wohnsitz zu eng geworden ist, über die ganze Erde auszubreiten und jedes Volk mit einer besonderen Sprache auszustatten; zu diesem Behuf führt er die einzelnen Völker nacheinander vor einen Kessel mit kochendem Wasser, damit sie alle den Tönen des brodelnden und singenden Wassers die ihnen passenden Laute entnähmen.

Bemerkenswert für uns ist — sofern wir überhaupt die mythischen Berichte und Erklärungen ernst nehmen — daß weder in der altisraelitischen noch in der estnischen Sage, die beide eine ursprüngliche Einheit der Menschheit und der Menschensprache voraussetzen, die einzelnen Sprachen von den Völkern als ihre eigenen Schöpfungen aus ihrem Innern hervorgebracht werden, sondern ihnen zu ihrem Heil oder Unheil von Gott gegeben worden sind, wobei freilich in der estnischen Sage mit tiefer Berechtigung insoweit eine Mitwirkung der Menschen

ſtattfindet, wie die Völker ſelbſt die ihnen zuſagenden Laute auswählen dürfen. Zu dieſer mythiſchen Vorſtellung, daß die Sprachen nicht etwas allein in uns Gewordenes, ſondern etwas uns Zugeteiltes ſind, ſtimmt die auffällige Tatſache, daß ſich im geſchichtlichen Daſein der Völker der allgemeine Bildungsſtand und die Sprache vielfach in einem verwunderlichen Mißverhältnis zueinander befinden. Kurt Breyſig hat in ſeiner Geſchichte der Menſchheit, worin er ſeine beſondere Aufmerkſamkeit den Urzeitvölkern und ihren erſten geſchichtlichen Regungen widmet, immer wieder dieſen, der entwicklungsgeſchichtlichen Erklärung ſich freilich entziehenden Tatbeſtand hervorgehoben, daß ſich die Sprachen jener primitiven Völker auf einer Höhe befinden, die jeglichen Vergleich mit den von den Kulturvölkern geſprochenen Sprachen erlaubt. Der Wortreichtum ſowie die Fülle und Feinheit grammatiſcher Formen in einer Sprache wie etwa dem Yagan der Feuerländer iſt für uns um ſo überraſchender, als ſich das Volk ſelbſt noch auf der unterſten Stufe des geſchichtlichen und kulturellen Daſeins befindet. Der Zuſammenhang zwiſchen Geſchichte und Sprache zeigt ſich alſo in Wirklichkeit bei weitem fragwürdiger, als es uns zunächſt ſcheinen mochte, und man muß wohl der Sprache, da ſie ſich durchaus nicht als Erzeugnis der einzelnen Nation erkennen oder denken läßt, eine gewiſſe Selbſtändigkeit gegenüber den Menſchen, die ſie ſprechen, zubilligen, wie dies in Humboldts Sprachphiloſophie geſchieht.

Wie problematiſch und unſicher das Verhältnis von Volk und Sprache iſt, läßt ſich auch daran ermeſſen, daß ſowohl auf niedriger wie auf hoher Stufe der geſchichtlichen Entwicklung ein Volk ſeine eigene Sprache wieder verlieren kann, indem es die Sprache eines anderen Volkes annimmt, ohne jedoch mit dieſem Sprachverluſt ſofort ſeine beſondere Exiſtenz völlig einzubüßen, wie doch das Daſein afrikaniſcher Zwergvölker und das Schickſal der europäiſchen Lappen beweiſt, die ſich heute einer dem Finniſchen ähnlichen Sprache bedienen. Wohl bleibt in Kraft der Satz, daß eines Volkes innere Beſtimmung in ſeiner Sprache beſchloſſen iſt; die Ineinsſetzung von Sprachgeiſt und Volksnatur iſt aber in keinem Falle berechtigt, weil ſich die Sprache in ihrer Beſonderheit gleich einem Organismus ſelbſttätig und unabhängig von der allgemeinen Entwicklung des Volkes entfaltet, ſo daß man unter Berufung auf Fichte viel eher ſagen möchte, daß der Menſch von der Sprache, als daß die Sprache von den Menſchen gebildet werde. Sind wir uns nämlich deſſen bewußt, daß unſere nationale Sprache nicht das natürliche Erzeugnis unſerer eigenen Tätigkeit iſt, ſondern uns, dem Volke, als ein koſtbares Pfund, mit dem wir zu wuchern haben, vom Schickſal gegeben iſt, ſo werden wir füglich auch unſere Ehre darin ſuchen, uns ſelber unſerer Sprache wert und angemeſſen zu erweiſen.

Das Wunderbare der Sprache iſt es ja, daß ſie, obwohl ſie ideell als Ganzes ſchon am Anfang gegeben war, ſich immer von neuem im Individuum verwirklichen muß gleichſam in ſtändiger Wiederholung des uralten Schöpfungsaktes. Zweierlei Momente drängen ſich nun bei Betrachtung dieſes Vorgangs dem Denken als im höchſten Maße rätſelhaft und widerſpruchsvoll auf: einerſeits die vollkommene Sicherheit, mit der das Individuum vor dem Erwachen ſeines eigentlichen Bewußtſeins das ganze logiſche Syſtem ſeiner Mutterſprache aus ſich an den Tag bringt, und andererſeits die unbeſtreitbare Möglichkeit, daß das einzelne Weſen, wenn es als Kind unter Menſchen anderer Zunge verſetzt wird, mit der gleichen Sicherheit die fremde Sprache und nicht ſeine Mutterſprache aufnimmt und erlernt. Daß die nationale Sprache nicht wie andere blutsmäßige Eigenſchaften oder Inhalte des Gattungsgedächtniſſes vererbt werden kann, zeugt für

jene Unabhängigkeit des Sprachgeistes, durch die er sich deutlich von eines Volkes natürlichem Wesen abhebt. Die Tatsache dagegen, daß sich überhaupt eine Sprache, welcher Art sie auch sei, auf geheimnisvolle Weise im Individuum verwirklicht, läßt uns erkennen, daß der Mensch zwar nicht für eine besondere Sprache, aber für die Sprache an sich geschaffen ist. Diese beiden, scheinbar miteinander unvereinbaren Momente bestimmen die eigentümliche Rolle, die die Sprache in unserem Leben spielt, so daß man mit Humboldt sie als der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig bezeichnen muß. Das unselig Zwiespältige des Menschentums, insofern es dem geistigen Reich und dem Naturreich zugleich angehört, bringt auch in sein Verhältnis zur Sprache einen tragischen Akzent. Jenes Wunder, daß sich im Individuum gleichsam mit einem Schlag die Sprache als ein ganzes geistiges System entfaltet, wird doch auch wieder zur Ursache einer schmerzhaften Entfremdung der Menschen untereinander, die, angewiesen auf die Sprache, eben durch diese Beschränkung, wie der alte Mythos berichtet, auseinander gebracht werden. Als etwas Trennendes steht die Sprache zwischen den Menschen, und wir empfinden das Zwiespältige gerade dann am tiefsten, wenn unsere Seele erfüllt ist von der Sehnsucht, sich ganz dem anderen anzuvertrauen. Der Norweger Carl Schøyen erzählt in seinen Berichten aus Lappland die ergreifende Geschichte von einem Lofotenfischer, der als Kind von seinen verarmten finnischen Eltern weggegeben wurde und unter Leuten norwegischer Zunge aufwuchs: als älterer Mann erst erfuhr er, daß nun auch seine Mutter, von der er seit seiner Kindheit nichts mehr vernommen hatte, nach Norwegen gekommen sei; er suchte sie auf, er sah, daß sie blind war, und sprach zu ihr, aber sie verstand ihn nicht, weil er in einer fremden Sprache, nicht in seiner finnischen Muttersprache redete. Ganz ratlos stand er vor seiner eigenen Mutter, der er sich nicht verständlich machen konnte. In seiner Seelennot kam ihm aus seiner frühesten Kindheit etwas in den Sinn, und sich zu ihr setzend sagte er ihr in ihrer Sprache einen Satz aus dem Glaubensbekenntnis, das sie ihm einstmals beigebracht hatte, auf: „Minä uskon Pyhän hengen päälle. – Ich glaube an den Heiligen Geist." Daran erkannte sie ihren Sohn.

Noch schwerer wiegt die Fremdheit zwischen Menschen gleicher Zunge, wo man doch mit Gewißheit ein müheloses Verstehen voraussetzen möchte; das unfaßbar Schwebende des Sprachgeistes wirkt sich hier am feinsten, aber auch am gefährlichsten aus, indem er nämlich in die Sprache jedes einzelnen Menschen ein Moment der Besonderheit, der Verschiedenheit bringt. „Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung", heißt es bei Humboldt, „daß man ebenso richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur eine Sprache, als daß jeder Mensch eine besondere besitzt." Die ärgsten und verhängnisvollsten Mißverständnisse erwachsen aus dieser an sich so wunderbaren Individualität der Sprache, die immer des Einzelnen zu ihrer Verwirklichung bedarf. Die babylonische Verwirrung, die bisweilen auch eine ganze Nation befallen kann, ist hier noch furchtbarer als in der Vielfältigkeit der Völkersprachen, weil die gleichen Laute etwas Ungleiches auszusagen mißbraucht werden. Ja, etwas völlig Entgegengesetztes kann mitunter, von den wenigsten bemerkt, in einem einzigen Worte gesagt werden, wenn vielleicht, dies ist der schlimmste Fall, von Gott gesprochen wird und im Grunde der Teufel gemeint ist. An der Sprache, die an sich zu einem Werkzeug der Offenbarung ausersehen ist, haftet auch das gräßliche Geheimnis der Lüge; „das unruhige Übel voll tödlichen Giftes" nennt darum der Jakobus-

brief die menschliche Zunge, die ja oft gerade um so größere Erfolge auf Erden hat, je unbestimmter, vieldeutiger, lügnerischer ihre Aussage ist. Von hier aus bekommt man für die Neigung der wahrheitsuchenden Wissenschaft, sich abstrakter Fremdwörter oder gar einer dem täglichen Mißbrauch enthobenen Geheimsprache, des Lateinischen, zu bedienen, wieder einiges Verständnis, obschon auch auf diese Weise eine wahrhafte Einheit zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten, zwischen Wort und Gegenstand nicht zu erzielen ist.

Nur eine ungefähre Annäherung an das Ding findet in den einzelnen Worten statt, ohne daß diese dadurch den Charakter willkürlicher Bezeichnungen erhalten. Die sokratischen Auseinandersetzungen in Platons „Kratylos" suchen das Wort sowohl nach dieser Seite hin zu sichern, wie auf der anderen Seite abzugrenzen, weil die unbedenkliche Ineinssetzung von Wort und Gegenstand nicht minder falsch und gefährlich ist als die Abwertung des Wortes zu einem Behelfsmittel willkürlicher Benennung. Es liegt in der Sprache wohl die Tendenz nach einer möglichst genauen Übereinstimmung mit dem Sein, und diese Tendenz macht das wahre Wesen und den Wert der Sprache aus; der Grad der Übereinstimmung indessen ist in den einzelnen Fällen sehr verschieden, in keinem Falle aber kommt in irgendeiner Menschensprache eine genaue Entsprechung von Wort und Wesen zustande. Sokrates bietet in jenem platonischen Dialog alle ihm zur Verfügung stehende Ironie auf, um den Gedanken an solche Übereinstimmung durch eine Reihe verwegener Etymologien ad absurdum zu führen. Seine eigentliche ernste Bedeutung erhält indes das mitunter fast scherzhaft anmutende Gespräch durch den ahnungsvollen Hinweis auf eine im Bereich des Göttlichen bestehende Übereinstimmung von Wort und Wesen; denn es ist wohl anzunehmen, meint Sokrates, daß sich die Götter mit den richtigen Namen benennen.

Auch für das christliche Bewußtsein ist die völlige Einheit von Name und Ding, Wort und Wirklichkeit einzig bei Gott, der da sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Auf dieser Verehrung des schlechthin vollkommenen göttlichen Wortes, mit welchem die Seele Zwiesprache pflegt, beruht die christliche Frömmigkeit, aber auch der platonischen ist diese demütige Anerkennung von etwas, was über unsere Menschensprache hinausgeht, eigen. Echt heidnisch ist dagegen die Furcht vor der bannenden Magie des Namens und auf der anderen Seite der Kult des zauberischen Wortes, welches hier gleichgestellt wird dem bezeichneten Gegenstand. Aus diesem Glauben an die Magie der bildhaften oder sprachlichen Bezeichnung gehen die meisten zauberisch beschwörenden Handlungen hervor, aus ihm geht aber auch auf einem Umweg hervor die Lust an der mannigfachen, später ins Dichterische abgewandelten Umschreibung des gefürchteten Wesens, eines bösen Tiers, einer Krankheit oder eines gewaltigen Dämons. Am finnischen „Kalevala" läßt es sich gut studieren, wie das eigentlich Poetische aus dieser Neigung, beschönigende und schmeichelhafte Umschreibungen anstatt des Namens selber zu gebrauchen, resultiert: hier wird zum Gleichnis, wird zum Schmuck, was ursprünglich Ausgeburt der Daseinsangst war. Die starre, gottwidrige Gleichsetzung von Wort und Wirklichkeit beraubt den Menschen jener Gelassenheit gegenüber der Welt, welcher sich echte Frömmigkeit erfreut; nicht ohne Schauder liest man diesen Mangel an Frömmigkeit und Freiheit aus Stefan Georges späten Versen heraus:

„So lernt' ich traurig den Verzicht,
Kein Ding sei, wo das Wort gebricht."

Hier tut sich Antwort heischend die Grundfrage des philosophischen Denkens auf, wie weit nämlich unsere Erkenntnis des Seienden von dem Wissen der

Wörter abhängig ist. Da die Worte keineswegs eindeutig sind und nur eine ungefähre Annäherung an den Gegenstand erlauben, würde unsere Erkenntnis, sofern sie wirklich an die endlichen Wörter gebunden wäre, selber unbestimmt und zweideutig werden, und wir müßten dann überhaupt auf objektive Erkenntnis verzichten: es bliebe nur die subjektive Meinung. Im „Kratylos" wird auch diese geradezu tödliche Bedrohung des menschlichen Wahrheitsuchens abgewehrt durch die gläubige Schlußfolgerung, daß es etwas Erkennbares jenseits der endlichen Wörter geben muß, da ja sonst die Einsetzung der Sprache völlig unerklärlich bliebe, ein Akt unwissender Willkür. Durch die Worte hindurch das Wesen der Dinge aufzusuchen, dies ist der Weisheit letzter Schluß im Kratylos-Dialog, der mit diesem metaphysischen Wink schließt, ohne den Weg der Erkenntnis selbst angeben zu wollen; denn, so lautet die demütig schöne Rede des Sokrates gegen Ende des Dialogs, „auf welche Weise man nun das Seiende kennenlernen oder selbst finden soll, diese Erkenntnis ist vielleicht größer, als daß sie dir und mir angemessen wäre".

Auch Humboldts, namentlich in der Einleitung zum Kawiwerk dargelegte Sprachphilosophie ist getragen von der ehrfürchtigen Überzeugung, daß des Menschen Geist die Ahnung besitze von einem Gebiete des Seins, welches über unsere endliche Sprache hinausreicht. Im gleichen Maße, wie unsere Sprache damit eine Einschränkung erleidet, erhält sie aber dadurch auch im metaphysischen Sinne ihre rechte Sicherheit im endlichen Sein; denn das, was über unsere Worte hinausgeht, kann ja nichts anderes sein als das im „Kratylos" angedeutete Wort-an-sich, der Logos, als dessen Teile wir die Worte der Menschensprachen anzusehen haben. Jene Bemerkung Humboldts, daß es ebenso richtig sei, von einer einzigen Menschensprache zu reden, wie von der besonderen Sprache jeglichen Individuums, fußt auf dieser dem platonischen Denken durchaus verwandten Erkenntnis, daß alle Einzelsprachen, die der Völker und die der Individuen, Abbilder sind der Einen, als Eidos, als Urbild gegebenen vollkommenen Sprache. Die philosophische Betrachtung der Sprache ist hier angelangt in dem ihr allein zur Herrschaft angewiesenen Gebiet, wo es dem Geiste abzusehen erlaubt ist von den sogenannten geschichtlichen Zusammenhängen, um die stufenweise Verwirklichung der göttlich freien Idee selber ahnungsweise zu erfassen. Die Verschiedenheiten, die Mängel und Vorzüge der einzelnen Völkersprachen muß man demgemäß im Hinblick auf das Eidos, die Idee der Sprachen als die einander ergänzenden endlichen Auswirkungen des Logos verstehen. Von hier aus gesehen gewinnt das Studium fremder Sprachen erst seinen tieferen Sinn, seine höhere Bedeutung, insofern nämlich, unbeschadet des Eigentümlichen, das am meisten in den Lauten und in der Wortbildung zur Geltung kommt, das große Gemeinsame, welches sich am entschiedensten, wie schon Herder bemerkt, im Grammatischen durchsetzt, dem philosophischen Betrachter sichtbar wird.

In einem neueren, wohlbeachteten Buche über die Sprache, dem es keineswegs an vielen richtigen Gedanken mangelt, findet sich die ganz unphilosophische, deshalb aber vielleicht von vielen um so rascher gebilligte Behauptung, daß sich der Angehörige einer Menschheitssprache eines natürlichen Vorteils begebe, wenn er noch als Erwachsener deren Grenze überschreite, es sei denn, daß sein persönlicher Nutzen dringend das Erlernen einer fremden Sprache gebiete. Abgesehen davon, daß uns die Kenntnis einer anderen Sprache um die Bekanntschaft mit einem andersartigen Weltbild bereichert, daß also ein fremdes Wörterbuch oder eine

fremde Satzlehre zu den erstaunlichsten Entdeckungen im Reich der menschlichen Psyche führen können, kommt die wechselweise Aneignung anderen Sprachgutes, das Übertragen aus der einen in die andere Sprache, einem echten Gespräch, einer Wechselrede zwischen dem Ich und dem Du gleich. Denn auch die Verständigung zwischen Angehörigen derselben Sprache — vorausgesetzt, daß sie nicht der Freiheit des Denkens beraubt sind — erfordert bereits jenes Überschreiten der individuellen, oft freilich nur aus Schlagworten bestehenden Sprachgrenze, so daß man überhaupt sagen darf, im Gespräch erst erfülle die Sprache ihre Bestimmung. Dementsprechend ist das Gespräch zwischen Völkern, da die Summe alles Erkennbaren, wie Humboldt es ausführt, in der Mitte zwischen allen Sprachen liegt, die aus der Sprachenvielfalt uns erwachsene humanitäre Aufgabe: ein Versuch, der babylonischen Verwirrung aus menschlichem Vermögen zu steuern. Bedenken wir außerdem recht, welche tiefen und verhängnisvollen Mißverständnisse zwischen Menschen gleicher Zunge in Zeiten des Wirrsals und der Auflösung möglich sind, so können uns die Unterschiede zwischen den Sprachen der Völker nicht mehr so erheblich vorkommen, weil in Wahrheit ausschlaggebend ist jenes Gemeinsame, was über die Sprachen hinausgeht. Darum würde es auch nimmer möglich sein, sich in eine fremde Sprache einzuleben, wenn wir nicht insgeheim den Schlüssel für das System jeglicher Menschensprache in uns trügen, weil ja das Sprechen an sich, einerlei, welche Sprache es sei, die Zwiesprache zwischen dem Ich und dem Du, zu unserem menschlichen Wesen gehört.

Eine leise Vorstellung davon, daß es auf höherer Ebene des Seins eigentlich nur noch Eine Menschensprache geben dürfe, gelangt, den wenigsten bewußt, im Reich der Dichtung unangefochten zur Geltung, wenn etwa im Drama sich die Könige und Helden der verschiedenen Nationen, ob freundlich oder feindlich, durchweg ein und derselben Sprache bedienen. Dies ist freilich nur in der idealen Welt der Dichtung berechtigt, nicht in unserer Wirklichkeit, wo jedem Versuch, vom Menschen her eine Einheitssprache zu schaffen, der Makel sinnwidriger Abstraktion anhaftet, weil nur der freie geistige Austausch uns in unserer Zerrissenheit helfen und heilen kann. Gründet sich doch auch die Herrschaft des Ewigen Wortes auf Erden, das heimliche Königtum des Logos, auf die konkreten Worte der Bibel, die ja nicht an Eine Weltsprache gebunden ist, sondern in zahlreichen Völkerstimmen lebt und sich auslegt. Namentlich an den Worten Christi, der selber in der längst untergegangenen und uns unbekannten aramäischen Sprache predigte, wird es deutlich, daß ihre Wahrheit in der Mitte zwischen allen Sprachen liegt, und daß es ihre heilige Bestimmung ist, sich in der Zeit fortzupflanzen in den einzelnen, vieltönigen Mundarten der Völker; denn alle sind aufgeboten zur Zwiesprache mit Gott. Die wunderbare Tatsache, daß das Evangelium bisher in beinahe sechshundert Sprachen übersetzt worden ist und daß sich keine fand, in welcher es nicht hätte wiedergegeben werden können, zeugt für die geheimnisvolle Einheit aller Menschensprachen und stärkt uns in unserem zuweilen freilich jäh erschütterten Vertrauen auf das ersehnte Pfingstwunder der Völker, welches auch der Magus des Nordens im Sinne hatte, als er schrieb: „Gott hat sich die Vereinigung der Menschen vorbehalten zu einer einzigen Sprache, zu der einzigen wahren Erkenntnis."

RUDOLF PECHEL

Julian Apostata

„Denn die Geschichte liebt es, im Umlauf der Zeit die gleichen Konstellationen immer wieder heraufzuführen.“
Eunapios, Frg. 14, 5.

„Die Unfähigkeit zur Unterscheidung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen ist die gefährlichste Form des Wahnsinns.“ Julian, Lettres 165, S. 214.

Der große Magier und Lehrer Julians, Maximus, den der Dichter zu dämonischer Größe erhebt, sagt in Dmitri Mereschkowskis Roman „Julianus Apostata“ zu dem Kaiser: „Die Menschen werden dich verdammen, aber nie vergessen.“ Das trifft in Wahrheit auf diese zwiespältige Gestalt der Weltgeschichte zu. Gelehrte und Dichter, wie Voltaire und Henrik Ibsen, haben immer wieder mit der Deutung seines Wollens und seiner Rolle im Gang der Geschichte gerungen.

Jetzt ist ein neues großes Werk des Philologen und Religionshistorikers an der Genter Universität Joseph Bidez „La Vie de l'Empereur Julien“ in der ausgezeichneten deutschen Übertragung von Hermann Rinn, eingeleitet von F. Dölger, mit dem Titel „Julian der Abtrünnige“ unter Mitarbeit unseres Berliner Kirchenhistorikers Hans Lietzmann erschienen (München, Georg D. W. Callwey. Mit vielen Bildern. RM 9,50). In der sympathischen Haltung des wahren und berufenen Historikers läßt Bidez mit eindringlicher Psychologie das Bild Julians auf dem reich und bunt geschilderten Hintergrund seiner verworrenen Zeit erstehen in ausgewogenem, klugem Urteil, Vornehmheit der Darstellung und vollkommener geistiger Freiheit, die sich keine zu beweisende These von vornherein stellt und nicht richtet, wenn das Beweismaterial nicht schlüssig ist. Hier ist eine klassische Biographie aus gründlichster Kenntnis der Quellen und einer klaren Konzeption entstanden.

Deutlich wird das Problem sichtbar, ob man Julian mit Recht das Prädikat eines Revolutionärs oder eines Reaktionärs beilegen dürfe. Um es vorwegzunehmen: ein Revolutionär war dieser Mann nicht. Diese Benennung ist wohl nur aus der billigen Neigung zu erklären, jeden, der sich nach der Offenbarung der christlichen Religion gegen das Christentum wandte, als Revolutionär zu bezeichnen und dadurch die Bedeutung solcher Figuren ohne Dauerwirkungen zu steigern. Julian wollte bestimmt nichts grundlegend Neues und Umstürzendes und hat sich selber niemals als Revolutionär empfunden.

Aber ihn schlechthin einen Reaktionär zu nennen, hieße die historische Wirklichkeit verfälschen. Die Triebkräfte seines Handelns waren zweifellos national und konservativ. Konservativ freilich in der Abart dieses so viel mißbrauchten Wortes, wie wir sie in dem Deutschland nach 1918 in gewissen politischen Gruppen erlebt haben, in denen sich sehr heterogene Elemente unter dieser Spitzmarke zusammenfanden, die eine wahrhaft konservative Politik, ja beinahe auch den konservativen Gedanken zugrunde richteten. Auch Julian, der immer wieder seine Bindung an die Tradition betonte, fehlte die letzte, echt konservative Klarheit im Denken und in der Zielsetzung. So entstand sein zum Scheitern verurteilter Plan, die alten

Götterkulte mit theosophischen Elementen der Schule des Jamblichos zu durchsetzen und diese haltlose Mischung von Lehren und Praktiken unter die Obhut einer halb heidnischen, halb christlichen Kirche zu stellen.

Mehr noch als andere ist Julian nur aus der Zeit heraus zu erklären, in die er hineingeboren war. Nachdem den Christen durch Konstantin den Großen nahezu alle Privilegien, die früher den Heiden geeignet hatten, verliehen waren und unter seinem Nachfolger Konstantius, einem der unsympathischsten Akteure der Weltgeschichte, sich die blutige Verfolgung nun gegen die Heiden wandte, erlebte die Christenheit ihre große Stunde in einem denkbar ungünstigen und unerfreulichen Zustand. Von dem großen Athanasius und einigen wenigen anderen lauteren Gestalten abgesehen, zeigten die in öffentlichen Ämtern und vor allem in der Umgebung des Kaisers stehenden Bekenner des christlichen Glaubens aber auch in gar nichts eine Haltung, die sich nach christlicher Sittlichkeit ausrichtete. Die Kirche war in die Arianer und die Anhänger des Athanasius, um die kleineren Sekten zu übergehen, unheilvoll zerspalten und führte vor der Öffentlichkeit ein widerwärtiges Gezänke mit tödlichem, vergiftetem Haß, so daß eine werbende Kraft von diesen Vertretern des Christentums nicht ausgehen konnte. Unter Konstantius und seiner verbrecherischen Umgebung nahmen die Kämpfe die Form von Verfolgung an, und die Anhänger von Athanasius waren ihres Lebens nicht sicherer als die Heiden. Die Christen zerfleischten sich untereinander wie wilde Tiere. In der Umgebung des Kaisers Konstantius, in der nicht ein redlicher Mensch war und die nur Kreaturen, niedrige Schmeichler und Speichellecker, Kämmerer, Köche, Barbiere als Vertraute des Kaisers bildeten, gaben sich Bischöfe und andere, die sich Christen nannten, dazu her, für jeden Schurkenstreich wie die gerissensten Winkeladvokaten eine gesetzliche Rechtfertigung zu finden. Über das ganze Reich herrschte eine Geheimpolizei, die mit den verruchtesten Mitteln alles bespitzelte und überwachte und in der Person des Paulus Catena, dessen Beiname „Kettchen" schon seine Art ausreichend kennzeichnete, und dem Kämmerer Eusebios ihre allmächtige Spitze fand, die dem Kaiser bei seinem krankhaften Mißtrauen und seiner ekelerregenden Angst vor Attentaten und Nebenbuhlern packte und durch blutigen Terror und bedenkenlose Verleumdung Unbequemer dem Feigling die nötige Ruhe schaffte. Massenhinrichtungen fanden statt, und das Beil des Henkers war das einzige Argument dieses Systems.

Es kam hinzu, daß die zunehmende Auflösung des Reiches sich so sichtbar vollzog, daß sie den Augen der Untertanen nicht verborgen bleiben konnte. Sie war in den Verwüstungen durch feindliche Einfälle und die ständige Bedrohung der Reichsgrenzen begründet, aber ebensosehr in dem chaotischen Zustand der Geister und dem Streit der Ideen. Es herrschte ein Massenelend, und wie immer hielt der sittliche Niedergang Schritt mit der Verschlechterung und Unsicherheit der Währung. Überall wucherten der Polizei zum Trotz Geheimgesellschaften, und der Mensch war dem Menschen ein Wolf.

Der im Jahre 331 geborene Julian, der seine Mutter nicht gekannt hat, ihr aber einen schwärmerischen Kult edelster Art widmete, sah seinen Vater und die meisten seiner Verwandten durch die Mörderhand seines Vetters Konstantius fallen und erlebte es, daß sein Bruder Gallus, kaum daß er von Konstantius mit dem Purpur des Cäsar als Mitregent bekleidet war, gleichfalls dem Henker zum Opfer fiel. In dem Geschlecht der Flavier war der Verwandtenmord zur Tradition geworden. Von frühester Jugend an war Julian unausgesetzt von dem finstersten Argwohn seines kaiserlichen Vetters umgeben, und sein Leben stand unter ständiger

Todesdrohung, die mehr als einmal zum Erfolg geführt hätte, wenn nicht die Gattin des Kaisers, die kluge Eusebia, die Hand über ihn gehalten hätte. Seine Jugend verlief in strenger Klausur, und es bedurfte stärksten Zuredens der Kaiserin, daß er, der fern von Konstantinopel in der Verbannung lebte, in die Hauptstadt Ostroms zurückkehren und später die Universität in Athen beziehen durfte. Nach der Ermordung des Gallus wurde er 355 zum Cäsar in geheuchelter Freundlichkeit von Konstantius, durch die immer wieder das Beil des Henkers blitzte, ernannt und 356 nach Gallien geschickt, um diese durch die Einfälle der Germanen schwer bedrohte und zerrüttete Provinz wieder in Ordnung zu bringen. Im Jahre 357 erfocht er, unterstützt durch tüchtige Feldherren, den großen Sieg über die Alemannen und bewährte sich im Kriege wie in der Verwaltung, so daß Gallien in kurzer Frist wieder in Ordnung kam. Als Konstantius, um die neue Machtstellung Julians zu schwächen, seine besten Legionen abberufen und zum Kriege gegen die Perser schicken wollte, meuterten die Legionen und riefen bekanntlich Julian in Paris zum Augustus aus. Nur durch den 361 erfolgenden Tod des Konstantius wurde der blutige Bürgerkrieg vermieden, und Julian konnte ohne Widerstand die Herrschaft des Reiches antreten. Im zweiten Jahr seiner Regierung unternahm er einen großen, ungenügend vorbereiteten Feldzug gegen die Perser trotz Abratens der Militärs, auf dem er im Jahre 363 nach anfänglichen Siegen fiel.

Julian hat die Narben, die seine Seele in der Kindheit empfing, durch die ständige Bedrohung und die fortwährende erzwungene Heuchelei wie alle andern Menschen, die Ähnliches in freudloser Kindheit erleben, niemals glätten können. Aus seiner Frühzeit erklärt sich das Sprunghafte seines ganzen Wesens und der Bruch in seinem Charakter. Er war der alte freigeborene Vogel nicht mehr. Rückhaltlos muß anerkannt werden, daß Julian ein hochbegabter Mensch von sehr reinem und starkem Wollen, der nach Selbstzucht strebte, gewesen ist, feinnervig, empfindsam, begeisterungsfähig, künstlerisch begabt, tatkräftig und ausdauernd, von einfachen Sitten, bescheiden in seiner Lebensführung, leidenschaftlich in seiner Freundschaft, ohne Rassenhochmut und voll Seelengröße und Edelmut gegen seine Feinde, von einer fast rauschhaften Neigung zu geistigen Dingen, ausgezeichnet durch Glut und Reinheit des Glaubens. Er lebte nach den Geboten des Mithras: mehr Mut, mehr Gerechtigkeit, mehr Brüderlichkeit, mehr Reinheit. Aber durch seine Jugenderlebnisse und die widerstreitenden Bildungselemente, die seinen Geist und seine Seele formten, wurde als Reaktion der Trieb zum Romantischen, zu unklarer Mystik, zum zügellosen Glauben an die Sterne, Weissagungen und Träume in ihm gestärkt, der es ihm verwehrte, zu letzter geistiger Disziplin und transparenter Klarheit zu gelangen, die allein ihn hätten befähigen können, die selbstgestellte große Aufgabe zu lösen.

Er war von den Lehren des Christentums als Knabe und Jüngling auf das tiefste erschüttert und innerlichst berührt, im Grunde hat er in sich das Christentum niemals überwunden, und sein Kampf gegen den Galiläer blieb ein Kampf gegen sich selbst. Gerade aus dem Gegensatz zu seiner Umgebung und Umwelt entwickelte sich um so glühender sein Durst nach Schönheit, den er, begeistert von Homer und Hesiod, nur in dem Ideal des klassischen Hellas befriedigen zu können glaubte. Als Julian, der ein gläubiger Christ gewesen war, mit zwanzig Jahren zum Apostaten wurde — öffentlich sagte er sich erst als Kaiser los — wandte er sich in voller Ehrlichkeit und überzeugt dem Glauben an die alten Götter, vor allem an den Sonnengott Mithras, zu. Aber er fand nicht den magnetischen Pol,

nach dem sein Kompaß sich hätte ausrichten können, niemals überwand er die eigene Zwiespältigkeit und blieb ein unklarer Romantiker mit fehlendem Wirklichkeitssinn. Mit heiligem Eifer trat er sein Amt als Kaiser des Reiches an. Er strebte mit bemerkenswerter Anstrengung nach Selbstzucht, nach Großmut, die er seinen Feinden gegenüber bewährte, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, auch hier die Schranken der Wirklichkeit nicht sehend. Der glühende Wunsch, seinen Untertanen das Glück zu bringen, führte zunächst zu nichts als einer Gesetzesmacherei, die selbst in der gesetzgebungsfreudigen römischen Kaiserzeit nicht ihresgleichen hat. Er versuchte, sein hohes Amt in Nachfolge Marc Aurels zu erfüllen im Dienste am Untertan, in der Abschaffung jeglicher Ungerechtigkeit und blutigen Tyrannei, er säuberte den kaiserlichen Palast von Schmarotzern und Eunuchen, den Speichelleckern und Verbrechern, er versuchte, das Beamtentum ehrlich zu machen und die Polizeibedrohung aufzuheben sowie im Heere nur den Offizieren von Erfahrung das Kommando zu geben. Er zog Gelehrte und Philosophen an maßgebende Stellen der Regierung. Aber dieser romantische Traum gedieh ebensowenig zur Reife wie der seiner politischen Reform.

Die eigentliche innere Peripathie Julians liegt kaum in seiner Abkehr vom Christentum, die ja keine völlige war, sondern in der Tatsache, daß er, zur Macht gediehen, die Konfrontierung mit der Wirklichkeit innerlich nicht bestehen konnte. Er flüchtete vor der Erkenntnis der Realität noch tiefer in die Mystik. Sein leidenschaftlicher Arbeitswille verführte ihn zu dem Bemühen, gerade auf Gebieten sich hervorzutun, für die ihm die Begabung fehlte. Er entdeckte selber sich als die Reinkarnation Alexanders des Großen und seine Sohnschaft zum Sonnengott. Er neigte je länger je mehr zu gefährlichen Improvisationen. Er war zu schwach, die eigene Erkenntnis zu ertragen und war weder im Guten noch im Bösen stark wie die Menschen, die nur eine Wahrheit sehen. Er begriff nicht, daß Gott nicht im Sturm ist, sondern in der Stille. Aus seiner schweren Jugend her und der mangelnden sicheren Lebensmitte brauchte er die tägliche Bestätigung durch andere. Deshalb buhlte er um die Volksgunst und den Beifall der Soldaten. Auf Gewalt verzichtend, versuchte er seine Gegner zu überreden, aber in seiner inneren Unsicherheit meinte er, die fehlende Durchschlagskraft seiner Argumente durch unendliche Wiederholungen, ja durch peinliches Schreien ersetzen zu können. Erst als er einsehen mußte, daß er im Grunde niemand als aufrichtigen Helfer zur Seite hatte und daß die Hellenen sich nach dem Gesetz der ewigen menschlichen Erbärmlichkeit genau so schamlos und eigensüchtig benahmen wie die ihm verhaßten Christen aus der Umgebung des Konstantius, wandte sich sein Wesen zur Gewalt.

Hatte er zunächst von Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Christen, die er für das Scheitern seiner Bemühungen verantwortlich machte, abgesehen außer dem nahezu tödlichen Gesetze, ihnen jegliche Möglichkeit der Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder zu nehmen, und durch Toleranzedikte den Götterkult wieder hergestellt, so würde er, enttäuscht durch die Wirklichkeit, wohl zu blutigen Maßnahmen gegriffen haben, wenn er lebend und siegreich aus dem Perserkriege heimgekehrt wäre. Seine innere Enttäuschung suchte er zu verbergen, die ihm gerade die Hellenen bereiteten, die wohl an den prunkvollen Opferdiensten für die alten Götter teilnahmen, aber lächelten, wenn der Kaiser den Rücken wandte. Er fand leere Tempel und überall pflichtvergessene Priester, denen er vergeblich zur Gewinnung neuer Andächtiger christliche Gebräuche anempfahl, vor allem die Übung tatkräftiger Nächstenliebe. Aber dem Kult der alten Götter und dem neuen Hel-

lenismus fehlten durchweg die Hellenen, den verehrungswürdigen Überlieferungen die Gläubigen. Zwar mehrte sich die Zahl der Bekenner des alten Glaubens, aber ihre Haltung war lau, bedachten doch viele ängstlich, wie man denn vor dem Nachfolger des Kaisers würde mit diesem Glauben bestehen können. Er sah seine Vision der Wiederkehr der – von ihm poetisch verklärten – Vergangenheit immer mehr schwinden. Das Trugbild hielt der rauhen Wirklichkeit nicht Stand.

Die Wirkung von Julians Regierungszeit auf die christliche Kirche war eine ausgesprochen heilsame: durch die Gefährdung der christlichen Existenz überhaupt wurde die Kirche zur Einheit geführt und vergaß ihre kleinen Streitigkeiten, so daß Julian in der Geschichte der Kirche nichts anderes blieb als ein „Wölkchen, das schnell vorüberzog". Er blieb ein Werkzeug in der Hand des Herrn, eine Zuchtrute, nicht zum Tode, sondern zur Auferstehung, ein Gefäß, nicht gemacht zu Unehren, sondern zur Verherrlichung Gottes, wie es in den Schlußworten von Ibsens Galiläerdrama heißt. Für die Entwicklung der Menschheit ist die Tatsache von größerer Bedeutung, daß ohne ihn noch weniger vom antiken Schrifttum überliefert wäre, als sein Kampf gegen das Christentum.

Sein Schicksal war nicht so sehr eine geschichtliche Tragödie wie eine mehr private, menschliche, sein einziger Frevel wohl nur der, daß er in seiner Wirklichkeitsblindheit sich an eine Aufgabe wagte, zu der seine Kräfte nicht ausreichten, und daß dadurch sein eigenes Unvermögen zur Tragödie für viele Tausende wurde. Er glaubte, eine geschichtliche Mission zu erfüllen, und kämpfte nur vor der Weltöffentlichkeit den Kampf mit seiner eigenen Natur aus in seiner ganzen symbolischen Bedeutung für das Menschengeschlecht.

Man soll „von denen, die an seiner Gestalt Anteil nehmen, weder Mitleid fordern noch Billigung dessen, was er erstrebt und gedacht, sondern nur die Achtung vor dem Adel seiner sittlichen Haltung." Er irrte, aber er irrte edel. Er erkannte nicht die letzte Mission der christlichen Religion: „die Fortdauer menschlichen Elends ertragen zu helfen und die Vernichtung der Kultur zu verhindern, in dem sie der Arbeit der Hände und dem Leiden den Adel ihres Sittengesetzes verlieh."

★

Mit der Feststellung eschatologischer Dinge soll man vorsichtig sein, ihre Heraufkunft vermag der Menschengeist nicht zu erkennen, ihren Zeitpunkt bestimmt Gott allein. Aber oft meinte der Mensch, die letzten Tage nahen zu sehen, und Propheten und Dichter verkündeten sie. So gibt eine tiefere Deutung noch als der Historiker der Dichter. Mereschkowski läßt Maximus zu Julian sagen: „Die kommenden Geschlechter werden in dir – mich, in deiner Verzweiflung – meine Hoffnungen, in deiner Schande – meine Majestät erkennen, wie man die Sonne durch den Nebel hindurch erkennt. – Geh und stirb für den Unbekannten, für den Kommenden, für den Antichrist."

Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke (1801–1891)

Aus seinen Briefen und Schriften

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß, aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine – oder beide – die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

An Professor Bluntschli, 11. Dezember 1880.

*

Wenn man bedenkt, wie wenig von solchen Erfolgen [in den Kriegen 1866, 1870/71] man sich selbst zuzuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so lernt man von selbst Bescheidenheit.

*

Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Vaterland und Ehre! Dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit.

Reichstagsrede, 16. Februar 1874.

Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt – wenn dieser Krieg zum

Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!

Reichstagsrede 14. Mai 1890.

*

Das Christentum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipiert und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf? Man kann sich über alles verständigen, nur nicht über Dinge, an welche das menschliche Begriffsvermögen nicht heranreicht, und gerade über solche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch gestritten, hat die Welt verheert, von der Vertilgung der Ariana an durch dreißigjährige Kriege bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition, und was ist das Ende aller dieser Kämpfe – derselbe Zwiespalt der Meinungen wie zuvor.

*

Die Vernunft steht nirgends in Widerspruch mit der Moral, das Gute ist schließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln hängt nicht von ihr ab. Hier entscheidet die herrschende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vasallen, hat Gott das zweischneidige Schwert des freien Willens geschenkt, diese Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammnis führt.

Aber auch ein sicherer Ratgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst unabhängig, hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unfehlbare Richter, welcher sein Urteil in jedem Augenblick spricht, wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme auch endlich den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt.

*

Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben durch geforscht? Wozu die tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus ist?

Aus den „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben".

H. M. PETERSSEN

Justus Möser, der deutsche Machiavell

Ob Männer die Geschichte machen oder die Geschichte Männer, das ist eine Frage, über die schon oft und anregend gestritten worden ist. Könnte es sich aber nicht vielleicht auch folgendermaßen verhalten: Männer, die fähig wären, große Aufgaben zu einem guten Ende zu bringen, werden zu allen Zeiten, auch in den politisch hoffnungslosesten, geboren. Aber weit öfter, als daß sie zum Zuge kommen, schreitet die Geschichte achtlos über sie hinweg. Sie bleiben dazu verurteilt, lediglich in der privaten Sphäre wirksam zu werden, oder zumindest mit einem nur geringen Teil der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte an den öffentlichen Angelegenheiten mitzuschaffen.

Es ist die Persönlichkeit des osnabrückischen Advokaten Justus Möser, die mich in jenen Gedankengang einbiegen ließ. Das mag im ersten Augenblick befremden, denn Möser war ja immerhin ein weit über seine engere Heimat hinaus bekannter und berühmter Mann. Auch an äußeren Erfolgen hat es ihm, weiß Gott, nicht gefehlt: Schon dem Siebenundzwanzigjährigen vertraute die Regierung mit dem Titel Advocatus patriae ihre Vertretung gegenüber den Ständen an, und wenige Jahre später ernannte die westfälische Ritterschaft Möser zu ihrem Syndikus. So war er also Richter und Anwalt in einer Person, doch diese politische Stellung sollte schließlich dadurch noch einzigartiger werden, daß ihm Georg III. von England, als Vormund des im Säuglingsalter stehenden bischöflichen Regenten von Osnabrück, bereits im Jahre 1764 weitgehende Vollmachten in Regierungsangelegenheiten gab.

Aber das Hochstift Osnabrück war nur ein winziger Flicken, einer der kleinsten im bunten Narrenkleid des weiland Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und es waren nur ganze 120 000 Seelen, denen das Schicksal die Wohltat beschert hatte, einen Mann wie Justus Möser zum Sachwalter zu haben. Diesem Manne selber aber wurden eben durch seine Pflichten zugleich auch Beschränkungen auferlegt, die man ganz erst dann begreift, wenn man sich in gewisse Teile derjenigen seiner Schriften vertieft, denen er – gewiß bezeichnend genug – den Titel „Patriotische Phantasien" gegeben hat.

Eine Anzahl dieser Aufsätze, die ursprünglich sämtlich in den von Möser gegründeten Osnabrückischen Intelligenzblättern erschienen sind, entsprechen dem praktischen Zweck, den Goethe ihnen zuschreibt, wenn er sagt: „Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen..." Daneben aber bleibt eine ganze Reihe, die von diesem Nützlichkeitsstandpunkt aus nicht ohne weiteres zu erklären ist. Vielmehr hat man hier den Eindruck, daß der Verfasser, vielleicht von der Beschwerlichkeit und Kleinlichkeit des Tagesgeschäftes dazu getrieben, den sich selbst gesteckten Rahmen sprengt und ein anderes Ich zu Worte kommen läßt, für das im osnabrückischen Alltag weder Raum noch Ohr vorhanden war. Ich denke dabei zunächst einmal an jene Aufsätze, die sich mit der deutschen Außenpolitik befassen.

Gewiß, man liest richtig: mit der deutschen Außenpolitik, nicht etwa mit der Osnabrücks oder des Landkreises Westfalen. Und das zu einer Zeit, da von Deutschland doch nur die Dichter und Ideologen sprachen. Möser war aber keines von beiden. Zum Dichter fehlte seinem Wesen das erotische Moment, zum Ideologen die Fähigkeit, eine Sache immer nur von der einen, der verhätschelten Ideologie angenehmen Seite aus zu sehen. Mösers starker Verstand hatte sich an der Geschichte herangebildet. Daß es aber dann nicht beim üblichen historischen Denken allein geblieben ist, das verdankte er seinem warmen, zur wahren Leidenschaft fähigen Herzen. Davon mag eine Stelle aus dem Aufsatz zeugen: „Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherren wiederum zur Handlung vereinigen?"

„Deutschland hat seine Häfen wie andere Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Allein solange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.

Schon in der Taufe, wie unsere Vorfahren aus dem Heidentum bekehret wurden, mußten sie nicht bloß dem Teufel, sondern auch den Teufelsgilden, das ist allen den großen Verbindungen entsagen, welche sie in Ermangelung einer vollkommenen Oberherrschaft nach dem Exempel aller freien Völker unter dem Schutze einer irdischen Gottheit zu ihrer Verteidigung und Aufnahme errichtet hatten. Die besorgte Eifersucht Karls des Großen verstattete ihnen kaum, ihre Schiff- und Brandassekurationsgesellschaften beizubehalten. Alle übrigen Verbindungen wurden aufgehoben...

Auf dem Reichstage zu Worms von 1231 ward die Frage aufgeworfen: ob eine Stadt oder Gemeinheit mit anderen Verbindungen oder Gesellschaften aufrichten könnte? Und der gute Kaiser Heinrich erkannte mit Rat der Reichsfürsten, daß ihnen dergleichen nicht erlaubt sein könnte. In der neuesten Wahlkapitulation heißt es endlich noch, wiewohl leider zu einem sehr großen Überfluß: Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercia des Reichs zu Wasser und zu Land nach Möglichkeit befördern, dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerbsleute und andre, so bisher mit ihrem Geld regiert, gar abtun.

Und so hat zu allen Zeiten, von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen hat erheben wollen, bis auf die heutige Stunde, ein feindseliges Genie gegen uns gestritten. Man denke aber nicht, daß unsere Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben. Nein, die Territorialhoheit stritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen; und der Untergang der letzteren bezeichnet in der Geschichte den Anfang der ersten. Wäre das Los umgekehrt gefallen: so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in dem heftigsten Kriege gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hatten. Nicht Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen.

Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der Hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen und Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nötigte, den Briten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckte und zu entdeckende Weltteile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeiget als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenket, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht.

Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nötigte, den Frieden von ihm mit 10 000 Pfd. Sterling zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit eben dem Übergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren getan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadores dieser deutschen Kaufleute zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhundert behauptete er die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen gegen die Holländer. Und dieser große Geist der Nation ist es, welchen Ihro Kaiserliche Majestät allergnädigst abzutun geschworen haben. Dieser Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde, ist es, welchen die Reichsfürsten nicht ohne Ursache verfolgt, aber allzeit übereilt erstickt haben. Was muß ein Deutscher nicht empfinden, wenn er die Nachkommen solcher Männer gleichsam in der

Karre schieben, oder Austern fangen, Zitronen aus Spanien holen und Bier aus England einführen sieht?..."

Diese großartige Vorstellung von den außenpolitischen Möglichkeiten eines einigen Deutschlands wußte nun Möser aber auch durch entsprechende Gedanken über eine notwendige innere Umbildung zu unterstützen. Ebenso wie er als Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte" bei der Darstellung der Vergangenheit vom Volk und dem von diesem besiedelten Land und von den vielartigen Beziehungen, die sich zwischen beiden ergeben mußten, ausgegangen war, ebenso hat er als Politiker immer wieder den Zusammenhang herzustellen versucht zwischen den Einrichtungen der Gegenwart und den gerade in Westfalen noch besonders reich vorhandenen alten germanischen Überlieferungen. In einem oft sich zu leidenschaftlicher Polemik steigernden Gegensatz zur neuen Naturphilosophie beweist er an Hand der ältesten Geschichte die Zweckmäßigkeit einer straffen ständischen Gliederung, umreißt er die ungeheuer wichtige Rolle, die der Besitz in der menschlichen Gesellschaft spielt, und zwar der echte, mit dem Land auf Gedeih und Verderb verbundene Besitz, und nicht die jeder Konjunktur unterworfene fahrende Habe.

„Überall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung, es sei zum Handel oder zur gemeinschaftlichen Verteidigung, liegt, außer der Menschheit, eine dem Zwecke angemessene Actie oder Wahre zum Grunde, die einer besitzen muß, um Genosse zu sein. Das geringste Dörfchen hat mehrenteils seine ganzen, halben und Viertelwahren... und wenn ein Ungewahrter darin auftreten und sagen wollte: ich bin ein Mensch und darum laßt mich ein Stück Vieh auf die gemeine Weide treiben, so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist ein Narr; die Menschen erhalten in unserem Dorfe nicht mehr, als was wir ihnen aus gutem Herzen geben wollen...

Allein es verdient immer noch tiefe Bewunderung, daß unsere rohen Vorfahren, die sogenannten Barbaren, einen solchen Plan erfunden und sich dabei so lange glücklich erhalten haben; bis die christliche Religion die Gesetze, welche Moses den ziehenden Israeliten gegeben hatte, den erbgesessenen Landeigentümern unter Begünstigung jener Vermischung der Geld- und Landactie nach und nach aufnötigte...

Nie wird der Araber, der zu Pferd gerüstet auszieht, die Beute mit dem Marketender, welcher ihm den Branntwein für Geld nachbringt, teilen, so wenig dieser solches nach dem Rechte der Menschheit zu fordern befugt ist. Ja selbst das Reich Gottes ist auf Actien gegründet. Wer eine Actie, nämlich den Glauben an Jesus Christus, nicht besitzt, ist bekanntlich davon ausgeschlossen..."

Wie aber hatte es so weit kommen können, daß jene alten, verbrieften Rechte außer Kraft getreten und schließlich sogar in Vergessenheit geraten waren? Schuld daran trug die verhängnisvolle Stärkung der Territorialhoheit, antwortet Möser. Der absolutistische Beamtenstaat, das lag in seinem Wesen, mußte den Rechten und Freiheiten des gewahrten Bürgers feindlich gesinnt sein. Er nahm diesem die Waffe aus der Hand und gab sie dem Söldnerheer. Aus Bürgern waren Untertanen geworden.

„Jetzt kennt der schatzbare Untertan seinen Landesherrn nur dem Namen nach... und überhaupt von der ganzen Maschine, welche den Soldaten auf die Batterie oder auf die Minen führt, und womit der große Herr eine halbe Welt im freudigen Dienste aufopfern kann, kommt ihm nichts zu Hilfe; und dennoch soll der arme, redliche Hund Liebe fürs Vaterland, Eifer zum Steuren, Fleiß zum Ackerbau, esprit de corps und unzählige Tugenden besitzen; er soll bloß aus Geiz ein Wirt und für eine kalte Predigt fromm sein, oder Gut und Blut aus Furcht vor Strafe aufopfern.

Eine solche elende Politik, welche die Griechen und Römer, die den Menschen besser kannten und nützten, als den höchsten Grad der Unmenschlichkeit und des Unverstandes angesehen haben würden, könnte aber auf einmal in eine bessere verwandelt werden: wenn man alle vorhin gedachten ehrbaren Männer in eine Uniform kleidete, diese zur wahren Ehrentracht machte, und die Geschichte der Kunst, den Menschen zu führen, besser benützte..."

Also die allgemeine Wehrpflicht, oder vielmehr das Wehrrecht, wieder einzuführen, schlägt Möser dem einsichtigen Fürsten vor. Das Wehrrecht als Mittel zu einem hohen Zweck: dem allgemeinen Chaos, das er herannahen fühlte, sollte mit Hilfe der von neuem bürgerlichen Selbstbewußtsein erfüllten besten Kräfte des Landes gesteuert werden. Das Chaos in Worte zu fassen, die drohende Zersetzung der Gesellschaft dem Volk als Ganzem, etwa durch Zeitungsaufsätze, bewußt zu machen, das, meinte Möser, wäre ebenso verfehlt gewesen wie die Aufklärungsversuche der französischen Revolutionsmänner. Die wahre Regierungskunst muß darin bestehen, den Menschen dahin zu bringen, daß er die zu seinem eigenen Besten notwendigen Handlungen begeht. Wie das erreicht wird, ist eine Frage zweiter Ordnung.

„Wenn man einem jeden den Bissen so zuschneidet, daß er ihn in den Mund fassen kann, und er davon satt wird, so ist das keine Täuschung. Der Mensch will, nach einem natürlichen Triebe, von allen Dingen einen Grund wissen; das Kind beruhigt sich mit andern Gründen als der Mann, und das Volk mit andern als der Weise. Dieses ist allgemeine Erfahrung, welcher zufolge man ein Kind mit einem Zuckerbrot weiter bringt als mit dem besten Schlusse. Dagegen ist es bloße Theorie, daß jeder Mensch durch Gründe, in Worte gefasset, regieret werden müsse. Die ganze Schöpfung kann ohne Hilfe der Metaphysik zu uns sprechen, so auch der Redner zum Volke; seine Tränen werden mit den meinigen fließen, und seine Wut wird sich mit der meinigen vereinigen, ohne daß es lange untersucht, ob sie gerecht sind . . ."

Mit der gleichen zynischen Offenheit wie sein großer Geistesverwandter Machiavell schreibt hier der deutsche Advokat die Gesetze des politischen Handelns nieder. Es sind das gewissermaßen Urgesetze, dem zufälligen Wechsel der Staatsverfassung nicht unterworfen und in ihrer Gültigkeit abhängig allein vom Bestehen einer menschlichen Gesellschaft. Die Kunst, den Menschen zu führen, ist es, von der jeder nachhaltige politische Erfolg bestimmt wird. Für den Lenker eines Staates sind sogar die menschlichen Tugenden nichts weiter als Werkstoff. Ist er ein Meister seines Faches, dann wird er freilich gerade mit Hilfe dieses Werkstoffes das wunderbarste und dauerhafteste Gebäude errichten können.

Neben diesen grundsätzlichen politischen Gedanken hat Möser eine Unmenge kleiner Artikel veröffentlicht, die sich, man kann wohl sagen, mit fast allen Lebensgebieten befassen. Ein Mann, der so richtig dachte, wie Möser, konnte nicht anders als gut schreiben, und so sind ihm denn auch in diesen nur für den Tag bestimmten, aber in einer klaren, sehr dinglichen Sprache vorgetragenen Aufsätzen wahre kleine Kunstwerke gelungen. Unaufdringlich, aber zielbewußt dienten sie der Volksbildung, deshalb hat ihr Verfasser meist irgendeine den Leser anreizende Form für sie gewählt, etwa die der Erzählung oder die des Briefes. Zunächst an den einfachen Bürger und Landmann des Hochstiftes gerichtet, gewannen sie rasch den Beifall auch der literarischen Kreise ganz Deutschlands. Man kann überhaupt feststellen, daß Möser unter seinen Zeitgenossen sehr viel Anerkennung gefunden hat, und das, trotzdem sein politisches Ideal doch keiner Zeit so fremd gewesen ist wie dem achtzehnten Jahrhundert. Damals kam es eben noch vor, und es ließen sich Beispiele genug dafür aufbringen, daß man auch in dem anders Meinenden den guten Denker und ausgezeichneten Schriftsteller bewunderte. Spätere, sogenannte freiere Zeiten haben dann freilich, sehr zu ihrem Nachteil, rasch Wandel hierin geschaffen.

Die Auswirkungen der französischen Revolution hat Möser nicht mehr erlebt. Die Männer, die dann die Probe auf die Richtigkeit seiner politischen Gedanken machen durften — ich denke zum Beispiel an Fichte und Arndt — waren keine




Politiker. Sie sahen in den Idealen, die sie predigten, den Endzweck und konnten dem Rückschlag nach den Freiheitskriegen wenig mehr als ihre Enttäuschung entgegensetzen. Und als man schließlich in den achtundvierziger Jahren die sogenannte bürgerliche Freiheit errungen hatte, da fehlten die Bürger im Möserschen Sinne. Politisch und geistig unvorbereitet und weltenweit entfernt von jener sittlichen Erneuerung, die Möser vorgeschwebt, wurde der deutsche Bürger von der Freiheit gleichsam im Schlaf überrascht; kein Wunder also, daß er sich als ein undankbarer Sohn erwiesen hat und es seinen liberalistischen Professoren hingehen ließ, daß sie einen Mann wie Möser bis in die jüngste Gegenwart als Reaktionär verketzerten.

Rundschau

Prophezeien? Eines der schönsten Gedichte aus dem letzten Gedichtbande Stefan Georges, der den Titel „Das Neue Reich" führt, ist „einem jungen Führer im ersten Weltkrieg" gewidmet. Schon als dieses Gedicht in dem Sonderdruck „Drei Gesänge" im Jahre 1921, also knapp drei Jahre nach Kriegsschluß, in der vollsten Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit der europäischen Menschen zuerst erschien, faßte man eine solche Widmung bei uns mit Recht als eine betonte Prophezeiung auf, da der Dichter Stefan George den damals so weitverbreiteten und im Versailler Friedensprogramm schier mit Ewigkeitsketten verankerten Glauben, der „Weltkrieg" wäre eben der Weltkrieg, der einzige und letzte ganz große Krieg gewesen, nicht teilen wolle. George hat sich auf sein Sehertum denn auch nicht wenig zugute getan. Ein Jahrzehnt später konnte eine solche Prophezeiung neuer großer Weltkriege in ihrer pathetischen Allgemeinheit aber jedermann als ein handfester Gemeinplatz erscheinen, so fern auch die damalige Welt noch von einem kausal errechenbaren neuen Kriegsbrand gewesen ist. Wer sich jedoch vollends nach 1933 und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland noch in eine prophetische Aura hüllen wollte, mußte dann schon wie Oswald Spengler in seiner letzten Schrift über die „Jahre der Entscheidung" wesentlich deutlicher werden und die beschwörende Mahnung aussprechen, daß wir (damals, nämlich 1933) „vielleicht schon dicht vor dem Ausbruch eines neuen Weltkrieges stünden". Spengler hat seinerzeit mit dieser Schrift und ihrer Mahnung im besonderen keine geringe Wirkung ausgelöst. Er hat sein geschichtsphilosophisches Prophetentum auf dem speziellen Gebiete der Realpolitik in den Augen eines breiten Publikums noch einmal erweisen können, um dann „rechtzeitig", ehe ihn die Entwicklung der Dinge völlig widerlegte, aus der Welt zu gehen. „Völlig widerlegte"? Hat er nicht mit der Prophezeiung auf einen vor der Tür stehenden neuen Weltkrieg recht gehabt? In der Tat ist diese Prophezeiung so allgemein, wie sie hier ausgesprochen wurde, eingetroffen, im übrigen hat sich aber keine einzige der Kausalitäten, die zur Auslösung des gegenwärtigen Konfliktes führten, auf der Linie der in der Spenglerschen Schrift ausgeführten Gedankengänge vollzogen. Die Rolle des Propheten ist eben eine denkbar undankbare, und es wird sich nach solchen Erfahrungen wohl so bald kein ernsthafter Schriftsteller und Gelehrter

bei uns wieder finden, der in dieser Richtung sich festzulegen ausginge. Um so mehr ist aber nun unter dem gedanklichen Druck des jüngsten Weltgeschehens das primitivere, improvisierte Prophetentum, gewissermaßen die Amateurprophetie von heute auf morgen, von einer Woche auf die andere oder von einem halben Jahr auf das andere in Umlauf gekommen. Die politische und militärische Situation bei Ausbruch dieses Krieges und im ersten halben Jahr seines Verlaufes reizte schlechterdings zum Prophezeien dieser Art. Das allzu frisch-fröhliche Prophetentum ist uns (und mehr noch unseren Gegnern) über der unerhörten Unvorhergesehenheit des ersten Kriegsjahres und seiner Verläufe nun freilich vergangen. Insbesondere ist es bei den klügeren Leuten, die auch beim Prophezeien nicht mit bloßem Gefühl und Glauben, sondern mit Gründen, mit Geist und ernsthaften logischen Erwägungen arbeiteten und auch bei uns in der Regel den sorgenvolleren Kassandraton anschlugen, doch heilsam rückgebildet worden. Dafür ist aber die primitivste Form dieses logisch-psychologischen Triebes zum Prophezeien, der von keines Gedankens Bläße angekränkelte „Glaube" an eine baldige Bereinigung aller Situationen unter uns in ungeheurem Anwachsen begriffen. Der Krieg selber ist indessen bei Abfassung dieser Zeilen immerhin noch nicht aus dem Stadium herausgekommen, daß uns eine metaphysische Neugier über die Ereignisse und Abläufe der nächsten und auch der ferneren Zeit nicht mehr kitzeln würde. Es hat kaum jemand das sichere Gefühl, daß das Drama seine sämtlichen Peripetien bereits ausgespielt habe. Genügend Zwischenzeit ist aber andererseits verlaufen, genügend Erfahrungen mit der Technik und psychologischen Kausalität des Prophezeiens hat jeder von uns ansammeln können, um diesem Denktriebe gegenüber endlich doch die philosophische, die erkennende Haltung zu gewinnen. Echte Philosophie verändert das Leben in seinem Ablauf auf keine Weise; sie braucht auch die Lust und den Trieb zum Prophezeien deswegen nicht abzuschnüren, indem sie ihn mit seinem Wesen ans Licht holt. Laplace hat den großartigen spekulativen Gedanken gehabt, daß man, wenn man den Weltzustand in einem einzigen Augenblick voll durchschaute und auf eine Formel brächte, auch jede künftige Kombination des Weltgeschehens mit astronomischer Sicherheit voraussagen könnte. Auf unsere Sphäre übertragen heißt dies, man müßte den augenblicklichen Zustand in allen seinen Zusammenhängen überblicken und auf eine begriffliche Formel bringen können, wofern sich aus ihm ein künftiger vorhersagen ließe. Was tut aber das Prophezeien? Es schafft eine Abbreviatur jener Zusammenhänge, die in Wahrheit niemand von uns übersieht und die selbst in ihren bloßen Hauptstrukturen nur wenige politisch und fachlich „Eingeweihte" besitzen, um auf diesen unzulänglichen Prämissen apodiktische und konkrete Schlüsse aufzubauen. Prophezeien — ob bestätigt oder widerlegt — ist unsauberes Denken, und wenn auch der Löwenanteil von unser aller Denken während unseres ganzen Lebens „unsauberes" Denken ist und immer bleiben wird, so kann doch unser Denkethos darauf sehen, daß dieses wenigstens nicht in die Sphäre eindringt, in der es uns „ernst" ist, in der wir streiten würden und in der wir mit dem besten Teile unserer geistigen Existenz zu Hause sein wollen.

Eine grauenvolle Bilanz. Die schweren Wunden, die der blutige spanische Bürgerkrieg dem spanischen Volke, seiner Wirtschaft und seiner Kultur schlug, werden erst jetzt sichtbar, nachdem die feste Hand Francos die Ordnung im Lande wiederherstellte und es dadurch ermöglichte, alle schmerzlichen Verluste festzustellen. Zu den am meisten betroffenen Opfern des sinnlosen Wütens der roten Machthaber in Spanien gehörte die katholische Kirche. Die Verluste sind weit

größer, als selbst die besorgten Berichte aus der Zeit des Bürgerkrieges annehmen ließen. Eine Untersuchung an Ort und Stelle hat der Jesuitenpater Hubert Becher durchgeführt und berichtet darüber in der Septembernummer der „Stimmen der Zeit" (Christophorus-Verlag, Freiburg). Vor Beginn der spanischen Revolution und während ihres Verlaufs ertönten immer lauter und schriller die Stimmen, die der katholischen Kirche in Spanien schwerwiegende Vorwürfe machten: sie sei auf Kosten der Armen des Landes ungeheuer reich, sie sei morsch, veräußerlicht und reaktionär, die Priester faul und unwissend und was so andere gängige Vorwürfe waren. Nun, diese morsche Kirche hat in der Stunde der Prüfung eine Bewährung abgelegt, vor der man sich in Achtung zu neigen hat. Trotz der fürchterlichsten Greuel, den Massenmorden, den teuflischsten Martern haben die Vertreter der Kirche ein überwältigendes Heldentum gezeigt, und die Haltung ihrer Vertreter, von denen nicht einer schwach und abtrünnig wurde, widerlegten die tendenziösen Anwürfe, da eine Kirche, die ernstlich in Unordnung geraten und ihrer heiligen Aufgabe untreu ist, niemals ein solches Märtyrertum hätte zeitigen können, das an den Glaubensmut der christlichen Märtyrer früherer Zeiten gemahnt. Dreizehn Bischöfe, 2703 Welt- und 1398 Ordenspriester, 100 Ordensfrauen und viele Seminaristen ließen ihr Leben für ihren Glauben, wobei noch nicht einmal die Angehörigen der Kirche mitgerechnet sind, die nach ihrer Befreiung an den Folgen der erlittenen Grausamkeiten starben. Die Priestermorde und die Zerstörung der Kirchen begannen bekanntlich schon im Jahre 1931, fehlten kaum in einem der folgenden Jahre und erreichten ihren grausigen Höhepunkt im Bürgerkrieg. Völlig zerstört sind 1635 Gotteshäuser und 9096 verwüstet, im ganzen aber ist die Zahl weit höher, da für einige Diözesen die exakten Unterlagen noch nicht vorliegen. Man muß mit mehr als 15 000 zerstörten und verwüsteten Gotteshäusern im ganzen rechnen, wozu dann noch mindestens 600 treten, die schon vor Ausbruch des Bürgerkrieges zerstört waren. Auch nicht im entferntesten ist zu schätzen, was an Kunstwerten, die der ganzen Welt gehörten, zugrunde ging. Der Gotteshaß wütete in seiner entsetzlichsten Form: heilige Statuen wurden in widerlichen Gerichtskomödien zum Tode verurteilt, erschossen, erhängt und schließlich verbrannt, geweihte Gefäße zu Orgien mißbraucht, soweit man sie nicht ihres Metallwertes wegen gleich einschmolz. An Klöstern wurden 282 zerstört und geplündert unter Tötung, Marterung und Schändung der Insassen, nicht einmal vor den Toten machte man halt. Die spanische Kirche ist durch ein furchtbares Fegefeuer gegangen und hat sich bewährt. Unter ihren unvollkommenen Gliedern lebten ebenso viele echte Christen, deren unerschütterliche Glaubenskraft sie das Martyrium siegreich bestehen ließ. Dabei traf die Verfolgung nicht nur die Priester und Klosterinsassen, sondern die Verfolgung richtete sich gegen jeden Gläubigen: 237 Mitglieder der katholischen Jugendaktion wurden allein in Santander, 600 in Madrid und ebenda 485 Jungmänner und Jungmädchen sowie 436 Mitglieder katholischer Arbeitervereine gemordet. Auch die Laien bewahrten die gleiche würdige Haltung wie die Priester. Francos Kampf gegen die entmenschten Roten, denen die Sympathien Englands und Frankreichs gehörten, hatte von Anbeginn an neben der politischen und nationalen Wurzel eine religiöse, wie er ja auch nach siegreich beendetem Kampfe sein Schwert der Mutter Gottes weihte. Er war ein Kreuzzug, denn er und seine Anhänger sind echte Spanier und bewahren die Erinnerung in ihrem Bewußtsein an den siegreichen Kampf des spanischen Volkes gegen die Ungläubigen als nationale und religiöse Leistung. Der Kampf seiner Gegner ging um die Ausrottung der religiösen Vergangenheit und der christlichen Haltung

des Volkes überhaupt. Die der Kirche geschlagenen Wunden sind schwer und werden lange Zeit zur Heilung erfordern. Besonders macht die Rückführung der Jugend ernste Sorge, die jahrelang Gewalttat und unmenschliche Roheit als sozusagen legalisierte Mittel staatlicher Politik kennenlernte. In ihr wieder eine Möglichkeit zum Appell an die sittlichen Kräfte zu finden, ist eine schwere Aufgabe. Aber das spanische Volk hat in seiner Gesamtheit eine bittere Lehre erfahren, die es nie vergessen wird: es hat die Herrschaft Satans durchlitten.

Max Halbe, der Dichter der „Jugend" feiert am 4. Oktober seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Wie Sudermann der Dichter des ostpreußischen, ist er der Gestalter des westpreußischen Wesens, des Weichsellandes, der Welt um den großen Strom, zu dem er mit seinem Werk immer wieder zurückgekehrt ist, seit er ihm mit seinem Liebesdrama von Annchen und ihrem Hanschen den ersten und größten Erfolg seines Lebens dankte. Halbe konnte diese Rückkehr immer wieder wagen, weil seine Bindung an die Welt zwischen Weichsel und Nogat nicht Bindung an die Menschen, sondern Bindung an das Land ist. Er hat wenig Beziehung zum Leben seiner Werderheimat, aber desto mehr zur Landschaft des Deltas. Aus der weiten Weichheit der unendlichen Stromebene zwischen den Höhen im Westen und im Osten, über der man ferne die See ahnt, aus der melancholisch großen Stimmung ihrer Frühlings- und Wintertage mit tiefem Schnee und Frost und all den uralten Bräuchen der Jahreswende, mit Eisgang und Dammbruch und Frühlingsrausch ist Halbes bestes Teil erwachsen. Die Atmosphäre, in der seine Menschen leben, ist oft echter als die Menschen, und diese erfüllte Luft dankt er der Heimat über dem Weichseltal. Diese Luft ist in der „Jugend" und in der „Mutter Erde", einem seiner besten, viel zuwenig gespielten Stücke, in dem die Ibsenwelt die Wendung ins slawisch Weiche, Lyrische nimmt; sie ist im „Eisgang" und im „Strom", in der starken Erzählung von „Frau Meseck" und in „Hans Rosenhagen"; sie erfüllt den Danziger Roman von der „Tat des Dietrich Stobaeus" und ist eigentlich nur den Komödien der mittleren Zeit fremd, in denen er in die Münchner Welt seines Freundes Frank Wedekind ging. Das hat nichts mit Verengung zu tun: jeder Mensch bekommt zuletzt das Entscheidende von seiner Jugend, und das Land des beginnenden Ostens hat Bodenkräfte, deren Bann sich keiner entziehen kann. Und Max Halbe hat diese Kräfte jeweils so entscheidend umgesetzt, daß er von ihnen aus immer wieder den Weg in die Welt, den Anschluß an die Dichtung des Ganzen fand. Er hat selbst in seinen Lebenserinnerungen „Scholle und Schicksal" seinen Weg geschildert: sein Werk zeigt ihn in gleicher Weise eben als Weg aus der Begrenzung in die Weite, die für die Menschen des Ostens von klein auf immer das erste Ziel gewesen ist.

Dr. Paul Fechter ist am 14. September 60 Jahre alt geworden. Was wir ihm wünschen, ist auf diesen Blättern in Achtung vor seiner Bitte nicht gesagt worden. Unsere Leser finden es in der Festschrift „Paul Fechters Geburtstagstisch am 14. September 1940", die nach der diesem Hefte beiliegenden Ankündigung ihnen auf Anforderung, soweit die Auflage reicht, zum Vorzugspreise von RM 1,— zur Verfügung steht.

Austern als Soldatenkost? Wenn der Marschall Pétain den Hang des Franzosen, sich das Leben gerade in seinen Kleinigkeiten angenehm zu gestalten, für die Niederlage der Nation verantwortlich machen will, so wäre es sehr leicht, diese

allzu einfache Formel zu entwerten und wahre Gründe heranzuziehen, die der greise Marschall weniger gerne hören und zugestehen möchte. Man könnte auch nachweisen, was Frankreich gerade dem Umstand verdankt, daß ihm ein gutes Bett und eine gepflegte Küche immer die wichtigsten Voraussetzungen waren, um das Leben lebenswert zu machen. Hat doch schon Talleyrand einem jungen Diplomaten, der erfolgreich werden wollte, geraten: „Schaffen Sie sich einen guten Koch an." Aber auch der kleine Mann in Frankreich hat im Laufe der Jahrhunderte die Kunst erlernt, das Essen, jene notwendige Wiederholung, die vielen Menschen lästig erscheint, zu einer zweimal täglich wiederkehrenden Beglückung werden zu lassen. Dabei geschah es ganz von selbst, daß viele Dinge, die früher in Frankreich und heute noch in vielen anderen Ländern als Luxus empfunden werden, nach und nach ein übliches Nahrungsmittel wurden. Dazu gehört an erster Stelle die Auster, die bei Arm und Reich gleichermaßen beliebt ist. Daß es sich dabei wirklich um ein Nahrungsmittel handelt, klingt deutschen Ohren seltsam, und unsere Truppen, die die ozeanische Küste Frankreichs sichern und bei Hendaye den Spaniern die Hand reichen, mögen über die unzähligen Austernzuchten, denen sie dort auf Schritt und Tritt begegnen, nicht wenig erstaunt sein. Da nun heute auch das gesamte Transportwesen Frankreichs aus den Fugen geraten ist, wird die Frage vorerst ungelöst bleiben, was aus den 60000 Tonnen Austern, mehr als 1 Milliarde Tiere, die Frankreich jährlich produziert, werden soll. Es ist jedoch anzunehmen, daß auch der deutsche Soldat den Austern „auf den Geschmack kommt", um mit ihnen seinen Speisezettel zu erweitern. Denn fast alle, die in das Land der Austern verschlagen wurden und anfänglich dieses zarteste und schmackhafteste der Schaltiere verschmähten, haben sich später dazu bekehrt, betonten, wie nahrhaft und bekömmlich und wie wohltuend sie für den menschlichen Gesamtorganismus sei. Mit dem Märchen, Austern seien besonders als Typhusträger gefährlich, muß aufgeräumt werden. Natürlich sind Vergiftungen genau so wie bei unserer heimischen Miesmuschel möglich, aber das sind Ausnahmen. Es ist ja auch nicht richtig, daß die Austern in den Abwässern von Marseille gezüchtet und deshalb so fett werden. Nein, die großen Austernbänke liegen an der ozeanischen Küste, und von dort her kommen vor allem die besseren Sorten, die einer staatlichen Kontrolle unterworfen sind. Im Handelsministerium liegt ein Gesundheitsregister auf, worin alle als gesund anerkannten Austernbänke eingetragen sind, die regelmäßig von staatlichen Organen kontrolliert werden. In Friedenszeiten wurden in Frankreich rund 300000 Menschen für die Austernzucht beschäftigt, die wohl verstanden sein will. Die Aufzucht ist sogar recht mühsam. Vom Juni bis August werden die Austernlarven gesammelt und in Bassins untergebracht. Im kommenden Frühjahr sind aus diesen Larven winzig kleine Austernwesen geworden, die zum Schutz gegen Seesterne, Krabben und anderes austernfressendes Getier in vergitterten, mit dem Meer in Verbindung stehenden Kästen untergebracht werden, wo erst die richtige Auster entsteht. Diese wird nun in Zuchtparks gelegt, wo sie in etwa drei Jahren heranreift, um zur Mast in große Bottiche übergeführt zu werden, in denen vorher Blaualgen angesiedelt wurden, die den beliebten Schaltieren den gewünschten grünen Schleier verleihen. Schließlich werden die Austern noch im Reinigungspark mit sauberem Meerwasser durchgewaschen, um dann endlich versandreif zu sein. Austern werden eigentlich nur in den Monaten mit einem „r" gegessen, wobei der September und der April meist noch abgestrichen werden. In den verbleibenden sechs Monaten sind sie dafür eine um so köstlichere Bereicherung des Essens und ein wirksamer Trost für schlechte Tage. Das werden zweifellos auch bald unsere

Truppen in Frankreich begreifen, ohne daß sie deshalb die französische Auffassung zu übernehmen brauchen, daß die Auster als Vorspeise für den wirklichen Genuß eines Essens so unentbehrlich sei wie die Gliederübungen einer Tänzerin kurz vor ihrem Auftreten. Aber es ist wirklich alte Soldatentradition, jedem Kriegstage auch seine guten Seiten abzugewinnen, und deshalb werden die Truppen auch beim Essen zu neuen Dingen greifen. Viele Millionen Austern stehen ihnen dazu in Frankreich zur Verfügung, und es bleibt abzuwarten, ob nicht statt des „Ran an den Feind" auch einmal das Kommando ertönt: „Ran an die Austern"!

Der kanonisierte Puschkin. Die großen russischen Dichter, die — weil ganz russisch — zur Menschheit sprachen, gehören zu dem unveräußerlichen Bestande der Weltliteratur. Von Lomonossow an über Karamsin, Puschkin, Lermontow, Ljeßkow, Gogol, Turgenjew, Dostojewski und Tolstoi, dem Dramatiker Ostrowski, dessen Komödie „Der Wald" jüngst im Berliner Staatstheater aufgeführt wurde, sind die Russen lebendiger Besitz der Weltliteratur, ohne daß man eine strenge Rangordnung unter den einzelnen Dichtern hätte machen wollen. Jetzt aber sollen wir umlernen: Die „Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande" hat ein illustriertes Buch im Großformat herausgegeben: „Puschkin", das eine Sammlung von Aufsätzen enthält, die dem großen russischen Dichter gewidmet sind. Nicht weniger als 15 russische Gelehrte und Schriftsteller vereinen sich hier zu einem einheitlich geleiteten Chor von beträchtlicher Stimmstärke, um Puschkins Größe, sein Lebensbild, sein Werk in seinen Romanen, seinen Schauspielen, seiner Lyrik usw. und in seiner Auswirkung auf das heutige Kunstschaffen in Rußland darzustellen. Ein Aufsatz berichtet über Puschkins Wertung durch Westeuropa, andere über die heutige Wirkung des Dichters auf das Theater, die europäische Literatur und die russische Musik. Wiederholungen sind auf diesen 207 Seiten nicht vermieden worden, um die These zu bekräftigen, daß Puschkin, ein Kind jener absolutistischen Zeit, in der „es gefährlich war zu reden und erbärmlich zu schweigen", stets gegen den Absolutismus und die Leibeigenschaft gekämpft habe, ebenso aber auch gegen das russische Spießertum seiner Zeit. „Wir wollen nicht raten, auf welcher Seite er gestanden hätte, wenn er diese Zeit (die bolschewistische Revolution) erlebt haben würde. Es genügt uns zu wissen, wer er zu seiner Zeit war und wohin ihn sein dichterischer Geist trieb." Wir müssen umlernen: denn „Puschkin ist unser Voltaire, unser Shakespeare, unser Goethe", so schreibt Professor Luppol. „Diesen Menschenstolz, dieses Bewußtsein der eigenen Würde hat uns in der Morgenröte unserer Literatur der große Puschkin gelehrt. Diese Ehre, diesen Mut, diesen Ruhm und dieses Heldentum der sozialistischen Arbeit, die unseren ganzen menschlichen Stolz und unsere ganze menschliche Würde ausmacht, hat uns unser großer Stalin gelehrt." Auffallend ist, wie stark — nicht ohne behördliche Anregung — sich die russischen Maler und Zeichner an Puschkinsche Motive halten. Nach dem Zeugnis dieses Buches lernen zahlreiche junge sowjetische Komponisten so bei Puschkin, daß „die Zeit nicht mehr fern ist, wo die sowjetische Musikkultur eine eigene klassische Kunst hervorbringen und wo in dieser neuen Klassik Puschkin einen der ersten Ehrenplätze einnehmen wird." Solche Beschäftigung und die Lektüre der unverkürzten Werke Puschkins wird für die Betroffenen zweifellos von Nutzen sein. Die ganze Beweisführung des Buches geht nicht ohne eine gewisse Seiltänzerei um das thema probandum ab, aber bemüht sich mit Erfolg, den befohlenen Zweck zu erreichen. „Erst bei uns im Sowjetlande ist Puschkin ein wahrer Volks- und Nationaldichter geworden, denn erst jetzt ist sein

Werk Besitz der Volksmasse geworden. Und erst jetzt wird jener Reichtum an innerem Gehalt, den der große russische Dichter seiner Lyrik eingehaucht hat, reale Wirklichkeit und erhält seine Verkörperung im Denken und Tun des freien Sowjetmenschen." Na also!

ANNA-MARIA FALKENSTERN

Der Baum

Erzählung

Um die Zeit, wenn Allerseelen naht und das wilde Heer durch die Lüfte fährt, wird in den kleinen Schenken auf dem Wege vom Donon hinab nach Vorbruck viel getrunken, mehr als sonst. Die meisten Gäste arbeiten oben im Wald. Sie sind hagere Kerle, rot im Gesicht und braun von Wind und Wetter, haben tiefe, scharfe Zeichen in der Stirn und von der Nase zum Mund, die die Sorgen und der Quetsch und die Nächte hineingruben. Tagaus, tagein ist es dasselbe. Der Vormann folgt dem Förster und besieht die weißen Zeichen an den mächtigen Tannen, gelegentlich ist auch mal ein Ahorn, eine Buche oder eine Eiche dabei. Das ist aber schon ganz selten. Wenn dann alles soweit ist, man den Baum von allen Seiten prüfend betrachtet, die Windrichtung festgestellt, die jungen Tannen und Fichten herum beschaut hat, dann werden die großen Sägen eingespannt und zuvor noch erst ein Keil in den Baum getrieben. Der Baum ächzt und stöhnt. Er pfeift, und die Sägen kreischen. Der Baum schüttelt seine Krone wie im tödlichen Entsetzen, und ganz oben, wo einer eine Leine um ihn geschlungen hatte, da ist das Zittern am stärksten, als wolle der Baum die lästige Fessel abstreifen. Oft aber wird ihm auch gar keine angelegt, und dann sehen die hellen Augen unter den schmalen, zusammengekniffenen Lidern noch gespannter zum Wipfel auf als sonst. Viel geredet wird bei der Arbeit nicht. Was sollte es auch? Es wäre schlecht zu verstehen gewesen in dem Wimmern und Singen der Sägen. Und der Atem gab es auch gar nicht her. Die Männer keuchten schon so bei der Arbeit, als risse es ihnen das Herz aus. Sie hatten keine stattlich gewölbte Brust; sie hatten nach vorn gezogene Schultern, dafür war der Rücken um so breiter. Wenn man so den ganzen Tag sich hart plagte und wenig redete, dann hat man sich an das Schweigen gewöhnt, und man hält es auch, wenn die Arbeit nicht auf den Nägeln brennt. Mancherlei erlebten sie, was es wohl wert gewesen wäre, daß man darüber spräche. Aber sie taten es nicht, und so glühte es in ihrer Seele heimlich, wie das Feuer im Meiler schwelt, und nur ein leiser Brandgeruch es verrät.

Wenig Dörfer gibt es oben im Wald, und er wechselt von Stunde zu Stunde sein Gesicht. Eben noch war er erfüllt von uralten Stämmen, die kaum vier Männer und mehr umspannen konnten. Dichtes Buschwerk, mädchenschmale Hasel vor allem und dornige Brombeeren begleiten den Bach, der sich durch bröckliges Gestein windet, rot wie Blut vom roten Fels, den er auswusch, und gelb zuweilen wie Gerberlohe. Farne wachsen fast mannshoch, und ein Pfeifer läßt sich hören und der Kuckuck. Höher geht der Weg, führt über eine Blöße, macht eine scharfe

Wendung und zieht einen flachen Hang hinab, um jenseits aufzusteigen zu einem Berg mit kahler Lehne, auf dem nichts ist als ein großes, hohes, nacktes, schwarzes Kreuz, unter dem Ginster über den Berg kriechen wie arme, geschlagene Tiere. Von dort weht immer ein kühler, stiller Wind ohne Vogelruf und Blumenduft. Aber wer hier daheim ist, den schreckt es nicht. Er liebt die Stille, liebt sie noch heute, nachdem der schreckliche Lärm fast ein Menschenalter schon verstummt, der einst die Berge hier zerriß. Die endlos vielen Gräber, so nahe der Sonne und dem Mond und dem Sturm und den Sternen, sie sind ihm lieb und vertraut, sind ein Teil seiner Heimat, und er hat es verlernt zu atmen, wo kein Grab ist.

Ehe aber die kleine Straße auf dem Kamm weiterzieht, biegt an der Senke ein Holzweg ab, und wer ihm folgt, der kommt in das Reich des ewigen Grauens. Ein Stück weit führt der Weg noch durch schönen Wald, doch immer dünner werden die Stämme, immer geringer ihre Zahl. Sie sind gebogen wie die metallenen Schrauben, sind zusammengebrochen und zeigen ihre aufgerissenen, schon längst verwitterten, zersplitterten Wunden hinauf in den Himmel. Mistel hat sich eingenistet, Stechäpfel in ihr Mark gefressen, Wolfsmilch ihr dürrgewordenes Mark vergiftet, doch bei einigen grünt auf ihrer sinnlos vermodernden Kraft ein heller Birkenbusch. Vielleicht wird einmal neuer Wald aus ihm. An dieser Stelle hat der Berg seinen Steilhang. Der Pfad fängt an zu klettern. Er steigt über zusammengetragene Felsblöcke, über deren Lücken und unsichere Stellen mal einer einen Halbstamm gelegt hat, vorbei an verrostetem und verrottetem Stacheldraht. Immer dünner werden die Stämme, hoch, unwahrscheinlich hoch, schon fast in den niedrigen Wolken, hängen ihre winzigen Kronen, laublos im grünen Sommer rundum im Land. Rot und trocken ist der Boden, kaum daß das Moos sich spärlich drüber wagt, mit grüngrauen Stellen darin wie ein schmutziger Teppich. Es wächst kein Busch, kein Lavendel, keine Kamille oder Tausendgüldenkraut. Der Bach verrinnt eilig wie die heimliche Träne eines Müdegeweinten. Farblos, schattenhaft, grau und rindenlos stehen die Bäume und zittern, wenn kaum die Luft sich regt. Das alles sieht der Wanderer, der die Stätten seines großen Kampfes noch einmal aufsucht, allein das Land durchwandert und nach so vielen Jahren spürt, wie damals sich sein Fuß, die Erde leibhaft fühlend, durch das Dunkel suchte, und endlich im ersten Morgenschein sein Leib verschwand im Dunkel jener steingetürmten Höhlenhäuser, in denen er und die, die drüben ruhen, vier lange Jahre auf Tod und Neugeburt gewartet haben. Er sieht die nun auch schon verblaßten und verwitterten Schilder: „Défendue, de quitter la route!“ „Danger de mort!“ Er setzt wohl dennoch einen Fuß hinein in den toten Wald und läßt es dann. Es waren der Opfer genug, die dieser Wald gefordert hat, ein Hüter seines Volkes.

Die, die vom Walde leben, haben hier kaum gekämpft. Sie lagen nicht in Steinhöhlen, es müßte denn am Isonzo gewesen sein. In den Lehmhöhlen eines weiten, ebenen Landes, fern von hier, kämpften sie vor Sonnenaufgang. Und als sie heimkamen, war der Wald kein Wächter mehr, und unten in Vorbruck und Rothau saßen fremde Männer, die ihm neue Papiere in die Hand gaben, daß er nunmehr heimkehren könne zu Weib und Kindern, die er seit Jahren nicht gesehen, als Bürger eines fremden Landes, das er bisher auf der anderen Seite der Berge wußte. Mit diesen Papieren ging er hinauf, an den Almen vorbei, auf denen kein Vieh weidete, vorbei an dem zerstörten Wald und suchte sein Haus. Er fand es nicht sogleich. Erst als er um die wenigen Hütten herumging, sah er,

daß die eine Wand wohl noch die seines alten Hauses war, als einziges übrig geblieben, und die übrigen drei waren aus Holz zusammengeschlagen, wie er es in den großen, russischen Wäldern so oft gesehen hatte. Er trat näher. Ein paar Kinder spielten mit Wurzeln. Sie wichen zurück vor dem fremden Mann mit dem dichten grauen Bart. Da sah er, daß es seine eigenen waren, denn es war das Gesicht seines Vaters, das er beim Buben wiederfand, und das seiner Frau, deren Augen aus dem schmalen Antlitz des kleinen Mädchens schauten. Er ging hinein, und es war nicht lange Zeit, sich des Wiedersehens zu freuen. Die Frau klagte um Brot und Milch für die Kinder, denn die magere Ziege gab kaum noch welche.

Die Zeit ging hin. Es lagen Tote mitten im Wald, deren Name am Kreuz schon verlöscht, deren Angehörige aber noch immer nicht wußten, wohin sie gekommen waren. Es kam der Ruf, daß man die Toten sammele von den Almen und von den paar Haferfeldern, aus dem Wald, von den Straßen und den kleinen zerschossenen Bahnlinien entlang. Es mußte ja sein. Die Männer hatten so viele Tote gesehen in all den Jahren. Sollten sie da nicht die Verwesenden umbetten können, wenn es nun darum war, ihren Kindern Brot zu schaffen? Gab es noch irgendein Brot hier, wenn nicht die Toten es schafften? So gingen sie zurück in den Wald, der ihnen vorher ihre Notdurft gab, und allmählich überwand das Leben auch diesen ewig scheinenden Jammer auf dem Kamm der Berge vor Sonnenuntergang. An vielen, vielen Stellen wuchsen wilde Rosen, wo vorher ein Soldat am Wege allein lag. Und wo ihrer mehrere ruhten, hatte eine junge Eiche sich aus dem Boden gereckt, und sie wuchs sehr schnell, schneller als anderswo. Es kam ein Herbst, und wieder trugen sie auf den Bahren aus Ästen das wenige hinüber zum Sammelfriedhof, was von uns allen einmal bleibt, als ein mächtiger Donner durch die Berge grollte. Die zwei, die ihn verrauschen hörten, sahen nichts mehr von den geborgenen Toten, und von denen, die eben noch lebten, nichts als eine rotdampfende Masse. Zwei Tage lang blieben sie beide daheim, torkelten auf und ab und antworteten nicht auf das Jammern und Reden der Frauen. Am dritten Tage gingen sie wieder zurück in den Wald. Als es dunkel wurde, schlichen sie an den Häusern vorbei in die Ferme Sous les trois bûches, wo der neue Besitzer, der sich bis zum Kriegsende in Ostasien herumgetrieben hatte, wo er mehr verdiente, als wenn er gekämpft hätte, fast jeden Tag ein neues Fässel Quetsch ausschenkte. Dort fand man die aus dem Wald jetzt sehr oft.

Es geschah nicht nur dieses eine einzige Mal, daß die Toten noch immer nicht in Frieden in ihr allerletztes Bett kamen, und daß dann der Krieg noch ein paar von den Überlebenden mitriß. Einige von den Männern machten Wallfahrten bis nach St. Odilien und nach St. Martin im Lothringischen. Es half aber nicht. Und wenn es keine Minen und keine Blindgänger waren, deren späte Opfer sie wurden, dann glitt wohl einer aus und stürzte mit der Hand in den Stacheldraht, und wenige Tage später lag er blau und aufgetrieben auf dem Schragen, und der Antoine sous les bûches erklärte ihnen: „Gerad so sehen sie aus, wenn die giftigen Schlangen sie gebissen haben.“ Zuweilen kamen Fremde herauf, nicht in das Gebirge, Gott behüte, nein, nur in die Ferme. Sie redeten viel mit einer fremden Stimme. Sie spendierten sogar den teuren Mirabell, sie zahlten auch von dem offenen Wein. Die Männer hörten ihnen aufmerksam zu. Die Zeit ging hin, und je seltener der tote Wald Leben forderte, um so stiller wurde es in ihm und um ihn. Die Menschen vergaßen es, warum sie hier noch immer Tote fanden, und warum die gestorben waren. Sie vergaßen, daß sie selbst einmal mit diesen

Toten Schulter an Schulter in fremdes Land gezogen. Sie vergaßen, daß sie einmal mit seltsamen Gefühlen die Papiere angestarrt hatten, auf denen in einer unbekannten Sprache unter unverständlichen Worten mittendrin ihr Name, ihr alter, ehrlicher Name gestanden hatte. Sie vergaßen, wie sehr sie sich nach ihren Bergen mit den roten Felsen, den weiten Matten gesehnt hatten, und daß sie deshalb einmal nicht dieser ihrer zerstörten Heimat den Rücken gewandt hatten, um im alten Vaterland oder der neuen patrie eine Stätte zu suchen, sondern auf den Trümmern, dem Schutt und Verfall wieder aufgebaut hatten. Sie vergaßen das versteinte Gesicht ihrer Frau, als die Kinder zum erstenmal an der Stelle ihres alten Nachtgebetes etwas hergeplappert hatten, was keiner von ihnen verstand. Sie hörten auf die fremden Gäste in der Ferme und vermeinten, jeden unbekannten Kuli in Singapore oder Schanghai lieber zu haben und ihm näher zu sein als denen, die wie sie einen rauhen Rock getragen, nicht so sehr, weil man es ihnen befahl, sondern weil ihnen ihre Heimat lieb war und ihre ehrliche, fleißige Frau und die Kinder, deren Sprache sie verstanden wie die der Ahne.

Die Zeit ging hin. Im Frühjahr fingen all die armseligen Stümpfe irgendwie an zu treiben, zu grünen, sei es aus eigener Kraft, sei es, daß ihr Tod einem andern Wesen Lebensmöglichkeiten gab. Im Herbst sank das dünne, durchscheinende Laub nieder, die Nebelschleier hingen um die schwarzen Kreuze oben im Gebirge, und doppelt schauerlich klang zu dieser Zeit das Krachen der Sprengladungen in den Steinbrüchen. Ganz langsam, kaum merklich, wurde das Leben neu geboren im Wald. Doch in der Welt starben die Seelen. Oder schien es nur so? Alle Dinge in der Welt haben ihr Geheimnis. Und nirgends ist es so groß und so dunkel wie hier. Jener eine, der zu den ersten gehörte, die die toten Soldaten hintrugen zur lichten Stätte, die am kahlen Berg sich hinzieht, unterschied sich nicht von den andern. Nur daß seine Frau manchmal klagte, sie könne nicht schlafen, weil er ihr so schwer träume. Sie fragte ihn dann, was ihn so ängste. Er blickte sie nur mit sonderbaren Augen an. Als ein Sommer dahinging, der von seltener Klarheit war, so daß man weit bis an die silberne Ebene mit dem nebeldampfenden, glänzenden Band des Rheines sah, hörte der Philippe, daß es die letzte Zeit sein müßte, wo er im Walde arbeiten dürfte. Er sei zu langsam geworden. Er sagte nichts, nickte ein paarmal und schaute zu, daß er beim Vesper nicht zu nahe bei den anderen, den jüngeren, blieb, wo sein Sohn das große Wort hatte, der in die Legion wollte. Philippe fühlte plötzlich, daß er ein Herz hatte. Es drückte ihn in der Brust. Mechanisch trugen ihn die Füße vorwäts, immer näher jener Stelle, wo der Weg schmal am Abgrund entlang führte. Darüber warnte an einer fast unzugänglichen Buche jenes schaurigste Mal im ganzen Wald, wo ein Schädel an einer Astgabel wie eingewachsen hing. Bei diesem Baum war es damals gewesen, daß der erste Blindgänger losging und einige von ihnen nachholte, als habe der Tod sie im Kriege nur vergessen. Er hatte den Baum aufgerissen, gespalten, so daß die eine Hälfte hinabgesunken war an dem kahlen Felsen, der über dem Abgrund steil sich reckt. Lange Jahre waren seither vergangen. Immer wieder hatten sie versucht, heranzukommen und den Totenschädel zu holen, um ihn ins Beinhaus zu bringen. Aber es schien, als wollte der Tod ihn dort lassen als sichtbares Denkmal.

Der erste, der sich am Seil herabließ, war der Clarys Schorschel gewesen. Das Seil riß, und der Schorschel wurde nach Stunden als toter Mann aus der Schlucht geholt. Der zweite war der Welsche unten aus dem Dorf, wo sein Vater

schon seit Menschengedenken die kleine Taverne unterhielt, die nur während des Krieges geschlossen war, als man den Alten wegen Spionagegefahr in Torgau festhielt. Der Welsche hatte es gleichfalls mit dem Seil versucht. Er war auch herangekommen, hatte nach der Astgabel gegriffen und den Schädel gefaßt. Doch brachte er ihn nicht los. Da nahm er die Axt und wollte den Ast abschlagen. Mit dem einen Fuß stemmte er sich gegen den gestürzten Stamm, mit dem anderen an die glührote Felswand. Oben lagen sie, drei Mann, beobachteten ihn sorgsam und sicherten das Seil, zogen bald ein wenig an, gaben nach, je nachdem, wie der da unten winkte. Endlich hatte er die rechte Stellung ausprobiert. Das Seil war gut, er konnte den Oberkörper frei bewegen, und die Füße hatten ihren Halt. Dann führte er den ersten Schlag, prüfend, noch einen, einen dritten und vierten. Und dann schlug er schwer und wuchtig zu. Er schrie auf, und brüllend klang das Echo aus der Tiefe. Es dauerte ein wenig, bis die anderen begriffen, was geschehen war: er hatte sich die Hand fast bis an die Wurzel abgeschlagen. Sie brauchten länger, ihn zu holen, als die Kraft des Welschen reichte. Ehe sie mit ihm bis ins Dorf kamen, war er bleich und kalt. Von da an gingen sie dem Baum aus dem Wege.

Später versuchten sie es mit einer Sprengladung. Lieber sollte die ganze Felsnase daran glauben, als daß dieser fürchterliche Baum stehenbleiben sollte. Gewaltig dröhnte der Donner durch das Tal. Die Felsstücke polterten dröhnend nieder. Der Steinstaub rieselte wie rotes Blut über das Moos. Als sich der Staub und der Rauch verzogen hatten, leuchtete die Sonne auf den frischen Wunden des Berges, und der Berg hatte ein neues Gesicht bekommen. Doch der Baum stand. Noch rauschten die Zweige der hohen Krone, einem gebuckelten Schilde gleich, wie ihn die alten Krieger trugen. Noch zitterten die dünnen Zweige, die aus der gestürzten Stammeshälfte wunderbarerweise trieben, daß sie aussah wie ein langer, schmaler Hügel, grün und lebendig über dem nackten Stein. Und oben in der Astgabel, die der steinernen Wand am nächsten kam, starrte der leere Schädel hervor, er leuchtete hell und weiß, als triumphiere er über allem menschlichen Tun. Wie die Sonne so darauf funkelte, schien er zu lächeln, als bleibe des Todes beste Zeit an die stillen Berge gebannt für ewig. Da schlugen die Männer ein Kreuz, packten ihre Äxte und Sägen und wanderten ins Dorf. Sie kamen am nächsten Tag nicht zurück, denn sie mußten ihren Rausch ausschlafen, den sie sich in einer sinnlosen Nacht antranken, um das Grauen zu ersäufen.

Von da an blieb der Baum unangefochten. Der Pfad war verlegt worden. Er führte jetzt statt oben unter dem Baum vorbei, denn oben hatte die Sprengladung den ganzen Weg mitgenommen. Man hatte unter den Baum noch ein Kruzifix geschlagen, falls wirklich einer nicht hinaufsah und den Atem Gottes fühlte.

Je näher für Philippe der Tag kam, an dem seine Arbeit hier zu Ende sein sollte, um so mehr mußte er an den Totenbaum denken. Und immer eifriger sprach eine inwendige Stimme zu ihm, daß er nicht fort dürfe, ohne daß er dem armen Bruder dort oben zu seinesgleichen verholfen hätte. Philippe dachte und grübelte, und das fiel ihm schwer. Er sprach noch weniger als sonst. Die Tage waren schon kurz. Es regnete ganz fein und sacht. Zuweilen war auch ein dünnes, graues Flöckchen dazwischen, und wenn der Wind schneidend aus einer hellen, gelben Wolke herabpfiff, dann stach die Nässe mit tausend Nadeln ins Gesicht. An diesem Tage meinte Philippe etwas Neues zu sehen und verwunderte sich, ob noch niemand außer ihm bemerkt hätte, daß oben in der Höhe der Krone ein paar

Stufen in der Wand entlangführten, wo man sich also gut halten und von dem oberen Wegstummel leicht an den Totenkopf herankonnte. Sichern mußte man sich natürlich. Er sagte also abends beim Heimweg zu den anderen, morgen würde er ja nun zum letztenmal ins Holz gehen. Und da wollte er den Schädel holen. Die anderen schimpften. Aber er ließ sich nicht beirren. In der Mittagspause gingen sie hin; es war richtig, was der Philippe gesagt hatte. Na ja, wenn er es denn durchaus wollte, schön, wollten sie also helfen. So stieg der Alte vorsichtig hinab. Da hätte man ja schon längst dies schaurige Andenken an den Großen Krieg wegbringen können. „Und im übrigen wirst das bei der Legion auch wieder sehen", meinten die Männer zu dem Sohn vom Philippe. „Na, da bin ich's schon gewöhnt und brauch' nicht das Grausen erst zu lernen. Und im übrigen ist es jetzt lang nimmer gefährlich draußen", antwortete der Junge großspurig und erzählte von seinen Wünschen, wie er hoffte, bei der Legion voranzukommen. Derweilen hatte der Alte die Astgabel erreicht. Er streckte die Hand aus. Doch er zog sie zurück, stellte sich fest an die Wand, nahm die Mütze ab und murmelte ein Ave Maria. Die oben sahen es. Der eine legte auch die Hände zusammen, ein älterer Mann, der erst vor ein paar Jahren aus Sibirien zurückgekommen war. Die anderen nickten ein bißchen und sprachen weiter von der Legion und überhaupt so vom Krieg und von der Not der armen Leute. Auch als der da unten längst sein Ave fertig haben mußte, stand er noch, schaute in die beinahe leere Krone, an der noch gerade zwei Blätter schwarz und knisternd sich anklammerten, und es schien, als hätte er vergessen, wozu er hierher gestiegen war. Da rief der Jüngere zwischendurch herab: „Bischt denn allewyl net fertig?"

Da sah der Alte erschreckt auf, und als er nun den Schädel faßte und ihn nicht sogleich herausbekam, da griff er mit beiden Händen zu. Da mit einemmal gab der Baum nach. Der Schädel sprang heraus in Philippes erhobene Arme, rollte auf seine Schulter und legte sich an seine Wange. Da fiel Philippe ein wenig vornüber und stürzte von der schmalen Felsennase, ehe die anderen es recht fühlten. Das Seil riß aus ihren Händen, aber nur ein Stück. Dann hielt es den Philippe dicht neben der Stelle, wo sich der Stamm aus der Erde hob und der Riß in seinem Leib aufhörte. Das Seil schnürte ihm die Brust ein, und das war schlimm, denn das Atmen wurde ihm ohnedies sauer. So versuchte er denn, an dem Baum selbst einen Halt zu gewinnen. Den Schädel hatte er wieder fest in den Händen. Von oben wurde gerufen. Er kroch ganz eng an den Baum. Die nassen Büsche schlugen ihm ins Gesicht und wischten die blanken Tropfen an ihm ab. Er faßte mit der Rechten hin und dachte: 's isch bienah, als tät' ich hile. Da streichelte er mit der feuchten Hand über das Kleinod, das er vom Baum geholt. Oben riefen sie wieder und wieder. Er hörte es kaum. Er marschierte unter den grauen Männern in einem Land, wo es wohl Wald gab, viel Wald, dichten Wald, aber keine Berge wie hier, keine harten Steine. Er hörte wieder, wie der Schnee leise knirschte, wenn der Posten hin und her wanderte. Er fühlte plötzlich Heimweh nach jenen Männern von damals. Er dachte an sein Heimkommen und an seinen Buben, der jetzt hinausziehen wollte, auch eine Waffe nehmen würde, und daß es ein anderes Land war, wo er hinginge, wo man die Sprache des Kameraden nicht verstehen könnte. Er bedachte mit einemmal, daß er wohl zurückgekommen war aus dem Krieg, und doch nicht mehr die alte Heimat fand. Die Sehnsucht nach denen, die mit ihm da so fern in der Erde gehaust hatten und so tot in die Erde gebettet wurden, die wuchs und wuchs und tat ihm weh in der Brust. Die Knochen in seiner Hand fingen an zu glühen und brannten bis in sein Mark. Da

tat er einen schweren Seufzer und wollte es seinem Sohn sagen, daß er nicht fort dürfe in die Fremde, sondern hier bleiben müßte und über die Toten wachen.

Soviel sie ihm zuredeten, er solle doch versuchen, sich abzustoßen von der Wand, daß man ihn leicht herausziehen könne, er tat es nicht. Vielleicht verstand er es nicht. Vielleicht hatte er aber auch nicht mehr die Kraft. Da fingen sie an zu ziehen und zu reißen, um es zu schaffen, und das schnitt ihn wund. Er löste das Seil und blieb hocken unter dem Baum die ganze Nacht hindurch, und es war recht kalt. Am Morgen, als noch der Reif in den Zweigen hing, war sein Sohn der erste, der durch die Morgennebel zu ihm sprach. Er antwortete nicht. Er hörte es wohl noch, aber er meinte, es sei wie damals, als jeder auf seinem Platz ausharren mußte bis zum Sterben. Nach einer Stunde war der Sohn bei ihm unten. „Vater", sagte er und faßte seine beiden Hände. Weiter wurde nichts gesagt. Der Sohn sah ihn an, und es war ein Antlitz, das er beim Vater nicht kannte, und mit einemmal fühlte er, wie eine Welle von ihm zu dem Mann dort sprang, der sein Vater war, und wieder zurück, und daß die weiße Hülle eines einstigen Lebenden dort in seines Vaters Hand auch damit zusammengehörte, und er schob seine Arme unter die des Vaters. Der lüftete die Zweige dort, wo sie als Busch aus dem alten Stamm trieben und darunter das Moos ein dickes Polster bildete. Dieses Moos nun hob der Vater weg. Es war wie ein rundes Kissen, darauf man gerade den Kopf zur Ruhe legen konnte, schob des Sohnes Hand in die kleine Höhle. Als er sie herauszog, hielt er einen Knochen in der Hand. „Verstehst es jetzt, warum der Tod den Schädel draußen an den Baum hing? Weiß nit, wie der Tote hier oben unter dem Baum sein Lager gefunden hat. Der Baum ist über ihn gewachsen und hat ihn in seine Hut genommen. Als wir heimkamen, da haben wir gemeint, nun sei das alles vorbei für ewige Zeit. Der Tote aber hat nicht Ruhe gehabt, hat den Kopf herausgesteckt aus der Erde und uns angeschaut, solange einer von uns lebt unter demselben Rock", und er zog ein graues Stück Stoff vor und schob es in seine Tasche. Damit legte der Alte den Kopf zu den andern Knochen und deckte das Moos wieder darauf. Der Junge hielt ihn an seinem alten Rock, den er noch von damals her hatte, viel gestopft, verfärbt, die Ärmel herausgetrennt, weil sie nicht mehr zu flicken gingen, aber noch den alten grauen Rock. Dann wollte der Junge helfen, das andere Seil um ihn zu legen. Aber der Alte drehte sich um. „Hast es verstanden?" Der Junge sah ihn groß an, aber er sagte nichts. Vor ihm lag ein weites, sonniges Land. Clairons schmetterten gellend wie der erste Hahnenschrei in der Frühe. Hier aber waren dämmernde Täler, steinige Höhen, Nebelreiter und Sturmwolken. Ein Habicht strich über die Schlucht, und die Raben flogen um den Berg. Wenn er ging, wer würde das Geheimnis suchen, das hier in diesem Bergwald steckt und das sein Vater aufgefunden in letzter Stunde?

„Willst du noch zu den Fremden?" Der Sohn bewegte die Lippen. „Komm!" Da nickte der Alte, ließ sich das Seil umlegen, und sie gelangten beide gut herauf. Das war das letzte, was Philippe aus seiner Heimat mitnahm: Wie der Totenbaum, ein halber Stamm nur und eine halbe Krone, zu Füßen ein dünnes Buschwerk wie ein langer schmaler Sarg, neben ihm versank und er dem Himmel näher kam. Blau und leuchtend stand er über den roten Steinen; die Sonne wanderte zu ihnen her aus dem Osten, wo Deutschland liegt, über dem Strom tief unten, wo das Tal weit war und grün von der neuen Saat.

PAUL FECHTER

Auftakt des Theaters

Zweimal in zwei Wochen des Spielzeitbeginns stand ein König Kreon auf Berliner Bühnen. Zuerst der sophokleische Fürst von Theben, der an Antigone zerbricht, dann Grillparzers Korintherkönig, der den schuldig gewordenen Jason bei sich aufnimmt und daran untergeht. Daneben gab es zwei Komödien Shakespeares, eine russische, drei neue deutsche — der Bogen des Anfangs war weit genug gespannt.

Sehr eigen die beiden Tragödien der Antike und die Versuche, sie dem gestorbenen Begriff der Klassik zu entreißen. Das Staatstheater hatte die Antigone dem Regisseur Karlheinz Stroux übergeben, der Langenbecks Hochverräter inszeniert hatte. Er ging vom Bildhaften her in die Welt des Archaischen zurück, ins Frühdorische — und zugleich in ein Barock der Antike. Er gab das Sichtbarwerden der Folgen menschlicher Handlungen in den Menschen, die Kette der Reaktionen der Seelen auf ferne Vorgänge und nahm den Chor als die visuell musikalische Begleitung dieses Ablaufs, ließ ihn die Kurven des inneren Geschehens in barockem Auf und Ab des Sprachlichen wie der Gesten deutend spiegeln. Im Zentrum stand Antigone wie eine frühe Statue, harte Wahrerin der göttlichen, vom Irdischen nicht berührbaren ewigen Ordnung. Um sie, der sicheren Ruhe schon entzogen, die Gestalten des Zwischenreichs, Kreon, Ismene, Haimon, Eurydike — und schließlich als einender Ring, Vertreter und Stimme der Zuschauer, der gewöhnlichen Sterblichen, der Chor, das Reich des wiederhallenden Hintergrundes. Es war ein genialer Zug des Bühnengestalters Traugott Müller, von dem Gesamtbild her der unverrückbaren Welt Antigones noch einmal den unbewegten Halt am Sichtbaren zu geben: die riesigen, düsteren Säulen des Palastes, schwer und schattenhaft durchsichtig zugleich, stammten aus derselben zeitlos vorklassischen Welt, und nur die dämmernd bis zur Bühnenhöhe zwischen ihnen aufragende Gestalt des Dionysos, die das Licht zuweilen unheimlich schemenhaft in den Bereich der Sichtbarkeit hob, ließ etwas von der Wildheit der menschlichen Welt ahnen, die da zu seinen Füßen sich bewegte.

Problem jeder Aufführung antiker Tragödien ist der Chor. Herr Stroux löste ihn halb aus dem Drama, gab ihm seinen eigenen Bewegungsstil, teilte die Gesänge an die einzelnen Sprecher auf und versuchte, ihn nach Möglichkeit aus den Raumbindungen des geschlossenen Innentheaters zu befreien. Es gab interessante Versuche neben Problematischem: die Intensität der Arbeit trug darüber hinweg. Frau Hoppe als Antigone gestaltete vom betont Brüchigen der Stimme her, war Forderung mehr als Wesen, sprechendes Gesetz, an dem das schwächere des Königs zerschellt. Herr Franck erhob den Zusammenbruch Kreons an der Einsicht in das Unrecht des nur staatlichen Gesetzes gegenüber dem göttlich ewigen mit Recht zum Höhepunkt der Tragödie: des Königs Bekenntnis war Gipfel seiner Leistung wie des Ganzen. Die Welt des Statuarisch-Unverrückbaren glitt unvermerkt in die des vergänglich bewegten Lebens: über der Antike ward für Momente das Reich Shakespeares sichtbar, in das auch der Wächter des Herrn Bildt mit seiner Bewegtheit bewußt hinüberführte. Die beiden Welten des Archaischen und des Barock teilten sich auch hier in die Herrschaft.

Der Urgegensatz, über dem Grillparzers Medea aufgebaut ist, die die Volksbühne herausbrachte, heißt nicht mehr Ewigkeit und Zeitlichkeit, sondern innerhalb der Zeitlichkeit Natur und Kultur, Stoff und Form, Ungebändigtheit und Gesetz. Das immer wiederkehrende Grundthema dieses Schaffens erfüllt schon die frühe Dichtung ebenso wie später die Komödie um den Küchenjungen: dieser Österreicher, dessen endgültige Eroberung für das deutsche Theater immer noch aussteht, sah die Welt vom eigenen Leben her unter diesem Aspekt und stellte ihn fest, im Grunde bei allem Grauen vor dem Grenzenlosen und allem Sicherungsuchen am Festgefügten doch selbst dem Un-

mittelbaren näher als dem Geformten. Medea ist neben der Lady Macbeth vielleicht die wildeste Gestalt der deutschen Bühne: Grillparzer hat sie mit so viel Größe umgeben, daß die Welten der Griechen und des Jason, der zwischen beiden Reichen steht, neben ihr verblassend im Hintergrund entschweben. Sie ist eine der schwersten darstellerischen Aufgaben: die Volksbühne konnte in Fräulein Liselotte Schreiner eine junge Schauspielerin herausstellen, die diese Aufgabe ohne jede Bühnenklassik mit sehr schönem Erfolg löste. Schon als Erscheinung wirkte sie ausgezeichnet: eine große, schlanke Gestalt mit ägyptisch horizontalen Schultern, einem langen, engen, hellbraunen Gewand bis auf die Füße, mit halb ägyptisch, halb indianisch geschnittenen schwarzen hängenden Haaren über einem herben, braunen Gesicht; dazu eine tiefe, wandlungsreiche Stimme und ein unbehindert ausbrechendes Temperament, dem man die rasende Wildheit glaubt — die Voraussetzungen waren alle gegeben. Der Regisseur Ernst Martin hatte Wert auf klare sprachliche Führung gelegt, hatte den Bewegungsablauf ungestört und den Steigerungen die Grenzen gelassen: so kam eine Leistung zustande, die weit mehr als ein Umriß war. Wenn auch die letzte Dämonie des Urhaften, das Grauen des Zauberkönnens am Schluß noch fehlte: hier stand eine Gestalt, die mit Klassik und Klassizismus nichts zu tun hatte und wieder einmal das Schaffen des Dichters Grillparzer rein aus dem Urstoff aller dramatischen Gestaltung, aus dem letzten Lebendigen und Unmittelbaren erwies. Die Volksbühne hat lange keine so lebendige Aufführung gezeigt.

Der Weg aus dieser Welt zum Sommernachtstraum und zu Wie es Euch gefällt ist weit — wofern es überhaupt einen Weg gibt. Antigone spricht zwar den berühmten Vers vom Mitlieben statt des Mithassens: von Liebe aber ist in der ganzen Antike wenig die Rede, und ein Problem ist sie erst recht nicht. Die beiden Spiele Shakespeares dagegen haben nur dieses eine Thema: ein skeptisch überlegener Verächter aller Illusionen spielt mit Traum und Zauber des Gefühls und zerspielt sie beide. Die Aufführung des Sommernachtstraums, die das Deutsche Theater herausbrachte, gab diese Entzauberung mit gelassener Kühle: Zentrum des Ganzen war Oberon, der Herr des grausam lächerlichen Spiels mit den Irdischen wie mit seiner Königin. Liebe ist Wahn, Rausch, flüchtiger Traum der Sommernacht: die Fürstin der Elfen liebt den Eselskopf, der Jüngling verläßt, plötzlich anders bezaubert, die Geliebte, läuft neuen Sternen nach — nichts ist gefeit gegen Wechsel und Wirrnis. Gewiß, Oberon und sein Puck richten künstlich dies tragisch lächerliche Spiel an: die Mächte des Lebens tun ohne Kunst das Gleiche — die Heiterkeit schwebt nur sehr fern über dem Ganzen. Dies Grau hinter dem Flitter des Hochzeitkarmens kam in der Hilpertschen Aufführung stark heraus, beherrschte sie so sehr, daß alles Einzelne des Schauspiels darüber in den Hintergrund trat. Die gleiche Grundanlage hatte Herrn Gründgens' Inszenierung von Wie es Euch gefällt im Kleinen Haus des Staatstheaters: alles Gefühl wird Spiel zwischen im Grunde Unbeteiligten, die abseits der realen Situation aus halb literarischen Konventionen das Worttheater der Neigungen vorübertänzeln lassen. Rosalinde zieht als Jüngling verkleidet in die Verbannung zum verbannten Vater in den Ardennerwald: der liebende Orlando folgt ihr ahnungslos — und weiß seinem Gefühl keinen besseren Ausdruck, als daß er schlechte Verse an die Bäume heftet. Rosalinde liebt ihn — und spielt trotzdem das Theater des Knaben Ganymed weiter — und die einzige Zuflucht der Wirklichkeit ist Jacques, der melancholische Narr, über den die andern lachen, wenn er ausspricht, was ist. Herr Gründgens hatte die Rolle Herrn Wäscher gegeben, der mit der Wucht seiner breit schwebenden, uneindämmbaren Stimme die dünne gläserne Welt der andern, ja das ganze Stück überdeckte und erdrückte. Das Szenenbild von Rochus Gliese, ein kubisch geschlossener, heller, glatter Raum, an dessen Wänden sich die melancholischen Wipfel des Ardennerwalds mit biedermeierlich exaktem Baumschlag kugelig, pappel-, tannenförmig breiteten, so daß das Ganze wie ein leicht in die dritte Dimension übertragener Chirico wirkte, unterstrich den Gegensatz und hob die kühle Skepsis noch schärfer heraus. Nur eine zerbrach die Eindeutigkeit des Gefüges — das war Frau Käthe Gold als Rosalinde. Sie unterlegte das Spiel

mit ihrem lebendigen Gefühl, strafte damit zuweilen die eigenen Worte ein wenig Lügen und lebte abseits vom Übrigen in dieser ihrer Welt, gegen die auch die dunklen Predigten Jacques' machtlos blieben.

Den Übergang zum Heute brachte die Komödie „Der Wald" von Ostrowski, die das Staatstheater nach der Antigone im großen Hause herausstellte. Sie stammt aus dem Jahre 1871, ist eines der Komödiantenstücke des alten russischen Bühnendichters und gibt ein so frischlebendiges Bild seines Wesens, daß man gerne weitere Proben sähe. Die fünf Akte spielen auf einem russischen Gute, dessen Herrin, Raissa Pawlowna, der Welt die Komödie der gütigen, ehrbaren, tüchtigen Frau vorspielt, während sie in Wahrheit ganz anders, hart, geizig und dem nicht Ehrbaren durchaus nicht abgeneigt ist. Sie lebt wie ihre Freunde aus ihrer Welt das Schauspiel der bürgerlichen Realität, also daß zwei wandernde Komödianten, die auf ihr Gut geraten, ihr Neffe Gennadius und sein Freund Arkadius, daneben die reine menschliche Wirklichkeit darstellen. Die beiden halten denn auch dem „Wald" der bourgeoisen Unaufrichtigkeit kräftig den Spiegel vor, spielen im Leben zweier junger Menschen großmütig Schicksal und gehen am Ende, arm, wie sie gekommen, wieder auf ihre kümmerliche Wanderschaft von Schmiere zu Schmiere. Das zieht mit Humor, ausgezeichneten Rollen, wirksamen Szenen und ein paar ans Dichterische streifenden Momenten rasch und fröhlich vorüber, von Herrn Müthel sprachlich wie gestalterisch mit minutiöser Sorgfalt durchgearbeitet und wird mit Recht ein überraschend starker Erfolg. Im Mittelpunkt Frau Elena Polewitskaja als Raissa, ein Meisterstück von Gestaltung aus kleinen pointierten Einzelzügen, die ein Frauenbild der Manetzeit mit aller Grazie und allem Charme der Bürgerjahrzehnte aufsteigen lassen. Ihr Gegenspieler, der Tragöde Gennadius, ist Herr Knuth, der entfesselte Mime mit einer hinreißenden Beglücktheit über dieses Sich-entfaltenkönnen: er war noch nie so stark und echt wie hier. Herrlich der Auftritt zwischen ihm und dem gerissenen Holzhändler Iwan, der grade Tante Raissa um tausend Rubel betrogen hat: Gennadius fordert das Geld herrisch befehlend zurück, Iwan wird plötzlich edelmütig und beginnt zu schenken. Die russische Seele und ihre Dostojewski-Möglichkeiten sind nie so witzig überlegen auch als Schauspiel ironisiert worden wie in dieser Szene: Herr Bildt, der den Holzhändler spielte, gab ihr so viel beste Atmosphäre, daß er mit Recht stärksten Beifall fand.

⋆

Von den drei Werken von heute, die der September brachte, verdient Max Geisenheyners „Obrist Michael", den das Schillertheater herausbrachte, am meisten Beachtung. Es ist ein Schauspiel um die Idee und um das Gefühl des Rechts, ein Zeitbild und eine Kohlhaas-Dichtung von anderen Voraussetzungen aus. Wie bei Kleist geht es dem Oberst Michael um sein Gut, seine Pferde, die ihm der Junker von Zaschwitz genommen hat; wie bei Kleist greift er in seinem Kampf zuletzt zur Gewalt und stellt sich damit außerhalb des Rechts. Während aber bei Kohlhaas alles aus der „entsetzlichen" Übersteigerung einer Vorstellung außerhalb des unmittelbaren Daseins wächst, steigt hier das Geschehen auf beiden Seiten aus dem Leben, aus dem gekränkten Gefühl. Michael, ein Landsknechtsobrist von 1534, bäumt sich gegen den Junker zuerst aus Liebe zu seinen Pferden auf, die er aus dem Türkenkrieg mitbrachte: Zaschwitz steht als Katholik gegen den protestantischen Individualismus Michaels. Zwei Gefühls-, zwei Lebenswelten ringen miteinander und finden sich vom Gefühl aus zuletzt sogar zusammen. Sie sehen beide, daß sie als Einzelne schuldig wurden und unterstellen sich einem höheren Ganzen: Michael verzichtet auf seine Obristenwürde und geht als Landsknecht mit Zaschwitz wieder in den Krieg — das Wort des Dr. Martinus bringt beide, den Katholiken wie den Protestanten, auf die gleiche menschliche Ebene des Glaubens an ein höheres göttliches Recht.

Schon der Umriß zeigt das Drama der Idee, obwohl diese Tragödie des persönlichen menschlichen Rechts zugleich Tragödie des allgemeinen Unrechts ist, nämlich des sozialen. Mit den Scharen des Wunderpredigers von Zwickau begleitet sie die Linien der Haupthandlung, sie zuweilen mit allzuviel Details sogar leicht verwirrend —

und gibt dem Ganzen noch einmal die Wendung zum Gefühl. Geisenheyner hat mit kluger bewußter Arbeit seine Akte und Szenen gefügt, sie sprachlich zu starker Wirkung intensiviert; sein Eigenstes und Schönstes aber gibt er, wo er gelegentlich sich selbst, sein Gefühl sprechen läßt, die Liebe zu Tieren, zu Kindern, ein sehr zartes Empfinden für das Besondere der Frauen. Als Ausgleich steht daneben ein sehr hübscher Instinkt für Humor und Leichtigkeit: es gibt Momente, in denen die Vorstellung einer sehr reizvollen Komödie aufsteigt, die der Verfasser geben könnte.

Die Aufführung im Schillertheater unter Herrn Felsensteins Regie war bildhaft und rhythmisch sehr interessant: sie hatte etwas von bewegter Schwarzweißmalerei oder von fließender Barockgraphik, die aus grellen Lichträndern und Dunkel entwickelt wurde. Die Massen wie die Einzelnen waren ausgezeichnet in den Ablauf der vielen Vorgänge eingeordnet, der nur gegen den Schluß hin im Tempo etwas dem Genius des Herrn Fehling zu huldigen und in langsamer Florian-Geyer-Lyrik zu versinken begann. Die dynamische Lage und Haltung war von Anbeginn dadurch gegeben, daß Herr George den Obristen spielte, begleitet von Herrn Süssenguth als gleich stimmgewaltigem Landsknecht Uli. Zaschwitz war scharf und präzis, sehr zeichnerisch Herr Clausen; vortrefflich Herr Quadflieg, der die schwierige Rolle eines jungen lyrisch verliebten Musikanten sehr geschmackvoll erfüllte. Von großartiger Wucht des Einsatzes der Luther des Herrn von Winterstein, ganz interessant der Umriß der Obristenfrau, den das neue Fräulein Berny Clairmont hinstellte. — Trotz mehr als vierstündiger Dauer gab es sehr freundlichen Beifall und einen starken Erfolg.

Ein Lustspiel vom Theater hat Charlotte Schultz, die bekannte Berliner Schauspielerin, geschrieben, und Herr Hilpert hat es in den Kammerspielen aufgeführt. Es führt den Titel „Bitte zwei Mal läuten" und ist mehr eine Skizze zu einer Komödie als eine Komödie. Die Figuren wie die Situationen sind nur angedeutet: man erhält einen Grundriß und Umrisse, über denen das Haus und seine Atmosphäre erst erstehen sollen. Eine junge Schauspielerin lebt mit ihrem ebenso jungen Freunde Wolfgang, einem Architekten, geduldig den Erfolg erwartend, der beide weiterbringen soll. Schließlich mag das Mädchen nicht mehr; es will das Glück rascher versuchen, geht zum Rennen, setzt all ihr Geld und das des Freundes auf ein Pferd eines adligen Bekannten — und fällt natürlich schwer herein. Der Gaul macht das Rennen nicht, und der adlige Bekannte ist ein Hochstapler: ihre Stellung beim Theater hat sie, in der sicheren Hoffnung auf Erfolg, ebenfalls hingeworfen: die Katastrophe ist da. Es bleibt dem guten Wolfgang nichts übrig, als seinen begreiflichen Zorn aufzugeben, in einem Wettbewerb schleunigst einen Preis zu gewinnen und, statt wie bisher zweimal zu läuten, als Ehemann die Wohnung zu übernehmen. Die Hauptwirkung des kleinen Stücks beruht auf den Szenen, in denen das Theater und sein Milieu die Bühne beherrschen: der alte Reiz der Spielverdopplung hat noch nichts von seiner Wirkung auf das Publikum eingebüßt. Schon die Garderobe der kleinen Schauspielerin bekommt plötzlich Farbe, und die Skizze einer Generalprobe mit dem zuschauenden Intendanten in der Loge und einer verrutschten Perücke auf der Szene läßt Kean-Erinnerungen aufsteigen, wie jedes der vielen Stücke, die das Theater aufs Theater bringen. Es sollte einmal jemand die psychischen Untergründe dieses Illusionen verdoppelnden und zugleich aufhebenden Reizes untersuchen; grade von den Wirkungen schwächerer Stücke ist da sicher manches festzustellen.

Von historischen Vorstellungen aus sucht Walter Erich Schäfer, der Autor des „18. Oktober", seiner Komödie „Theres und die Hoheit" Farbe zu geben im Theater in der Saarlandstraße. Die Theres ist eine Wiener Gastwirtstochter des Revolutionsjahrs 1830 und die Hoheit ein junger Erzherzog, der sich ihr wie vielen andern liebend nähert. Diese Annäherung wird der Anlaß zu einem Aufstandsversuch der braven Wiener, der aber schleunigst abgesagt wird, als der junge Mann sich mit einer Blinddarmentzündung, die sich am Ende als fingiert erweist, zu Bett legt. Da werden die Revolutionsmänner alle lieb und milde: der verhaßte Metternich

tritt zurück, der gute Kaiser Franz segnet beinahe höchst persönlich die große Liebe der Theres und ihrer Hoheit, und das Publikum geht amüsiert und zufrieden nach Hause. Das schauspielerisch Reizvollste des Abends gab Herr Waldau als Kaiser Franz: stilles, ganz auf leise, immer sofort zurückgenommene Wirkungen gestelltes Theater, dessen leichte Müdigkeit die menschliche Wirkung noch steigerte.

KLAUS HERRMANN

Die Spitzweg-Deutschen

Ein Gespräch

Das für mich bemerkenswerteste Ereignis dieses Sommers scheint mir jetzt, da er vergangen ist, meine Bekanntschaft mit Herrn Becher gewesen zu sein. Ich habe sie an einem kühlen, regnerischen Tage gemacht, an dem mir die Welt grau, nüchtern und trostlos vorkam wie eine mathematische Aufgabe, an deren Lösung ich verzweifelte, und ebenso verzweifelte ich an meinem neuen Bekannten. Doch inzwischen ist es mir klargeworden, daß ich ihm noch lange ein gutes Gedenken bewahren werde, obwohl mir durch seine Schuld eine alte, bewährte Freundschaft zerstört worden ist.

Ich war gegen Abend zu Joachim gegangen, um ihm ein Buch zurückzubringen, das ich mir von ihm geliehen hatte. Joachim bewohnt im Osten von Berlin eine enge Dachkammer, von deren Einsamkeit aus man nichts sieht als Hausfirste, Schornsteine und den Himmel darüber, aber er braucht nichts weiter als die Ruhe und den Frieden dieser ärmlichen Umgebung, um glücklich zu sein. Manchmal regnet es allerdings durch das Dachfenster, der Nordwind weht durch alle Ritzen und Fugen herein, Joachim umwickelt dann Hals und Kopf mit dicken Tüchern, um sich gegen die Kälte zu schützen, und es fehlte nur noch, daß er sich ins Bett legte und einen Regenschirm gegen die tückisch eindringende Nässe aufspannte, damit die Ähnlichkeit mit Spitzwegs Dichter vollkommen würde.

Ich erwähne das deshalb, weil Joachim versichert, daß er ein Dichter sei. Ich kann nicht darüber urteilen, denn unser gutes Einvernehmen hat immer darauf beruht, daß keiner von uns sich darum kümmerte, was der andere trieb, und wir hätten es wohl auch weiter so gehalten, wenn Herr Becher nicht dazwischen gekommen wäre.

„Entschuldige mich, ich habe heute abend keine Zeit", begrüßte mich Joachim, als ich eintrat. „Ich muß dichten."

Er blätterte in ein paar umfangreichen Manuskripten, die vor ihm auf dem Tisch lagen, und korrigierte eifrig darin herum.

„Ich dachte, dein Drama ist schon fertig, Joachim", sagte ich.

„Ach, fertig, fertig!" rief er ungeduldig. „Ich hatte es mir eingebildet, aber jetzt sehe ich ein, daß ich noch einmal von vorn anfangen muß!"

Er hatte zuweilen ein paar Andeutungen über sein Drama gemacht, aus denen ich entnehmen konnte, daß es in sechsfüßigen Jamben geschrieben war und von einem Herzog handelte, der seinen König verriet, die Königstochter heiratete, zum Schluß aber von ihr, wie es die poetische Gerechtigkeit erforderte, wiederum verraten wurde. Es war ein historischer Stoff aus dem Mittelalter, und da es wenige von dieser Art gibt, die noch nicht dramatisiert sind, lebte Joachim stets in Sorge, daß ihm etwas davon entwendet werden könne.

„Hat dir etwa jemand deinen Stoff geraubt?" erkundigte ich mich deshalb.

„Wenn es weiter nichts wäre!" seufzte er. „Daraus würde ich mir nichts mehr machen. Nein, ich habe ein Buch gelesen, das mir gezeigt hat, was ich noch alles lernen muß, um ein Dichter zu sein."

Er schob mir ein schmales Bändchen zu, das neben ihm auf dem Tisch lag, und vertiefte sich wieder in seine Arbeit. Ich schlug

es auf. „Georg Becher, Goethes wahre Faust-Form als Lösung des Faust-Rätsels, Becher-Verlag, München 1940", stand auf dem Titelblatt.

„Ich verstehe dich nicht, Joachim", sagte ich. „Was hat der Faust mit deinem Drama zu tun?"

Joachim klappte seine Manuskripte zu, stand auf und blickte in den Regen hinaus. Er schien sich langsam damit abzufinden, daß er an diesem Abend nicht zum Dichten kommen sollte.

„Ich kümmere mich nicht mehr um den Inhalt", meinte er. „Die Symbolik ist viel wichtiger. Vor allem kommt es auf die Einteilung an. Herr Becher schreibt, daß es nicht nur ein Faust-Drama gibt, sondern gleich sechs, und alle sechs Faust-Dramen umfassen den gleichen Text. Da gibt es also das einteilige, fünfteilige, zweiteilige Faust-Drama und daneben das einteilige, dreiteilige, zweiteilige dramatische Faust-Epos. Ich habe auch schon mein Drama eingeteilt und mir sechs Durchschläge davon gemacht. Nun kann ich endlich mit der Arbeit anfangen."

„Mit welcher Arbeit?" fragte ich verständnislos.

„Mit dem symmetrischen Aufbau", erläuterte Joachim. „Herr Becher schreibt, er hat festgestellt, daß im Faust einfach alles symmetrisch ist, sogar die Szenenüberschriften und die Verszahlen, und die symmetrischen Szenen haben außerdem noch symmetrische Motive."

Sein Gesicht spiegelte die Selbstzufriedenheit des Wissenden wider, der sich dem Uneingeweihten unendlich überlegen fühlt. Er nahm mir das Buch ab, in dem ich gedankenlos blätterte, und schlug es auf.

„Die Sache ist ganz einfach", fuhr er fort, „in einer Szene heißt es: ‚Spaziergänger aller Art ziehen hinaus', und in der symmetrischen Szene: ‚Eine Wolke zieht herbei'."

„Entschuldige, Joachim", unterbrach ich ihn, „was ist da symmetrisch?"

„Das Ziehen natürlich", erklärte er, „einmal hinaus, das andere Mal herbei. Oder: ‚Vom Eise befreit sind Strom und Bäche', und symmetrisch dazu: ‚Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß'."

„Ach so, das Ei", sagte ich.

„Ganz recht", bestätigte er, „endlich begreifst du, worauf es ankommt. Oder: ‚Glokkenklang und Chorgesang', und symmetrisch dazu: ‚Glorie von oben rechts'. Hier sind es, wie du siehst, sogar drei Buchstaben: g, l und o. Noch feiner ist die Symmetrie angedeutet, wenn das ‚Willkommen' der Hauptszene in der symmetrischen Szene wiederkehrt als: ‚Will keiner trinken? keiner lachen?'"

„Wieso denn wiederkehrt?" fragte ich erstaunt.

„Natürlich verkürzt", sagte Joachim, „als ‚will' und dazu das k von keiner. Diese Symmetrien sind allerdings nur für den Lesetext gedacht, die Zuschauer im Theater haben zu grobe Ohren."

„Willst du etwa dein Drama nach diesem Rezept symmetrisch aufteilen?" erkundigte ich mich.

„Es ist sehr nett von dir, daß du dich endlich für meine Dichtungen interessierst", meinte Joachim mit leisem Vorwurf. „Ich werde jedenfalls keine Mühe scheuen, um mein Ziel zu erreichen. Aus dem Herzog mache ich zum Beispiel einen Korsaren."

„Er ist ein Korsar gewesen?" fragte ich verwundert. „Davon hast du mir ja noch gar nichts gesagt."

„Aber das ist doch ganz gleich!" rief er empört. „Begreifst du denn nicht? Korsar und König haben doch die Anfangsbuchstaben gemeinsam!"

Ich war von dieser Erklärung so überrascht, daß ich die Antwort schuldig blieb. Joachim schien mein Schweigen für eine Aufforderung zu halten, mir noch weitere Geständnisse zu machen.

„Mit den Verszahlen komme ich aber nicht so leicht zurecht", meinte er klagend. „Ich war ja immer ein schlechter Mathematiker."

„Was willst du um Gottes willen mit den Verszahlen anstellen?" rief ich verzweifelt.

„Das Wesen des Verstextes im Faust ist aus seiner Verszahl erkennbar", belehrte er mich.

„Meint das Herr Becher?" fragte ich, mich mühsam zur Ruhe zwingend.

„Er weist es nach", verbesserte Joachim mit selbstbewußtem Lächeln. „Der Vers ‚Vom Himmel durch die Welt zur Hölle'

hat zum Beispiel die Verszahl 242, was besagt, daß der Mittelteil ‚Welt' in 4, der Anfangs- und Schlußteil in je 2 Teile untergeteilt sind. Und so geht es durch das ganze Werk. Je nachdem, ob man die Zueignung und die Vorspiele mitzählt oder nicht, kommt man zu den verschiedenartigsten Ergebnissen."

„Ich verstehe kein Wort von all dem Unsinn, Joachim", unterbrach ich ihn. „Glaubst du wirklich, Goethe hätte an solchen lächerlichen Zahlenspielereien Geschmack gefunden?"

„Jawohl, das hat er!" rief Joachim triumphierend. „Das ist aus dem Faust-Text nachzuweisen! In dem Vers mit der für die Faust-Einteilung symbolischen Zahl 11211 heißt es ausdrücklich: ‚Berechnet er alles'!"

„Ich weiß ja nicht, was du dir von einer symbolischen, symmetrischen und mathematischen Bearbeitung deines Dramas versprichst", meinte ich ärgerlich.

„Ich habe dir ja noch nicht alles erzählt", unterbrach mich Joachim und sah mich treuherzig an. „Herr Becher weist außerdem nach, daß alle bedeutenden deutschen Komponisten im Faust erwähnt sind, allerdings getarnt, zum Beispiel Händel in dem Vers: ‚Und Händel von der ersten Sorte', und Weber an einer noch bedeutenderen Stelle: ‚Zwar ist's mit der Gedankenfabrik wie mit einem Weber-Meisterstück'. Und dann muß ja noch die Buchausstattung berücksichtigt werden. Herr Becher hat entdeckt, daß Goethe auch das Faust-Buch berechnet hat. Die Seitenzahlen entsprechen, wenn man sie richtig einteilt, mathematisch genau der Aufteilung des Straßburger Münster-Westgiebels, und sogar die Farbe des Bucheinbandes ist im Faust-Text festgelegt: er ist grün, was aus dem Vers ‚In Streifen über die grünende Flur' hervorgeht, und die Farben der Streifen sind wieder in anderen Versen angegeben, die ebenfalls durch symbolische Verszahlen gekennzeichnet sind. Herr Becher hat den Faust in dieser Form drucken und binden lassen, er ist als ‚Der 31-zeilige Dom-Druck-Faust' ebenfalls im Becher-Verlag, München, erschienen, und ich gedenke mein Drama entsprechend symbolisch auszustatten."

„Hör auf!" brüllte ich. „Ich habe von deinen Symbolen und farbigen Streifen genug! Ich will kein Wort mehr von diesem sinnlosen Zeug hören!"

Aber Joachim, der sich in dem Bewußtsein seiner höheren Sendung über meine Raserei erhaben fühlte, blieb ungerührt wie ein Marmorblock.

„Es ist nicht sinnlos", erklärte er mit einem milden Lächeln, das mich vollends zur Verzweiflung brachte. „Gewisse Dinge kann man nur andeuten. Das böse und das gute Prinzip kämpfen um die Welt, weißt du, oder Gog und Magog oder Tyrus und Antyrus oder wie du sie sonst nennen willst."

„Schreibt das auch Herr Becher?" fragte ich entsetzt.

„Nein, das ist meine eigene Entdeckung", bekannte Joachim, und es war ihm anzusehen, wie stolz er auf sie war.

Im ersten Augenblick war ich geneigt, keinen Widerspruch mehr an das Thema zu verschwenden und mich ohne Abschied zurückzuziehen. Aber das Gespräch hatte mich so aufgeregt, daß ich meinem Herzen Luft machen mußte.

„Hör mal, Joachim", sagte ich, „meinetwegen kannst du ja ruhig abseits in deinem Winkel hocken. Deutschland ist immer das Land der Sonderlinge gewesen, und ich gönne dir gern dein Spitzweg-Leben mit ein paar Blumen vor dem Fenster und ein paar verschrobenen Gedanken im Kopf. Aber zuviel davon ist gefährlich. Das Leben ist verdammt rücksichtslos, und es wird über dich und deine Zahlenmystik und dein gutes und böses Prinzip hinweggehen, ohne auch nur davon Notiz zu nehmen."

„Du brauchst nicht weiter zu reden", unterbrach mich Joachim. „Ich hätte mir ja denken können, daß du mich nicht begreifst."

Er hatte sich mir zugewandt und sah mich traurig an. Alle Überlegenheit war aus seinem Gesicht verschwunden, und es zeigte einen so entmutigten und hilflosen Ausdruck, daß ich Mitleid bekam und meine Worte bedauerte. Joachim war mir immer ein guter Freund gewesen, auf den ich mich verlassen konnte, und ich hatte nicht die Absicht, ihm weh zu tun.

„Verzeih mir", sagte ich beschämt, „es war nicht böse gemeint. Ich verstehe ja dich und deinesgleichen, Joachim, ich kenne die verborgenen Gedanken eures Herzens besser,

als ihr selber sie kennt, und ich achte eure Begeisterung, auch wenn ihr sie an eine schlechte Sache vertut. Weil ihr erschreckt und eingeschüchtert seid von der Roheit, der Brutalität und der Selbstsucht des Lebens, flüchtet ihr euch in eure Schrullen und Hirngespinste und hegt sie zärtlich wie eine alte Jungfer ihr krankes Hündchen, wie ein Kind seine Puppe und wie ein frommer Einsiedler seinen Glauben. Aber ihr habt Gnade vor Gott gefunden, denn unbeachtet und ungestört hat eure Art die Jahrhunderte überdauert. Im Mittelalter habt ihr in den alchimistischen Küchen gesessen und Traktate über den Stein der Weisen verfaßt, als das Zeitalter der Maschinen und der Aufklärung anbrach, habt ihr Kräuter gesammelt und getrocknet, über neue Heilmethoden gegrübelt und die Blumen vor eurem Fenster begossen, heute sucht ihr Trost bei astrologischen Betrachtungen oder bei irgendeiner frommen Sekte, ihr erfindet tausend unnütze Dinge, die schon tausendmal vorher erfunden wurden, und sinnt über die mystische Bedeutung der Pflanzen nach oder über das Verhältnis von Goethes Faust zum Straßburger Münster. Andere werden vielleicht sagen, es wäre besser, ihr würdet einen Tisch zimmern, elektrische Leitungen legen oder Flugzeuge bauen, doch ich meine, es schadet gar nichts, daß euer Tun ohne Frucht bleibt und ohne Sinn. Gewiß, ihr seid schlechte Gefäße für den Geist der Wahrheit und der Erkenntnis, der zum Ärger der drei gewaltigen Gesellen Raufebold, Habebald und Haltefest immer wieder auf diese Erde herniedersteigt und sich auf ihr behauptet. Doch nicht weit von den Küchen der Goldmacher wurden die ersten Sternwarten errichtet. Neben den Dachkammern der liebenswürdigen Schwärmer, wie sie Spitzweg gemalt hat, wohnten die erhabenen Sonderlinge der Weisheit und der Künste, der schrullige Professor Kant, der grimmige Weltfeind Schopenhauer, der menschenscheue Einsiedler Beethoven und der göttliche Träumer Jean Paul. Und wissen wir denn, welcher heute noch Unbekannte zu dieser Stunde Wand an Wand mit euch haust? Sie, die andern, die Seligen, sie sind die große Melodie, nach deren Takten die Welt vorwärts schreitet auf ihrem Wege zu dem Reiche Gottes. Ihr seid nur die Bässe, die sie begleiten. Was aber wäre jene ohne die Läufe, Akkorde und Triolen, die aus der Tiefe sich aufzuspielen und sie zu übertönen suchen? Nein, wir wollen euch nicht gering achten, ihr heiligen Toren, ihr Spitzweg-Deutschen, und wenn wir euch auch zuweilen gram sind, doch nie die Geduld mit euch verlieren, denn auch ihr seid von Gott auf euren Platz gestellt, damit wir die ewige Melodie besser hören, wenn sie, emporsteigend, sich abhebt von eurer Narrheit."

So sprach ich zu Joachim, und es war die längste Rede, die ich jemals gehalten habe. Er hatte sich wieder abgewandt, seine Schultern zuckten, und mir wurde es ein wenig unbehaglich zumut, denn ich konnte nicht erkennen, ob er lachte oder ob er weinte. Er antwortete mir nicht, und ich sagte auch nichts mehr, nahm meinen Hut und ging schweigend hinaus.

Seit diesem Tage habe ich keine Nachricht von Joachim erhalten. Ich würde ihn gern besuchen, aber ich scheue mich vorläufig, ihm wieder zu begegnen. Vielleicht hat meine Offenheit ihn verletzt, und ich möchte ihm nicht durch meine Gegenwart eine unliebsame Erinnerung zurückrufen. Aber ich habe mir vorgenommen, wenn wir uns zufällig treffen sollten, ihn zu begrüßen, als wäre nichts geschehen, und Herrn Becher überhaupt nicht zu erwähnen. Ich hoffe, Joachim wird dann an meinem Verhalten merken, daß ich mich nicht über ihn erhaben dünke und daß ich noch immer sein Freund bin.

Literarische Rundschau

Handbuch der deutschen Volkskunde

Das von Dr. Wilhelm Peßler herausgegebene große Werk, auf das wir verschiedentlich bei seinem Entstehen hinwiesen, liegt jetzt vollendet in 3 Bänden vor (Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion). Die bestehenden Schwierigkeiten, die in der bisher fehlenden Übersichtlichkeit und Vollständigkeit des Stoffes, der noch nicht völlig geklärten Methodik und den nicht ganz gesicherten Theorien lagen, sind auf diesem so überaus wichtigen Gebiet in dem Werke dadurch überwunden worden, daß der Herausgeber es verstanden hat, seine zahlreichen Mitarbeiter auf eine ideenmäßig und methodisch einheitliche Linie zu verpflichten. So ist ein Werk entstanden, auf das Herausgeber wie Verlag stolz zu sein durchaus das Recht haben. Das Handbuch gibt sowohl dem Wissenschaftler wie dem praktischen Volkskundler eine sichere Grundlage für ihre Arbeit und ermöglicht es dem Laien, sich ein klares Bild von dem wissenschaftlichen Stand der deutschen Volkskunde zu schaffen. Auch Nebengebiete, denen bisher nicht besondere Beachtung geschenkt wurde, sind berücksichtigt, so z. B. Kinderspielzeug, Sprachgeographie und Volksmedizin. Die Einbeziehung des Auslanddeutschtums, das vielfach altes Brauchtum und Sitte treuer bewahrte als das Binnendeutschtum, verdient besondere Hervorhebung. Außerordentlich reich sind die Bildbeigaben in Textbildern und einfarbigen wie bunten Tafeln, wertvoll auch die vielen Karten und graphischen Darstellungen. Das ausführliche Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch dieses Standardwerkes.

Dauer im Wechsel

Die Anthologie, unlängst noch vom Buchhandel totgesagt, feiert seit kurzem eine Auferstehung, die allerdings nur denjenigen zu überraschen vermag, der den restaurativen Zug, wie er im Schrifttum und in der Kunst der Gegenwart zu finden ist, nicht bemerkt. Sogar das Feuilleton, das scheinbar vergänglichste Zeugnis des Schrifttums, ist gelegentlich in der Reihe dieser Anthologien-Bücher aufgenommen worden, und zwar in der Absicht — und dies ist für die meisten Sammlungen dieser Tage charakteristisch — nicht ein leichtes Unterhaltungsbuch zusammenzustellen, sondern das dem flüchtigen Augenblick zu entreißen, was etwas Wesentliches, Bleibendes und zumindest in die Zukunft Weisendes aussagt. Die vorliegende neueste Sammlung dieser Art: „Im Lauf der Zeit" von Max von Brück (Frankfurt a. M., Sozietätsverlag) beschränkt sich sogar darauf, die Feuilletons einer Tageszeitung zu einem Band zu vereinen, um das im Buch festzuhalten, was würdig ist, „in eine größere Dauer gerettet zu werden". Es gelingt dabei, auf das Eindringlichste mit dem Vorurteil aufzuräumen, das dem Feuilleton, diesem jüngsten Kind des Schrifttums, noch anhaftet, ja gelegentlich zeigt sich sogar, daß es in seinen besten Beispielen nur die Maske eines Kindes trägt, und daß hinter ihm die großen legitimen Väter des Schrifttums stehen, nämlich die Erzähler, die Essayisten, die Landschaftsbeschreiber und die wissenschaftlichen Forscher selbst. Der Herausgeber Max von Brück hat aus der „Frankfurter Zeitung" eine Zusammenstellung der Feuilletons von 50 Verfassern getroffen, die er einteilt in Erzählungen, Schilderungen, Aufsätze und kleine Prosa. Das Schwergewicht liegt hier in den Schilderungen und Aufsätzen. „Das Herz Italiens", „Die Kirschblüte in Japan", „Die Chronik des Eisens", „Der Seesenheimer Augenblick" sind u. a. Beispiele einer Reisebeschreibung, die über den Tag hinaus Gültigkeit hat und die doch in tieferem Sinne dem Tag verpflichtet ist, wie es den Veröffentlichungen einer Zeitung ansteht. Nicht anders und gelegentlich noch gewichtiger sind die nach verschiedenen Themen geordneten Aufsätze. Was hier gesagt wird über die Frage des Übersetzens, über die Metapher, über Wesen und Bedeutung von Ranke, Prinz Eugen, Ludwig XIV., Michelangelo, Theodor Däubler, Georg Trakl u. a., wie die Gestalt des Augustus in Beziehung zu den Dichtern des ersten

Imperiums gestellt wird, wie die Rolle des Tübinger Stiftes gezeigt oder der Schauspieler Heinz Rühmann porträtiert wird, das alles ergibt Essays, die in Buchform zu lesen Genuß, Vertiefung und Genugtuung verschafft, Genugtuung darüber, daß die bedeutsameren Beiträge einer Tageszeitung sich recht gut neben den besten jener Veröffentlichungen behaupten, die bereits bei ihrem ersten Erscheinen im anspruchsvolleren Gewande als dem des Rotationsdruckes auftraten. – Gewicht erhält diese Sammlung aber vor allem, weil sie etwas zeigt, das gewissermaßen hier als das A und das O anzusprechen ist: das Gesicht! Daß das Profil des Einzelnen sich gelegentlich nicht so scharf abzeichnet, liegt wohl in der Aufstellung eines gemeinsamen Zieles, das Distanz, kühle Entrücktheit und eine am klassischen Vorbild geschulte strenge Behandlung der Sprache als verpflichtend betrachtet. Gerade daraus aber ergibt sich das eigene Gesicht dieser Feuilleton-Sammlung, die nicht davor zurückscheut, sich öfters dem Charakter der Zeitschrift zu nähern. Das Vitale, der Humor, das Ursprüngliche, die unmittelbare Auseinandersetzung mit der Gegenwart mögen dabei im Hintergrund stehen, so sehr sie sonst gerade im Rahmen der Tageszeitung, dieser Plattform vielfältiger Stimmen, ihre Bedeutung haben. Aber Bildung in einem tieferen, verpflichtenderen Sinne, Wille zur Dauer im ewigen Wechsel, in dem das Nahe in die Ferne, das Ferne in die Nähe gerückt wird (nicht zufällig hat eines der wenigen Gedichte des Buches, das den Untergang des „LZ Hindenburg" zum Thema nimmt, die Form der antiken Elegie), Klarheit der Beschreibung und hohe Sorgfalt dem schriftstellerischen Handwerk gegenüber, das hebt diese Sammlung weit aus dem Tag heraus und sichert ihr dankbare Leser.

Vom Kriege

Die monatlichen Veröffentlichungen „Deutschland im Kampf", herausgegeben von A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, O. Stollberg), bringen in der Zusammenfassung für den Mai außer den ständigen Rubriken die Rede Görings über aktuelle Fragen der Kriegführung, für den Juni den OKW.-Bericht über den Verlauf der bisherigen Operationen im Westen, den Abschlußbericht über die Operationen im Norden und die Waffenstillstandsverträge zwischen Deutschland und Italien einerseits und Frankreich andererseits. – Eine höchst lebendige Schilderung vom Kampfe der neuen Waffe, deren Einsatz für den Verlauf des Krieges im Osten und Westen von ausschlaggebender Bedeutung war, ist die Schrift eines Frontkämpfers, des Leutnants in einem Panzerregiment Hans Kürsten, „Panzer greifen an" (Leipzig, Hesse & Becker), in der er von den Großkampftagen im Osten vom Beginn des Feldzuges bis zu seinem Ende in frischer, soldatischer Art erzählt. 8 Abbildungen, die mitten im kriegerischen Geschehen aufgenommen wurden, sind beigegeben. – In den „Marburger Universitätsreden" ist als Nummer 4 ein bedeutsamer Vortrag von Wilh. Mommsen erschienen: „Politik und Kriegführung" (Marburg, N. G. Elwert. RM 0,80). Hier wird die Notwendigkeit der Einheitlichkeit politischen und soldatischen Wesens aus der Geschichte eindringlich belegt. Diese Einheitlichkeit, die in Deutschland schon einmal in den Freiheitskriegen Wirklichkeit geworden war, ohne daß jedoch die Führung es verstand, diese Idee zum Gemeingut des Volkes werden zu lassen, sieht Mommsen heute in Deutschland in vollem Maße verwirklicht, so daß sie den Sieg verbürge. – Eine ganze Reihe von Mitarbeitern haben sich zusammengetan, um in Fachaufsätzen, Erlebnisberichten und einer Chronologie der kriegerischen Ereignisse zur See sowie durch Dokumente, unterstützt durch viele Abbildungen, Zeugnis abzulegen von den Leistungen unserer Marine: „Unser Kampf zur See" (München, F. Bruckmann. 3 Karten. RM 5,50). Die Aufsätze behandeln den Seekrieg und die Seeherrschaft, Offensive und Defensive im Krieg zur See, deren ewige Gesetze niemand und keine Technik ändern kann, Kriegsrecht und Kriegsführung, den Minenkrieg, den Nachrichtendienst im Seekrieg, den U-Boots-Einsatz, die Fragen der Blokkade und anderes mehr. Bekannte Seeoffiziere, unter ihnen die Konteradmirale Lützow und Spindler, haben mitgearbeitet mit vielen andern. – Von der historischen Seite wird die „Deutsche Seegeschichte"

behandelt von Otto Höver (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 48 Abb. RM 4,80). Es ist eine gründliche und sachkundige Arbeit, die von der Vor- und Frühzeit an übers Mittelalter und die Neuzeit bis zu unsern Tagen die große deutsche Schicksalsfrage, das Verhältnis unseres Volkes zur See, behandelt. Dank der lückenlosen Sachkenntnis des Autors, dem bedeutungsvollen Stoff und der Gabe des Verfassers, fesselnd zu schreiben, ist hier ein in jeder Weise empfehlenswertes Buch entstanden. — Eine Gabe an unsere Frontsoldaten will das Buch bedeuten „Dichter grüßen die Front", herausgegeben von Heinrich Zerkaulen (München, Deutscher Volksverlag. 10 Bilder. RM 3,80). Mitgearbeitet haben Ludwig Friedrich und Max Barthel, Roland Betsch, Hans Brandenburg, Bruno Brehm, Friedrich Deml, Hans Franck, Otto Gmelin, Hans Christoph Kaergel, Josef Friedrich Perkonig, Gerhard Schumann, Herybert Menzel, der Herausgeber und andere. Das Buch ist ein Jahrbuch des Bamberger Dichterkreises, Geleitworte von führenden Persönlichkeiten der Partei sind vorausgesetzt. — Eine Gabe, die das Herz jedes alten Frontsoldaten des Weltkrieges erfreut und auch sicherlich den Soldaten von heute ansprechen wird, ist „Das Landserbuch", in dem Otto Doderer mit gutem Spürsinn aus den Frontzeitungen des Weltkrieges Heiteres und Besinnliches auswählte als ein Geschenk an die jungen Kameraden des neuen Krieges (Oldenburg, G. Stalling. 18 Textzeichnungen von A. Reich. RM 2,30). Man freut sich, die Erinnerung an diese Zeitungen wieder auffrischen zu können, in denen Mitarbeiter von den höchsten Chargen bis zum einfachen Soldaten Erstaunliches an guten Beiträgen, ernsten wie heiteren, geleistet haben. Es ist ein männliches, weil ganz soldatisches Buch. — Auch für die Jugend wird der gegenwärtige Krieg von bester Hand dargestellt in dem Buche des Majors der Luftwaffe Hermann Kohl „Wir fliegen gegen England", das mit vielen Bildern den Einsatz der Luftwaffe 1939—1940 darstellt (Reutlingen, Enßlin & Laiblin. RM 2,50). — Ernste Erlebnisse aus dem Weltkriege behandeln die Aufzeichnungen eines deutschen Kriegsgefangenen, der in Frankreich die Nummer 389 trug, unter dem Titel „Todesurteil in Tours 1917", von Stefan Utsch (Berlin, Deutscher Verlag. 17 Aufnahmen. RM 2,85). Dieser deutsche Kriegsgefangene aus der Sommeschlacht 1916 wurde vom französischen Kriegsgericht wegen angeblichen Mordes an einem französischen Unteroffizier, einem bösen Quäler deutscher Gefangener, zum Tode verurteilt, begnadigt, machte die verschiedensten vergeblichen Fluchtversuche, bis der letzte nach Kriegsende gelang. Das Buch ist eine schwere Anklage gegen die Unmenschlichkeit der Franzosen gegenüber deutschen Kriegsgefangenen. — Die Schrift „Gibraltar — der Schlüssel zum Mittelmeer?" von P. A. Schulz-Wilmersdorf (Leipzig, F. Wilhelm. 1 Karte. RM 1,—) prüft Englands Verhalten in seiner Besetzung und Zurückhaltung Gibraltars, das freilich heute dank der Luftwaffe und den U-Booten nach Ansicht des Verfassers nicht mehr die strategische Bedeutung besitzt wie bisher. Die Schrift tritt dafür ein, daß dieser Schlüssel zum Mittelmeer in andere Hand kommen muß im Interesse der wahren Ordnung Europas. — Zwei neue Bücher aus dem Wilhelm-Goldmann-Verlag, Leipzig, untersuchen aktuelle Probleme: Hans F. Zeck gibt in seinem Buch „Nordsee. Raum der Entscheidung" (17 Bilder, 8 Karten. RM 7,50) einen erschöpfenden Überblick über den Nordseeraum mit seinen interessanten geographischen Eigenheiten und über seine politische und wirtschaftliche Bedeutung. Die Schrift ist geschichtlich gut untermauert, sie schildert die Bedeutung dieses wichtigen Gebietes von den ältesten Zeiten bis zur heutigen Zuspitzung eindringlich. — Paul Schmitz-Kairo geht in seinem Buche „Die britische Schwäche" (RM 6,20) von der These aus, daß im allgemeinen England und seine Stärke seit langem überschätzt worden seien, warnt dann aber gleichzeitig vor einer Unterschätzung, die gefährliche Konsequenzen haben könnte. Er untersucht das wahre Kriegspotential Großbritanniens und legt den Finger auf schwache Stellen: wirtschaftliche, politische, finanzielle, militärische und geologische.

Rudolf Pechel

Kleiner Bücherstoß

Was sich unsere Altvordern erzählten, hat in Erich Kramers Dichtung „Der Wolfsfreier und die Magd Ilsa“ (Karl Alber, München/Freiburg i. Br. RM 3,20) eine bemerkenswerte Neuschöpfung bekommen. Eine gar gruselige Freite durchlebt der Bauernsohn Peter Dimpel, da er von einer zwitterhaften Wehrwolfsfamilie umgarnt wird, bis ihn die Magd Ilsa zur redlichen Menschenliebe bringt. Gesättigte, zugleich kernige Sprachkunst erhöhen den Reiz dieser bildhaft klaren Erzählung. — Ein neues Weismantel-Buch festigt den dichterischen Ruf des reifer werdenden Mannes: „Gericht über Veit Stoß“ (ebenda, RM 5,20). Der heillose Nürnberger Rechtshandel des aus Prag heimgekehrten Meisters ist gegenständlich und mit tiefer psychologischer Einfühlung bis zum bitteren Ende dieses mittelalterlichen Michael Kohlhaas berichtet. Zugleich hat Leo Weismantel ein geistes- wie kulturgeschichtlich reizvolles Bild geschaffen. — Mit dem letzten Blatt des Revolutionsjahres 1848 beginnt Erwin H. Rainalter „Die Geschichte meines Großvaters“ (Wien, Paul Zsolnay. RM 6,50). Ein stilles Dokument deutschen Weltgeistes, der in einem bayerischen Beamtensohn nach der Flucht zur Entfaltung drängt und den vagabundierenden Mann ins Türkenreich und zu höchster Beamtenstellung bringt. Aufzeichnungen kluger Menschenweisheit und weltweiter Lebensfreude, in allem der warm mitklingende Ton „deutsche Heimat“. — Als Lyriker hat Herbert Böhme sich bereits einen Namen gemacht. Nun zeigt er auch als Epiker, daß er etwas zu sagen hat. Sein Bauernroman „Andreas Jemand“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 6,80) behandelt breit ausgesponnen Not und Ringen eines kriegsverwaisten Jungen, dessen Mutter in elementarem Lebenswillen die Geschlechterkette zersprengt und einem zweiten, dieses Mal unehelichen Kinde das Leben schenkt. Böhme hat hier keine leichtgefällige Kost für den Allerweltsgeschmack zubereitet, er strebt zur weltanschaulichen Auseinandersetzung. — Das Leben eines im Weltkrieg erblindeten Mannes liefert Gerhard Uhde wesenhaften Stoff zu dem Roman „Gesicht im Dunkel“ (Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag. RM 4,80). Auch dieses Buch hat geistigen Gehalt und spricht aus der Seelenwelt eines Erblindeten. — Eheproblematik durchs Prismenglas schaut Rudolf Henz in seinem Roman „Begegnung im September“ (München/Freiburg, Karl Alber. RM 5,10). Die Tagebuchform ist zwar weniger überzeugend, um so mehr ist es das einem nachdenklichen Maler in den Mund gelegte Bekenntnis über seine Einstellung zu Menschen und Kunst. — Prickelnd, aber auf billige Situationen verzichtend erzählt Otto Lampe in der leicht geplauderten Novelle „Ferien — luwundlee“ (Bielefeld, Velhagen & Klasing) von einer zweiwöchigen Segelbootfahrt zweier beherrschter Menschen, die Eheferien ohne den landläufigen Sinn genießen. Einige ehe-erfahrene Nachdenklichkeiten sind ohne Moralinsäure beigegeben. — „Das Goldene Vließ“ (im Untertitel: „Niklas Rolin / Kanzler von Burgund“) könnte als historischer Roman aufhorchen lassen, hätte ihn Hugo Paul Uhlenbusch für den Leser nicht so unruhig komponiert (Stuttgart, Hohenstaufen-Verlag. RM 6,60). Wenn auch die Lektüre des „ersten Teils der Reichslegende Burgund“ zum Verständnis sicher manches erleichtern würde, so bleibt immer noch gleichsam ein ganzes Filmprogramm von Namen, die sich nur schwer einprägen lassen. Dabei entwickelt Uhlenbusch durchaus kühne Porträts auf großem geschichtlichem Hintergrund. — Abseits von Dichtung und Roman hält Otto Koke in einem sehr liebenswerten Tierbuch „Blitz / der Greif“ (Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. RM 4,80) die Entwicklung eines Junghabichts fest, der es bis zur erstaunlichen Falknerei bringt. 19 Lichtbilder stehen in schöner Harmonie zu dem sympathisch sachlichen Text, der auch mannhafte Worte vom törichten menschlichen Unverständnis gegenüber der Welt des Habichts enthält, wie er auch das Geheimnis der Tierseele klar und anschaulich berührt. — Will-Erich Peuckert hat ein „Kleines deutsches Sagenbuch“ zusammengestellt. (Potsdam, Rütten & Loening. 88 S.) Es verdient neben vielen anderen Sagenbüchern seinen Platz, und im Nachwort trifft Peuckert sehr kluge Feststellungen über den Zweck seiner Sammlung: „In diese Geschichten faßte das Volk sein Glauben

und Richten, Fragen und Lösen." — „Klinik irgendwo" von Rudolf Rauch (Köln, Staufen-Verlag, 168 S.) vermittelt in Romanform einen Blick mitten in Arbeit und Aufgabe unserer Ärzte. Der Verfasser ist selbst praktischer Arzt, er hat also seine Aufzeichnungen handfest untermauert. — Im gleichen Verlag gibt Mathias Ludwig Schroeder in einem 106 Seiten starken Büchlein Geschichten aus dem Leben des einfachen deutschen Arbeiters heraus: „Männer und Herzen". Dichterisch zwar nicht von Wert, sind sie jedoch durch das grundehrliche Ethos schätzenswert, das aus den verschiedenen Erzählungen spricht. — Ins bäuerliche Leben führt der Roman „Der Seehof" von Heinz Gerhard (Berlin, Brunnen-Verlag/Willi Bischoff. 212 Seiten). Die Bernsteinküste im deutschen Osten ist die ruhig gezeichnete Kulisse für Schicksale, wie sie dem wirklichen Leben entnommen worden sind. Sprachlich ist das Buch zwar sorgfältig geschrieben, aber es fehlt ihm doch etwas an dichterischem Gehalt. Erich Frank

Erzähltes

In dem Roman von Franz Josef Schneider „Am Tag der Ernte" ist das Schicksal einer Frau gestaltet, die sich als Hüterin des ihr zugefallenen Hofes in allen Nöten, äußeren wie inneren, bewährt und so viel Kraft aus Glauben und Liebe entwickelt, daß sie ihrem Sohn den Hof erhält und schließlich auch dem ungetreuen Mann in verzeihender Liebe nach Rückkehr aus einem gescheiterten Leben die letzte Ruhestatt bereiten kann. (Paderborn, F. Schöningh.) — Mit der gleichen Lebenstreue und dem gleichen, etwas harten Federzug hat Kurd Schulz in seinem Roman eines pommerschen Geschlechts „Michael Konrad" dem Leben ein Bauernschicksal nacherzählt (Leipzig, Schwarzhäupter-Verlag RM 5,—). Sein Bauer Konrad lebte vor bald hundert Jahren in dem Dorfe Petznik im Kreise Pyritz. Er war ein echter, harter Bauer, der nur ein Recht kannte: den lebendigen Anspruch seines Bauernerbes, dem er den Sohn opfert und für den er als ein zweiter Michael Kohlhaas zum Brecher des formalen Rechtes wird, das der ungerechten Ordnung der Welt nach über ihn siegt und ihn zerbricht. Es ist Kraft und Wirklichkeit in diesem Buche. — Ein schweres Buch im behandelten Gegenstand wie auch in der Form ist der El Greco-Roman des Holländers S. Vestdijk „Das fünfte Siegel" (Brünn, R. M. Rohrer. Deutsche Übertragung von Annie Gerdeck-de-Waal. RM 6,80). Der Verfasser weiß aus gründlichem Studium viel um die geistigen Kämpfe, die sich während der spanischen Inquisition abspielten, ja fast zu viel, denn die subtile Nacherzählung des Kampfes um diese theologisch-geistlichen Probleme ist keine leichte Lektüre. Aber das Dämonische des großen Malers kommt doch zur Erscheinung. Hierin und in den getreuen kulturhistorischen Details liegt der Wert des Buches, hinter dem die düstere Drohung der Ketzerrichter steht.

Rudolf Pechel

Verzeichnis der Mitarbeiter

Heinz Flügel, Kleinmachnow — H. M. Peterssen, München — Anna-Maria Falkenstern, Berlin — Klaus Herrmann, Berlin — Erich Frank, Aschaffenburg

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 89 1267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

HANNS-ERICH HAACK

Geburtsstunde der „Vierten Republik"?

Der dringend notwendig gewordene Ruf des Marschalls Pétain nach einem Waffenstillstand am 17. Juni 1940 war sozusagen der letzte Atemzug der vielbesungenen und vielgeschmähten Dritten Republik Frankreichs. Die französische Nationalversammlung in Vichy bereitete ihr am 10. Juli 1940 ein großes Staatsbegräbnis, indem sie mit 569 gegen 80 Stimmen dem neuen Staatspräsidenten Pétain fast unbeschränkte Vollmachten auf allen Gebieten des staatlichen Lebens einräumte. Der letzte Präsident der Dritten Republik, Albert Lebrun, trat zurück, und Pétain nahm auch den ersten repräsentativen Posten Frankreichs ein. Ihm schwebt zweifellos vor, gleichzeitig zu herrschen und zu regieren. Er hat das Recht der Ernennung und Berufung von Ministern und Staatssekretären, die nicht mehr wie bisher dem Parlament, sondern nur noch ihm allein gegenüber verantwortlich sind. Aber er hat auch gesetzgebende Gewalt, ob es sich dabei um das Budget, die Ernennung hoher Beamter, Militärs und Diplomaten, die Ratifizierung von Verhandlungen, Begnadigungen oder eine Amnestie handelt. Ausländische Diplomaten sind bei Pétain persönlich akkreditiert. Gesetze und Verordnungen werden in der altertümlich anmutenden Form eingeleitet: „Wir, Philippe Pétain, Marschall von Frankreich und Staatschef, ordnen an, was folgt ..." Der engste Mitarbeiter des Marschalls, der geschmeidige und erfahrene Parlamentarier Pierre Laval, übrigens der einzige Parlamentarier, den es heute noch in der französischen Regierung gibt, ist Vizepräsident des Ministerrats und durch ein Gesetz schon als Nachfolger des Staatspräsidenten bestimmt. Zugleich ist er Vorsitzender des Kabinettsrats, und ihm untersteht, innerpolitisch gesehen, ein unter Umständen machtpolitisches Instrument, das gesamte Informationswesen. Theoretisch wurden die Kammer und der Senat ebenso wie die Generalräte (man könnte sie dem Provinziallandtag vergleichen), beibehalten, aber sie dürfen vorerst nicht tagen. Die Trennung der Gewalten in die gesetzgebende, ausübende und richterliche soll jedenfalls vorerst nicht beibehalten werden. Dabei könnte ernsthaft von einem Beibehalten nicht gesprochen werden, da diese Trennung praktisch in der Dritten Republik wirklich nicht bestanden hat. Dazu braucht man nur an die „Sûreté Nationale", jenen mit den übelsten Mitteln arbeitenden Staat im Staate, zu erinnern, deren Schuldkonto gegenüber der französischen Innen- und Außenpolitik unübersehbar hoch belastet ist und die allzuoft die drei Gewalten bei sich vereinigte. Und auch heute, wo man vom „Französischen Staat" statt von der „Französischen Republik" sprechen will, weht die Trikolore über dem Lande, und die „Marseillaise" wird weitergesungen.

Nicht zu Unrecht kann man von einer „Vierten Republik" Frankreichs sprechen, deren Rahmen jedoch noch nicht umrissen ist und deren Zukunftsaussichten noch keineswegs abgeschätzt werden können. Das Programm der Pétain-Regierung wurde mit den Worten „Familie, Arbeit, Vaterland" umschrieben. Wird diese Parole sich etwas stärker bewahrheiten als die von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit"? Von den vielen Verordnungen, die in diesem Sinne bisher erschienen sind, wollen wir die über die Revision der Naturalisierungen, über die Aberkennung der französischen Staatsangehörigkeit und der Enteignung des Ver-

mögens, wodurch die politischen Gegner und grundsätzlich alle die betroffen werden, die zwischen dem 10. Mai und 30. Juni ohne triftigen Grund französisches Staatsgebiet verlassen haben, nennen. Aber auch das staatliche Verbot der Geheimgesellschaften, insbesondere also der Freimaurerlogen, ist ebenso wie das Beamtengesetz, das neben der Herabsetzung des Dienstalters (auch für das Heer und die Diplomatie) die Bestimmung enthält, daß nur derjenige Beamter sein kann, dessen Vater schon die französische Staatsangehörigkeit besaß, für den Start der Vierten Republik bedeutungsvoll. Das generelle Verbot der echten Apéritifs, jenes französischen Nationalgetränks, ist psychologisch für das französische Volk einschneidender, als man glaubt. Die Kriegsverordnung, wonach drei Tage in der Woche alkoholfrei sein müssen, wobei allerdings Wein und Sekt nicht unter den Begriff Alkohol fallen, bleiben weiter bestehen. Diese Verbote sollen der Volksgesundheit dienen. Aber wen begeistern all diese Verordnungen? Niemanden! Sie werden von einer apathischen Bevölkerung hingenommen, von der man nicht weiß, was sie denkt. Jedenfalls entsteht der Eindruck, daß zwischen Pétain und seinem Volke ein nicht gerade enger Kontakt vorhanden ist.

Die Regierung in Vichy setzt sich neben Pétain und Laval aus Beamten und Außenseitern, die das Vertrauen Pétains besitzen, zusammen. Sie ist ein Fachkabinett im weiteren Sinne, das seine Macht der großen Niederlage und Not des Landes verdankt. Wenn es auch versucht, einen dicken Strich unter die Dritte Republik zu setzen, so kann man doch nicht von einer Revolution im eigentlichen Sinne sprechen. Mögen die Parlamentarier, die insgesamt an erster Stelle für das Unglück Frankreichs verantwortlich gemacht werden, von der Regierungsgewalt ausgeschlossen sein, so blieben doch auch die bekannten Gegner des Parlaments und Rufer in der Wüste wie de la Rocque, Taittinger, Doriot oder Bucart von der Neuordnung ausgeschlossen. Über dem ganzen Lande lastet vorerst eine große Unruhe, da die verschiedensten Kräfte wie die Kirche, die Generale, die Volksfront, die Kommunisten und die Antisemiten ebenso wie die Royalisten und Freimaurer insgeheim heftigst gegeneinander arbeiten. In der Umgebung Pétains spürt man deutlich klerikal-reaktionäre Kräfte, die manchmal weit übers Ziel schießen, beispielsweise wenn sie zur Förderung der Familie ein grundsätzliches Verbot der Ehescheidungen fordern. Die ständigen Umbesetzungen der wichtigsten Posten in der Staats- und Kommunalverwaltung — ein Präfektenschub löst den andern ab — sind ebenfalls ein Zeichen der Unruhe und Unsicherheit. Es ist auch bezeichnend, daß die der Linken zuneigenden Stadtverwaltungen von Marseille, Lyon, Toulouse, Montluçon, Sête und Castres von Staats wegen aufgelöst werden mußten, da die Städte selbst es nicht tun wollten. So wurde auch Edouard Herriot, einer der typischsten Repräsentanten der Dritten Republik, als Bürgermeister von Lyon, ein Amt, das er seit 35 Jahren verwaltete, abgesetzt.

Aber sind das alles schon grundsätzliche und wirksame Entscheidungen? Vergessen wir doch nicht, daß im laïzistischen Frankreich von gestern die reaktionär-kirchlichen Kräfte von heute gediehen. Die überreiche Geschichte hat den Franzosen zur schillernden Vielheit in sich selbst und zum Wandlungskünstler erzogen. Sie können antimilitaristisch und kriegerisch, antiklerikal und doch dem Schatten ihrer großen Kathedralen hörig sein, und als Freigeist sind sie doch der Astrologie und Zauberei verfallen. Die in ihnen lebende Tatkraft wurde auf allen Gebieten durch übergroßes Wissen oder Weisheit und der daraus entstehenden Skepsis gelähmt.

Heute ruft man in Frankreich nach den Verantwortlichen für die in der Geschichte ohne Beispiel dastehende Niederlage. In dem Provinzstädtchen Riom

wurde ein Staatsgerichtshof aufgezogen, der die Verantwortlichkeit feststellen und verurteilen soll. Nur wer die Geschichte Frankreichs nicht kennt, kann glauben, daß es sich dabei um etwas ganz Neues handelt. In Wirklichkeit war es immer Sitte, diejenigen, die gestern hoch oben saßen, heute, um in der Tonart der Großen Revolution zu sprechen, „ihren Kopf in den Korb spucken“ zu lassen. Mag die Form, der Zeit entsprechend, auch etwas mehr oder weniger radikal sein, im Prinzip bleibt es dasselbe. Ist es nicht sehr bezeichnend, daß einer der Angeklagten von Riom, der frühere Ministerpräsident Daladier, schon erklärt hat, daß er noch viele mitziehen würde, wenn er das Schafott besteigen müsse, darunter auch Armeeinspektoren, die ihm seinerzeit berichteten, in der Armee sei alles aufs Beste bestellt, um heute zu behaupten, nichts sei in Ordnung gewesen, wobei Daladier auf niemand anderen als auf den Marschall Pétain anspielt, der einer der Armeeinspektoren war? Daladier spricht, wie viele schweigen? Denken sie nicht an das Wort des Moralisten Rivarol, der von der Zeit sprach, in der Verborgenheit mehr schützt als das Gesetz und sicherer macht als die Unschuld? Und kam Cäsar nicht gerade in Gallien auf den Gedanken „Nihil novi sub helio“?

Fernand Laurent schrieb kürzlich im „Jour“, Frankreich stünde vor der größten Misere aller Zeiten, sowohl im besetzten als auch im unbesetzten Gebiet. Ob das richtig ist? Zweifellos ist es richtig, daß Frankreich, das den Krieg erklärte und diese Tat mit der völligen Niederlage bezahlte, keine guten Zeiten erwarten kann. Fast zwei Drittel des französischen Mutterlandes sind besetztes Gebiet. Die Folgen des Rückzugs der Armee, der Millionen Flüchtlinge und der Niederlage ganz allgemein müssen kommen. Durch die Demobilisierung der Truppen, die Einstellung der Rüstungsbetriebe, die Zerstörung vieler Fabriken und durch den Mangel an Rohstoffen muß die Zahl der Arbeitslosen zwangsläufig große Ausmaße annehmen. Aber auch die Ernährung des Volkes wird ebenso wie die Versorgung mit Heizmaterial im kommenden Winter der Regierung große Sorgen machen. Schließlich muß der Kontinent für die bisher bezogenen 40 Millionen Tonnen englischer Kohlen Ersatz suchen, oder er muß sich entsprechend einschränken. Schon heute sind auf allen Gebieten Rationierungen notwendig geworden, die doppelt so scharf sind wie die deutschen.

Die Regierung in Vichy versucht, diesen Problemen zu begegnen. So verkündet sie, daß nicht Gold, sondern Arbeit den Reichtum des Landes ausmache. Sie strebt eine Förderung der Landwirtschaft durch bessere Ausnutzung des Bodens und Höchstpreise an. Staatlichen Krediten für den Bauern steht der Ablieferungszwang gegenüber. Während aber Pétain in der Auffassung, daß die Industrie den Menschen und die Rasse verdirbt, aus Frankreich ein Agrarland machen möchte, hat sein Minister Belin, der aus der Gewerkschaftsbewegung kommt, schon nachgewiesen, daß unbedingt eine Steigerung der industriellen Produktion notwendig ist. Die Transportschwierigkeiten sowohl im besetzten als auch im unbesetzten Gebiet und der Benzinmangel, den man durch Umstellung auf Holzgas teilweise zu umgehen versucht, stören alle Projekte erheblich. Auch der Export ist sehr schwer. Es wurde ein Außenhandelsamt, das dem Finanzministerium untersteht, geschaffen, dem die ganze Ausfuhr vorbehalten ist. An die Arbeitsbeschaffung, die sich auf dem Gebiet der Wiederherstellung zerstörter Brücken, Bahnanlagen usw. eröffnet, geht man vorerst nur mit größter Scheu heran. Fehlt es an Leuten, Material oder Mut? Verschiedene Elektrifizierungspläne, die zweifellos aussichtsreich sind, haben das Stadium des Wollens noch nicht verlassen. Der Staatshaushalt ist natürlich — und darüber scheint die Vichy-Regierung sich noch zu

sorgen — völlig unübersichtlich. Er ist durch den Krieg, die Besatzungskosten und den Ausfall an Steuern erheblich belastet und vorerst nur durch den Wegfall der Rüstungsausgaben entlastet. Neben dem völlig verschwindenden Steueraufkommen bestehen die Staatseinnahmen lediglich in Vorschüssen der Notenbank und der Ausgabe von Schatzscheinen. Eine endgültige Abtragung dieser zweifelhaften Einnahmen kann nur durch erhöhte Arbeitsleistung und wesentliche Herabsetzung des Lebensstandards erfolgen.

Durch den Krieg, den nun England auch gegen Frankreich führt, wird die Hilfeleistung des Kolonialreichs, das 25mal so groß ist wie das Mutterland, ebenfalls sehr problematisch. Das Tschadgebiet, Kamerun, der mittlere Kongo und Tahiti sind schon abgefallen. Die Lage des französischen Besitzes im Pazifischen Ozean, wo der englische Druck sehr stark ist, ist noch ungeklärt. Dakar hat sich, wie man weiß, gegen den englischen Anschlag verteidigt. Aber der englische Druck und die englische Propaganda sind doch noch so stark, daß im französischen Rundfunk und in der Presse täglich heftig davor gewarnt werden muß. So ist es noch nicht möglich, etwas Endgültiges über das französische Kolonialreich zu sagen. Gleichwohl ist es bezeichnend, daß der Plan einer Saharastraße, um Zentral- und Nordafrika zu verbinden, wieder auftaucht.

Es ist selbstverständlich, daß Frankreich in seinen Plänen und Handlungen weitgehend von Deutschland abhängt. Noch befindet sich Frankreich mit Deutschland im Kriege, der lediglich durch einen Waffenstillstand aufgehalten ist. Über die Durchführung des am 24. Juni d. J. in Compiègne unterzeichneten Waffenstillstandsvertrags wacht die deutsche Waffenstillstandskommission in Wiesbaden, der eine französische Abordnung zugeteilt ist. Während auf deutscher Seite General von Stülpnagel die Waffenstillstandskommission führt, wurde die französische Abordnung zunächst von dem General Huntziger, der inzwischen zum Kriegsminister der Vichy-Regierung ernannt ist, geleitet. Inzwischen wurde General Doyen Nachfolger Huntzigers in Wiesbaden, aber nur für militärische Fragen, während der Gouverneur der Bank von Frankreich, de Boisanger, die Leitung der französischen Abordnung für wirtschaftliche Fragen übernommen hat. Für Deutschland hatte sich schon gleich nach der Aufnahme der Arbeiten der Waffenstillstandskommission die Notwendigkeit herausgestellt, für die mit dem Waffenstillstandsvertrag verknüpften wirtschaftlichen Fragen und daraus hervorgehenden wirtschaftlichen und finanziellen freien Vereinbarungen mit Frankreich eine deutsche Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft zu gründen, deren Vorsitz der aus den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen der letzten Jahre bekannte Gesandte Dr. Hemmen übernahm. Der Reichsregierung war es darum zu tun, auf diese Weise den Versuch zu unternehmen, Frankreich bei der Vorbereitung der Bezahlung seiner endgültigen Schuld an Deutschland und der Leistung der Kosten für den Unterhalt der Besatzungstruppen auf Grund des Art. 18 des Waffenstillstandsvertrags in der Weise zu helfen, daß die französische Wirtschaft darüber nicht zugrunde gehen soll.

Wenn nun Frankreich einen der höchsten Beamten für die Behandlung der Wirtschaftsfragen nach Wiesbaden schickt, so beweist das, welche Bedeutung es diesen Fragen beilegt. Es ist nicht zuviel gesagt, daß das Schwergewicht der Vichy-Regierung für die brennendsten Lebensfragen in Wiesbaden liegt. Will nämlich Frankreich die Folgen seiner Niederlage abschwächen, dann muß es sich zu einer großen Planung im Sinne des deutschen Wirtschaftsdenkens bequemen. Die Themen, die in der Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft verhandelt wer-

den, sind natürlich außerst vielseitig. Da sind die großen wirtschaftlichen Probleme, die sich aus der Demarkationslinie, der Zerstörung gewisser Industrien, der Abschneidung von den Rohstoffen, der Notwendigkeit Deutschlands, den Krieg gegen England fortzuführen, und schließlich auch aus der Gefangenen- und Flüchtlingsfrage ergeben. Der Verkehr des Mutterlandes mit seinem Kolonialreich, die vielfältigen Verflechtungen der französischen Wirtschaft und Industrie mit der ganzen Welt werfen ebenfalls manche praktischen Fragen auf. Die Demarkationslinie bedeutet zweifellos einen tiefen Einschnitt in das Gesamtleben Frankreichs. Aber sie ist durch militärische Gründe bedingt. Danach wird es sich auch richten, ob sie gelockert oder sogar aufgehoben werden kann. Der Krieg ist oberstes Gesetz. Schon heute ist dafür gesorgt, da der Postverkehr vom besetzten ins unbesetzte Gebiet nicht frei ist, daß die Familien durch vorgedruckte Karten über die Demarkationslinie hinweg Familiennachrichten austauschen können.

Auch die Besatzungskosten sind weitgehend mit den militärischen Notwendigkeiten gekoppelt. Wenn eine böswillige Propaganda über ihre Höhe irrsinnige Behauptungen aufstellt, dann muß dem zunächst entgegengehalten werden, daß ihre Höhe überhaupt noch nicht festgesetzt ist. Vorerst ist die Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft mit den Franzosen dahin übereingekommen, daß Abschlagszahlungen in Höhe von täglich 20 Millionen RM., also bei dem Verrechnungskurs 1 RM. = 20 Franken von 400 Millionen Franken, geleistet werden. Bei der Bank von Frankreich wurde ein Sonderkonto zur Vornahme dieser Zahlungen eröffnet, und die Bank gewährte dem Staat dazu einen Vorschuß von 50 Milliarden Franken. Über die endgültige Verrechnung steht noch nichts fest, aber es muß hier schon darauf hingewiesen werden, daß sich nach amtlichen Angaben die monatlichen Kriegsausgaben Frankreichs zu Beginn dieses Jahres auf rund 22 Milliarden Franken, das wären also 10 Milliarden mehr als die jetzigen Abschlagszahlungen, beliefen. So zahlt Frankreich heute täglich nur fast die Hälfte von der Summe, die es sich seinen Krieg kosten ließ, und nur ein Sechstel von dem, was England für seinen Krieg aufbringt. Es handelt sich hier um eine deutsch-französische Vereinbarung, und wenn Freunde Frankreichs sie sehr hart nennen, dann mögen sie überlegen, was geschehen müßte, wenn Deutschland zu solchen Verhandlungen nicht bereit wäre. Im Hintergrund steht der Plan einer großangelegten europäischen Wirtschaftslenkung, und Frankreich hat zu seinem Wiederaufbau den ganzen Schatz der deutschen Erfahrungen auf diesem Gebiet zur Verfügung. Ist es nicht bezeichnend, daß der „Paris-Soir“ die Rückkehr Huntzigers nach Vichy mit der Schlagzeile versieht: „General Huntziger, der die französische Ehre in den Schlachten gerettet hat, rettete sie auch während des Waffenstillstands in Wiesbaden!“

Wie ganz anders war das doch während der Waffenstillstandsverhandlungen 1918/19, als unsere Zeitungen von den „Zügellosigkeiten, denen man vergeblich den Anschein militärischer Notwendigkeit zu geben versucht“, sprechen mußten. Damals wurde nicht verhandelt, sondern diktiert, und in der Überspannung des Bogens lag der Grund für das Elend, aber auch für den Wiederaufbau Deutschlands. In richtiger Erkenntnis schrieb damals eine große Zeitung: „Wer vermöchte es heute den Generälen und Machthabern der Ententestaaten klarzumachen, daß auch der scheinbar so unerschütterliche Boden, auf dem sie stehen, nur ein Haufen Erde ist, wie jeder andere; daß unter der Decke dieselben eruptiven Gase auf die Entladung warten, die noch immer in den Jahrtausenden der Geschichte den Ausgleich im Wechsel der Geschicke der Völker gesucht und gefunden haben?“

Die Niederlage Frankreichs besiegelte endgültig seine versuchte Hegemoniepolitik in Europa und besonders seine Einflußpolitik im Südosten, was durch die kürzliche Entwicklung auf dem Balkan bestätigt wurde. So beschränkt sich heute seine Außenpolitik auf das Waffenstillstandsverhältnis zu Deutschland und Italien, auf die Auseinandersetzung mit Japan wegen Indochina und auf den Versuch, amerikanische Lebensmittel trotz der englischen Blockade zu erhalten. In dem Kanonendonner der englischen Flotte auf die verankerten Einheiten des Bundesgenossen von gestern ging am 3. Juli bei Mers el Kebir die „Entente cordiale“ unrühmlich unter. Frankreich brach seine diplomatischen Beziehungen zu England ab. Wer das noch nicht glauben wollte, den mußte die blutige Abweisung des englischen Überfalls auf Dakar am 23. September belehren. Sämtliche Guthaben englischer Staatsangehöriger in Frankreich und seinen Kolonien wurden gesperrt. Die Emigrantenregierungen Belgiens und Luxemburgs mußten ebenso wie die diplomatischen Scheinvertretungen Norwegens, Polens, der Tschecho-Slowakei und Hollands Frankreich verlassen. So hat sich vieles wirklich geändert, und die Ernennung des Generals Huntziger zum Kriegsminister war für manche ein Beweis dafür, daß die französische Außenpolitik endgültig eine neue Linie, die der Zusammenarbeit mit Deutschland und der Stellungnahme gegen England, beschritten habe. Aber Endgültiges gibt es noch nicht im besiegten Frankreich. Laval und seine Freunde denken noch heftig an eine Art lateinischen Dreibund: Italien — Frankreich — Spanien. Dieser Bund soll zwar nicht gegen Deutschland gerichtet sein, aber er soll dem Schwergewicht des Reichs abschirmend zur Seite treten. Welche Illusion! Andere Kreise, die sich um Marcel Déat scharen, streben ein wirtschaftlich und sozial geeintes Europa unter deutscher Führung an. „Nach all den Zerstückelungen, über alle Streitigkeiten und alle Kritik hinweg zwingt sich die Frage der Einheit Europas in der Verschiedenheit seiner Völker und in ihrer wachsenden Solidarität auf“, schreibt Déat im „Oeuvre“, um hinzuzufügen, „da Deutschland gesiegt hat, muß es nun führen; denn die Macht gibt nicht nur Rechte, sondern sie legt auch Pflichten auf; man startet eines Tages zur Eroberung eines Lebensraumes, und man kehrt mit einer Mission gegenüber dem kultiviertesten und wertvollsten Teil der Menschheit beladen zurück“. Aber der „Temps“ schlägt nur „gutgeprüfte Anpassungen“, die Erreichung „opportuner Milderungen“ auf verschiedenen Gebieten und eine „gewisse Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht“ vor. Man sieht, welche Unterschiede zwischen diesen Auffassungen klaffen, um ganz zu schweigen von den Kreisen — und sie sind nicht klein — die zwar schweigen, aber nur einen Wunsch hegen, Frankreich könne bald wieder eine und diesmal bessere Politik gegen Deutschland führen. All diese Ungeklärtheiten werden durch das Bekenntnis des Marschalls Pétain, das soeben die „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht, nicht gelichtet, wonach Frankreich nicht zu verzagen brauche, sondern im Gegenteil sich selbst wiederfinden könne, wenn es seine Gedanken und seine Taten denjenigen anpasse, die morgen die Reorganisation der Welt bestimmen werden. Und in einer Botschaft an das französische Volk vom 11. Oktober 1940 plädiert der Marschall für einen dem Sieger ersprießlichen Frieden, einen Frieden, der dem Wohle aller dient, um jeden Frieden „nach altem Muster“ abzulehnen, der nur Elend, Unordnung, Unterdrückung und neue Konflikte hervorrufen würde.

So kann über die Geburtsstunde der „Vierten Republik“ noch überhaupt nichts Abschließendes gesagt werden. Daß viele Pläne vorliegen, ist begreiflich. Wo immer Menschen in tiefster Not lebten, da verließ sie die Hoffnung nie, selbst

wenn ihre Tatkraft völlig erschöpft war. Blieben aber auch die blassen Schimmer aus, die auf eine Verwirklichung der Hoffnung deuteten, dann wurde die innere Not so brennend, daß sie, gegebenenfalls nur aus haltloser Verzweiflung heraus, eine Tatkraft mit unkontrollierbaren Auswirkungen gebar. Zunächst ist die Regierung Pétain eine Art „Stillhalte-Kabinett", es bleibt abzuwarten, ob sie mehr wird oder ob es nicht doch bei dem französischen Sprichwort bleibt: „Il n'y a que le provisoire qui dure."

WOLFGANG WINDELBAND

Die Folgen der Maßlosigkeit

Immer wieder, wenn man die Geschehnisse dieses Krieges bedenkt, kommt man aus dem Staunen nicht heraus über das, was sich mit Frankreich zugetragen hat. Wie ist es möglich gewesen, daß die Nation, die mit solchem Stolz auf ihren kriegerischen Ruhm geblickt und ihre soldatischen Tugenden allen anderen vorangestellt hat, deren Heer um seiner Tapferkeit und Tüchtigkeit willen in der ganzen Welt bewundert, von vielen fremden Völkern in seiner Organisation als unübertreffliches Muster genommen wurde, so plötzlich und so vollständig niedergebrochen ist? Die Tatsache wirkt um so unverständlicher, wenn man sich den Verlauf der letzten deutsch-französischen Kriege vergegenwärtigt. Im Jahre 1870 hat Frankreich nach den furchtbaren Schlägen, die ihm, in Sedan gipfelnd, der erste Kriegsmonat versetzte, sich zu langem, erbittertem und den Gegner in schwere Gefahr bringenden Widerstand aufgerafft — derart, daß Moltke sorgenvoll schon die Wiederaufhebung der Zernierung von Paris erwog. Im Jahre 1914 hat das „Wunder der Marne" dem Volke die Kraft zum Durchhalten durch die folgenden schweren Kriegsjahre gegeben, bis seine Verbündeten stark genug waren, ihm wirksame Hilfe zu bringen. Diesmal dagegen hat die Nation nach dem ersten großen Mißerfolg im Felde nur noch an vereinzelten Stellen zu heftigerem Kampfe sich gestellt, die gepriesene, alle Hoffnungen verbürgende Verteidigungslinie fiel wie ein Kartenhaus zusammen, im großen und ganzen hat der alte kriegerische Geist so verblüffend versagt, daß der Sieger in atemberaubendem Tempo das Land in einem Umfang besetzen konnte, wie es noch niemals, seitdem es die Geschichte der französischen Großmacht gibt, eingetreten war. Binnen wenigen Wochen sah die neue Regierung keinen anderen Ausweg mehr als den, ihre Unterschrift unter die völlige Kapitulation zu setzen.

Eine Fülle der verschiedenartigsten Gründe — Gründe politischer, wirtschaftlicher, sozialer, moralischer, technischer, militärischer Natur — haben, gegenseitig sich unheimlich verstärkend, ineinander gewirkt, um in ihrer Gesamtheit dies Ergebnis unausbleiblich werden zu lassen. Ihnen allen bis in die unendlich verzweigten Einzelheiten nachzugehen und dabei doch die Überschau zu behalten, die das gemeinsam herbeigeführte Endresultat verständlich macht, ist eine höchst lockende Aufgabe, die zwar während des Krieges kaum erfolgreich zu bewältigen sein wird, dennoch sobald wie möglich umfassend und eindringlich in Angriff genommen werden sollte. Denn hier könnte ein Musterbeispiel politischer Erziehung dargeboten werden. Vor allem könnte die negative Lehre klar herausgearbeitet werden,

wie Politik nicht gemacht werden darf; gleichzeitig würde sich jedoch an Hand der objektiven Betrachtung ein unendlicher Reichtum auch positiver Ergebnisse erschließen. Im Rahmen dieses Aufsatzes müssen wir uns dahin bescheiden, aus dem gewaltigen Gesamtkomplex ein winziges, immerhin äußerst wichtiges Teilstück herauszugreifen. Wir wollen zu klären versuchen, inwiefern die Art der französischen Außenpolitik dazu beigetragen hat, der Nation im entscheidenden Moment die Widerstandsfähigkeit zu rauben.

Die Antwort läßt sich auf eine ganz kurze Formel bringen: in übertriebenem Selbstbewußtsein hat sich die französische Außenpolitik Ziele gesetzt, die weitab führten von der gesunden nationalen Grundlage ihres Daseins, die daher in Widerspruch geraten mußten mit dem vitalen und naturgegebenen Anspruch anderer starker Völker auf Selbstbestimmung. Nicht nur wurden auf diese Weise gegnerische Kräfte ausgelöst, denen Frankreich dann nichts Gleichwertiges mehr entgegenzustellen hatte, sondern auch die grenzenlose Enttäuschung, als das wahre Stärkeverhältnis sich offenbarte, ergab nach ganz kurzem Kampf nunmehr den Rückschlag resignierenden Verzichtes.

Dabei hätten die Franzosen der Geschichte ihres eigenen Staates mit deren ständigem Auf und Ab, dem ewigen Wechsel zwischen Tagen des Glanzes und Tagen schlimmster Not die eindringliche Warnung vor solchen gefährlichen Bahnen entnehmen können. Ein Blick auf sie hätte ihnen zeigen können und sollen, wie oft sie in der Vergangenheit in den gleichen Fehler verfallen und wie schlimm jedesmal die Folgen für sie selbst gewesen sind, wenn sie meinten, die Rücksicht auf die Lebensnotwendigkeiten anderer Völker beiseiteschieben zu dürfen. Die abendländische Entwicklung hat nun einmal aus Europa keine Einheit werden lassen, in der ein Wille bestimmte, sondern ein Konglomerat selbständiger und diese Selbständigkeit als ein unveräußerbares Lebensrecht betrachtender Völker. Infolgedessen hat sich jeder Versuch Frankreichs, statt dessen die eigene Vorherrschaft aufzurichten, an ihm selbst bitter gestraft.

Die Entscheidung, daß keine derartig einheitliche Entfaltung in Europa möglich sein würde, ist gefallen in den Jahrhunderten des Mittelalters, als beim Auseinanderbruch des karolingischen Staates das Kaisertum das Erbe des Römischen Reiches nicht mehr in vollem Umfang zu bewahren vermochte und statt dessen die großen Nationalstaaten sich auszubilden begannen. An der Herbeiführung dieser Entscheidung hat Frankreich bestimmenden Anteil besessen, damals als einer der Hauptvorkämpfer gegen den kaiserlichen Universalismus. In dem Programm nationaler Selbständigkeit fand das französische Königtum die werbende Kraft, um seinen starken Staat zu gestalten. Aber sogar in dieser Periode des Bestehens einer Instanz, die wenigstens ideell die Oberhoheit über das gesamte Abendland beanspruchte, hat sich Frankreichs Wunsch durchaus nicht bloß auf die eigene Freiheit, auf das Fernhalten fremden Einflusses und fremden Eingriffes gerichtet. Stets lag es vielmehr auf dem Sprung, ob sich nicht die Möglichkeit biete, das ganze Erbe Karls des Großen für sich selbst zu gewinnen.

Indem der Gestalt des großen Kaisers im Widerspruch zu der historischen Wahrheit ein rein französischer Charakter beigelegt wurde, ließ sich Doppeltes erreichen: in ihm gewann der innere Aufstieg zum geschlossenen Nationalstaat das mächtig fördernde ideale Vorbild, an dem sich das Nationalbewußtsein entfalten konnte, gleichzeitig aber war die Erinnerung an die von Karl geübte Universalherrschaft über das christliche Abendland ein Antrieb zu erobernder Expansion ohne jede Rücksicht auf nationale Schranken.

Je kraftvoller der Mann war, der auf dem Throne Frankreichs saß, um so mehr hat er solch letzteren Wünschen nachgehangen. Philipp August, der Sieger von Bouvines im Jahre 1214, der eigentliche Begründer der französischen Großmacht, hat sich von ihnen beherrschen lassen, und erst recht Philipp IV., der Schöne, um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Er wollte den Augenblick nützen, wo in Deutschland keine feste Kaisermacht mehr bestand, während Frankreich sich durch die Unternehmungslust seines Adels seit den Kreuzzügen in Neapel, Ungarn, Kastilien, Zypern und Morea eine nach damaligem Maßstab wirkliche Weltgeltung geschaffen hatte. Durch seine Legisten ließ er „die allgemeine Leitung des weltlichen Christentums" für Frankreich fordern. Sie entfalteten die Propaganda, die unter Berufung auf Cäsar und vor allem schon damals auf das uns nur allzu gut bekannte Schlagwort von Frankreichs „Sicherheit" das so unendlich folgenschwere Programm der Rheingrenze vor die Nation hinstellte. Der König, der sie dazu anleitete, tat es in der klaren Erkenntnis, daß der Gewinn dieser Grenze das beste Mittel darstellte, den Einfluß weit über sie hinauszutragen und die Ausfallstore nach Osten aufzustoßen.

Aber diesem ersten Höhepunkt des Ausdehnungswillens folgte der jähe Rückschlag, weil die innere Kraft so stolze Ziele noch nicht rechtfertigte. Im Gegenteil geriet Frankreich in die Gefahr, seines Ranges als Großmacht überhaupt wieder verlustig zu gehen. Sie erhob sich nicht von dem fast nur noch Theorie gewordenen Oberherrschaftsanspruch der Kaiser, sondern entsprang dem Versuch der englischen Könige, ihre Macht auf Frankreichs Kosten beherrschend auszuweiten. Frankreich verspürte also aufs schwerste am eigenen Leibe, was es heißt, das Objekt fremder Eroberungsgelüste zu werden. Aber statt sich das als warnende Mahnung für die eigene Außenpolitik dienen zu lassen, hat es sogar in diesen Jahrzehnten unmittelbaren Ringens um die eigene staatliche Existenz sich das alte übernationale Ideal erhalten, wie ja fast niemals die Völker durch schlimme Erfahrungen, wenn es gelingt, sie zu überwinden, auf den Weg gesunden Maßes geleitet, sondern erst recht dahin gebracht werden, das selbst erlittene harte Schicksal nunmehr den anderen auferlegen zu wollen.

Um so stärker ist dies in Frankreich der Fall gewesen, weil sich hier die felsenfeste Überzeugung ausbildete und im Verlauf der nächsten Jahrhunderte, namentlich dann unter den geistigen Antrieben der Revolution von 1789, noch dauernd erhärtete, daß die Ausdehnung des eigenen Herrschaftsbereiches notwendig ein Segen für die Menschheit und daß es nur ein Glück für die anderen Völker bedeute, in den Schatten der französischen Macht zu treten. Hierfür hat der große französische Historiker Albert Sorel die Formel gefunden: „Für die Franzosen ist das Glück der Welt an die Größe Frankreichs gebunden. Sie zweifeln nicht daran und in ihren Augen kann niemand daran zweifeln. Je mehr darum der Zweck ihnen gerecht erscheint, um so mehr werden die Mittel ihnen gleichgültig. Alle Maßnahmen scheinen ihnen berechtigt, ein so hohes Ziel zu erreichen, alle Gründe sind ihnen gut, um ihre Behauptung zu stützen."

Aus solcher Gesinnung heraus hat die Jungfrau von Orléans die Nation zum Widerstand gegen die englische Invasion aufgerufen mit der Begründung, daß, wer gegen Frankreich Krieg führe, geradezu Jesus bekämpfe. In dem Augenblick dann, als die Not wirklich gebannt und der englische Angriff abgeschlagen war, trat infolgedessen fast automatisch das Ziel hervor, den Traum eigener französischer Vormacht in Wirklichkeit umzusetzen. Nach Frankreichs Weltherrschaft ging die Hoffnung König Karls VIII., als er 1494 über die Alpen nach Italien zog, und

zum zweiten Male kulminierte dies Streben in dem jahrzehntelangen Ringen zwischen König Franz I. und Kaiser Karl V. Denn dem ersteren kam es hierbei durchaus nicht etwa bloß darauf an, den furchtbaren Druck, der auf seinem Lande vom habsburgischen Universalismus her lastete, abzuschütteln. Vielmehr ergriff er trotz der scheinbaren Ungeheuerlichkeit der gegnerischen Macht seinerseits die Offensive zu dem Zwecke, die französische Vorherrschaft aufzurichten, wie denn der Beginn der großen welthistorischen Auseinandersetzung in dem mißglückten Versuch des Jahres 1519 lag, die Kaiserkrone und mit ihr auch den formellen und ideellen Anspruch auf Oberhoheit über das Abendland an das Haus Valois zu bringen. Keineswegs weniger universalistischen Charakters als die Politik Karls V. ist also die Franz' I. gewesen. Zwei Offensiven mit höchstgesteckten Zielen prallten aufeinander. Wieder aber bezahlte Frankreich allzu weitreichenden Ehrgeiz mit völliger Niederlage.

Macht man sich diese Zusammenhänge klar, dann erscheinen die am krassesten ins Auge fallenden späteren Vorstöße hegemonischer Natur, verkörpert in den Persönlichkeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I., als die getreue Fortsetzung einer seit altersher eingeschlagenen Linie. Daß sie beide mit ihrem Streben nach Knechtung Europas für Frankreichs internationale Geltung verhängnisvoll gewirkt haben und daß deshalb diese ihre Außenpolitik gerade vom französischen Standpunkt aus betrachtet ein schwerer Fehler gewesen ist, wird von der weitaus überwiegenden Mehrheit der französischen Historiker offen zugegeben. Von Ludwig XIV. hat ein des mangelnden Patriotismus wirklich nicht verdächtiger Mann wie Ernest Lavisse, der zur Erziehung der französischen Jugend im Geiste des Chauvinismus und der Revanche vor 1914 so außerordentlich viel beigetragen hat, eingeräumt, daß er durch übersteigerte Ruhm- und Machtsucht sowie durch sein ständiges Sichhinwegsetzen über jeden von ihm geschlossenen Vertrag mit eigener Hand die übergewaltige Gegenkoalition geschaffen hat, der er schließlich erlegen ist. Das Ende war darum sein Leichenbegängnis unter den Flüchen seines enttäuschten und erschöpften Volkes, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß dies gleiche Volk ihm begeistert gefolgt ist, solange der Erfolg sich an seine Fahnen heftete. Genau die gleiche Erfahrung hat Napoleon I. gemacht; zur Beurteilung seines Verhaltens ist unter den im Rahmen dieser Betrachtung maßgebenden Gesichtspunkten besonders wichtig, daß sich sein kluger Außenminister Talleyrand von ihm abwendete, weil er erkannte, daß der Kaiser napoleonisch-imperialistische und nicht französische Politik trieb, daß das errichtete Riesenreich auf tönernen Füßen ruhte und daß die Unterdrückung der Freiheit Europas sich gegen den Urheber richten mußte. Das katastrophale Ergebnis ist denn auch nicht ausgeblieben.

Weil es in beiden Fällen, bei Ludwig XIV. wie bei Napoleon I., eine allzu deutliche Sprache redet, hat sich die französische Geschichtschreibung damit zu helfen gesucht, beider Maßlosigkeit als Verfälschung der wirklichen Interessen des Landes und als Abweichen von der traditionellen Linie der wahrhaft national-französischen Politik hinzustellen. So richtig das erstere ist, so falsch ist das zweite.

Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur die Absichten derjenigen Persönlichkeiten unter die Lupe zu nehmen, die im Gegensatz zu ihnen als die echten Vertreter dieser angeblich maßvollen national-französischen Politik gefeiert werden. Es sind dies in erster Linie König Heinrich IV. und Kardinal Richelieu. Aber Heinrich IV. hat doch das Ziel aufgestellt, daß Frankreich „die Monarchie des Okzidents" werden solle, das heißt, die Vormacht über das Abendland angestrebt, und er ist dem Dolche des Mörders in dem Augenblick erlegen, als er den diesem

Zweck dienenden Eroberungskrieg gegen Osten antreten wollte. Desgleichen hat Richelieu seinem Herrscher Ludwig XIII. das Programm eingehämmert, sich zum „mächtigsten Monarchen und angesehensten Fürsten der Welt", zum „Oberhaupt aller katholischen Fürsten der Christenheit und dadurch zum mächtigsten Fürsten Europas" zu machen. Heinrich IV. und Richelieu dachten allerdings staatsmännisch genug, diese letzten Ziele nicht einfach von vornherein der Welt zu offenbaren, dadurch vorzeitig Widerstände heraufzubeschwören und auf diese Weise sogar das bereits Gewonnene zu gefährden. Nicht mit wenigen schnellen Schlägen wollten sie das gewaltige Werk vollbringen, sondern je nach Lage des Augenblicks von Punkt zu Punkt vorsichtig fortschreiten, — wie der Kardinal es ausdrückte, „d'une manière douce et couverte". Denn sie leitete die richtige Erkenntnis, daß die Völker nach und nach in kleinen Dosen beigebrachte Demütigungen leichter ertragen, als wenn sie ihnen mit einem Male als Ganzes aufgenötigt werden.

In Wirklichkeit bezieht sich also der von der französischen Geschichtschreibung konstruierte Gegensatz zwischen Ludwig XIV. und Napoleon einerseits, Heinrich IV. und Richelieu andererseits bloß auf die Methode des Vorgehens; nur im Hinblick auf sie können die letzteren als maßvoll anerkannt werden. Im Endziel aber stimmen sie alle überein. Es ist mehr ein Unterschied des Grades als der Sache und besteht deshalb im entscheidenden tiefsten Sinne nicht zu Recht.

Die Übereinstimmung zwischen ihnen ergibt sich aber daraus, daß sie alle Exponenten der gleichen durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Tendenz sind, und da diese bestimmt wird durch die große gesamtfranzösische Tradition, so kommt sie, abgesehen von solchen Gipfelpunkten, auch sonst immer wieder zum Durchbruch, wenngleich natürlich in weniger starken Persönlichkeiten mit abgeschwächter Explosivkraft.

Greifen wir einige illustrierende Beispiele aus der langen Liste heraus. Kardinal Mazarin hat durchaus gemäß der von seinem Vorgänger Richelieu gewiesenen Richtlinien im Westfälischen Frieden den Moment gekommen geglaubt, während bis dahin der Eroberungsdrang sich unter dem Schlagwort des Strebens nach der angeblich „natürlichen" Grenze verborgen hatte, solche immerhin noch mäßigenden Schranken offen preiszugeben und nach dem rechten Rheinufer hinüberzugreifen. Indem er sich dort Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg abtreten ließ, lenkte er in die Bahn ein, auf der Ludwig XIV. dann so unmäßig weiterschritt. Und schon wenig mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Tode des letzteren hat sich der junge Kronprinz Friedrich von Preußen genötigt gesehen, abermals Europa vor dem Streben der Franzosen, dieser „modernen Römer", nach der „Weltmonarchie" zu warnen, das hinter der Politik des Kardinals Fleury stecke.

So bekennt sich das französische Königtum in seiner ganzen langen Geschichte immer wieder zu dem gleichen Ziel, und es bedeutet nichts anderes als das Festhalten dieser Tradition, wenn nach dem großen inneren Umsturz die Revolution den Angriffskrieg gegen das alte Europa eröffnete. Sie, die das Selbstbestimmungsrecht der Nation auf ihr Banner schrieb, ließ es praktisch nur zu eigenen Gunsten gelten, nicht für die anderen, und begann daher bereits mit nackten Annexionen. Darum darf nicht ausschließlich ihrem Erben und Bezwinger Napoleon I. die Schuld zugeschoben werden, daß er, der ja nicht einmal gebürtiger Franzose war und dem deshalb nationale Schranken besonders wenig gelten mußten, den rechten Augenblick des Innehaltens nicht gefunden hat. Als er zur Macht gelangte, fand er schon Tatsachen vor, die zurückzubilden er nicht mehr die Möglichkeit besaß und die ihn weiter vorwärts trieben. Er führte die durch die Revolution vom Königtum übernommene, tief in die Vergangenheit zurückreichende

Linie auf solchen neuen Höhepunkt, daß der unausbleibliche Rückschlag sich doppelt heftig auswirkte und Frankreich zunächst sich mit überaus bescheidener Rolle im Kreise der Großmächte begnügen mußte.

Die Tradition aber wirkte weiter. Ihre Folge war es, daß der in seiner Milde so außerordentlich weit gehende erste Pariser Frieden von 1814 – einer Milde, die verständlich wird nach allem Vorhergegangenen nur durch das gegenseitige Mißtrauen der Sieger – von einem großen Teil der Franzosen als unerhörte Härte und Vergewaltigung empfunden wurde, nur deshalb, weil in der Tat von Vormachtstellung für Frankreich keine Rede mehr war. Dementsprechend haben die wiederhergestellten Bourbonen, das 1830 ihr Erbe antretende Bürgerkönigtum, die zweite Republik und erst recht das zweite Kaiserreich das Verlorene wiedergutzumachen gesucht, indem sie alle sich das alte Ziel des Gewinnes des linken Rheinufers setzten, als des wirksamsten Mittels, Gesamteuropa unter Druck zu halten. Erfolg haben sie dabei nicht gehabt, vielmehr hat gerade der Widerspruch zwischen so hohem Ziel und der mangelnden inneren Kraft und Geschlossenheit seines Staates der Herrlichkeit Napoleons III. das Ende bereitet. Aufs neue bestätigte sich die frühere Erfahrung, daß zu weit gesteckter Ehrgeiz teuer bezahlt werden mußte.

Auch über die neue Katastrophe hinaus aber hat die in der Überlieferung verwurzelte Linie unverändert ihren Bestand weiter behalten. Denn wenn die Franzosen sich mit dem Ergebnis von 1871 nicht abgefunden haben und starr dem Revanchegedanken treu geblieben sind, so liegt der entscheidende Grund hierfür in der Tatsache, daß sie es als undenkbar empfanden, auf den Platz als die stärkste Macht Europas zu verzichten. Nicht so sehr, wie sie es immer darstellen, hat die Rücknahme von Elsaß-Lothringen die unheilbare Wunde hinterlassen, die immer aufs neue Zorn und Haß hervorrief und wachhielt. Gewiß wirkte sie verschärfend und ließ sich vor allem propagandistisch glänzend auswerten. Aber was die Franzosen in Wirklichkeit nicht verzeihen konnten, war der gewaltige Machtumschwung, der das geeinte Deutschland an die Spitze des Kontinents treten ließ. Zwar hat Bismarck in seiner ganzen Außenpolitik nach dem Deutsch-Französischen Kriege deutlich zum Ausdruck gebracht, daß er nicht daran dachte, für das von ihm geschaffene Reich eine Hegemonie über Europa in Anspruch zu nehmen in der Art, wie Frankreich das immer wieder getan hatte, sobald seine Kraft ihm das zu erlauben schien. Aber die Tatsache, daß Deutschland zur stärksten Macht geworden war, prägte nun einmal den neuen Verhältnissen den Stempel auf, und hiergegen bäumte sich der französische Stolz auf.

In Versailles 1919 hat er triumphiert. Damals schienen alle französischen Träume gewährleistet, wenn auch nicht sofort der ganze Umfang der chauvinistischen Hoffnungen erfüllt wurde. Es gab im Augenblick keine Großmacht in Europa, die sich mit Frankreich hätte messen können, und so konnte der Versuch gemacht werden, wie es zum Beispiel im Ruhrkampf geschah, noch über das Friedensdiktat hinauszugelangen und dem errichteten Bau der Herrschaft noch Fehlendes einzufügen. Frankreichs Wille gebot auf dem Kontinent. Aber dem äußeren Glanz des Wiederaufstiegs entsprach die innere Haltbarkeit nicht. Furchtbar waren die Wunden, die der Weltkrieg dem Leibe des französischen Staates geschlagen hatte, und dieser hat es versäumt, seine ganze Kraft an ihre Heilung zu setzen. Durch das Maß des ihm zugefallenen Triumphs hat er sich verleiten lassen, über die lebensentscheidende innere Aufgabe hinwegzusehen. Namentlich hat er den erlittenen unmittelbaren Blutverlust nicht zu ersetzen vermocht. Dazu kam, daß er den Triumph nicht aus

eigener Kraft erstritten hatte; aus bitterster Not war er vielmehr durch andere gerettet worden. Diese beiden Tatsachen gemeinsam wirkten sich dahin aus, daß sowohl die physische wie erst recht die moralische Kraft fehlte, das Erworbene zu bewahren.

Dabei handelte Frankreich jedoch, als ob die Dinge niemals sich wieder anders wenden könnten. Für die französische Geistesverfassung in diesen Jahren nach Versailles, um eine in unseren Zusammenhängen besonders illustrative Einzelheit herauszugreifen, ist bezeichnend, daß damals ein Buch erscheinen konnte, das, der üblichen Geschichtsauffassung heftig widersprechend und ihr vorwerfend, sie habe kritiklos durch Nachreden deutscher verfälschender Propaganda das Vaterland geschädigt, Ludwig XIV. als den stets von deutscher Seite herausgeforderten und in den Krieg gezwungenen Staatsmann zeichnete; ganz falsch sei es, ihm Maßlosigkeit zu unterstellen, im Gegenteil, er müsse geradezu als ein „héros de la mesure" gefeiert werden. Es verlohnt nicht, sachlich auf dies Werk von Louis Bertrand einzugehen, aber wichtig ist festzustellen, daß es mit rapid sich folgenden Auflagen ein ungeheurer Publikumserfolg geworden ist, also Dinge aussprach, die der französische Leser gern hörte.

Aus solcher Geistesverfassung erwuchs Frankreichs praktische Politik. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Überhebung hat es in all den Jahren seit 1919 auch die primitivste Rücksicht auf die Gefühle und Bedürfnisse des Geschlagenen außer acht gelassen und darüber hinaus durch die Art, in der es seine Vormacht ausübte, sich Feinde geschaffen. Sein Einspruch war es, der immer wieder die Hoffnung zerschlug, einen haltbaren Rahmen für das nun einmal gegebene Neben- und Miteinanderleben der europäischen Nationen zu finden. Frankreich hat in den Nachkriegsjahren die vielen Lehren und Warnungen, die ihm die eigene Geschichte hätte bieten sollen, in keiner Weise beachtet, es hat die früher begangenen Fehler nur noch übertrumpft. So hat es den Wind gesät, den es nunmehr als Sturm geerntet hat.

RUDOLF PECHEL

USA

Eine nüchterne Betrachtung

Die drei lapidaren Buchstaben USA bedeuten den Staat einer Landmasse von 7839081 qkm – ganz Europa hat 10007200 – ohne Berücksichtigung der von den großen Seen bedeckten Fläche. Dazu kommt noch Alaska mit 1530338, die Panamakanalzone, Puerto Rico, die Jungferninseln, Guam, Hawai und die Philippinen mit zusammen 1843065 qkm, ohne in diese Rechnung die verschiedenen Schutzherrschaften einzubeziehen. Die größte Breite der Staaten beträgt in der Nord-Süd-Richtung 2580 km, die größte Länge von West nach Ost 4500 km – Europa mißt vom Ural bis zur Südspitze Spaniens 5300 km, vom Nordkap bis zum Fuß des Kaukasus 3200. – Das Land weist 22680 km Küstenstreifen auf, davon am Atlantik 11620, am Pazifik 5950, im Golf von Mexiko 5470 km.

Die Bodenschätze dieses reichen Landes, das über ein ausgezeichnetes Verkehrsnetz verfügt, werden in den jährlichen Ziffern der Produktion eindeutig klar: die

Vereinigten Staaten lieferten 62 % der Weltproduktion an Erdöl, 37 % an Eisenerz, 33 % an Kupfer, 31 % an Zink, 25 % an Blei, 35 % an Steinkohle, 18 % an Braunkohle. Im gegenwärtigen Augenblick bedeutet die Vermutung, daß infolge des Raubbaus die Erdöl- und Mineralvorkommen in auffällig kurzer Frist erschöpft sein könnten, für die wirtschaftliche und militärische Stärke nichts, ebensowenig die ernste Gefahr der Waldvernichtung.

Einmal in der Weltgeschichte haben die Vereinigten Staaten die Entscheidung der Welthändel gebracht durch ihren Eintritt in den Krieg 1914—1918. Ihre Rolle in dem jetzigen Ringen ist noch durchaus als ungeklärt zu bezeichnen. Vermutungen bleiben Vermutungen, auch wenn sie angeblich noch so gut fundiert sind. Wir haben aber alle Veranlassung, uns mit diesem Staate, der zu den mächtigsten der Welt gehört, eingehend zu beschäftigen, denn schon oberflächliche Unterhaltungen beweisen täglich, daß Menschen mit fertigem Urteil über die politische Entwicklung und im Besitz von Patentlösungen sich über die faktischen Voraussetzungen und Gegebenheiten dieser Weltmacht kein klares Bild machen.

Deshalb ist jeder Versuch zur Unterrichtung zu begrüßen, wie es das Buch darstellt „U.S.A. von heute" mit dem Untertitel „Seine Weltpolitik, Weltfinanz, Wehrpolitik", wobei unklar bleibt, warum das Fürwort „seine" und nicht „ihre" gewählt wurde (München, F. Bruckmann, 5 Karten. RM. 7.50). Zu diesem Buche haben eine große Zahl von Mitarbeitern, unter ihnen ausgezeichnete Kenner des Landes, ihre Beiträge gegeben. Eine Synchronisierung dieser Aufsätze scheint freilich nicht versucht worden zu sein, gelungen ist sie jedenfalls nicht, denn in den einzelnen Beiträgen sind — vielleicht unvermeidliche — Wiederholungen, und der gewählte Standpunkt der einzelnen Betrachter ist unterschiedlich. Vermutlich sollte damit angedeutet werden, daß sehr verschiedene Meinungen nebeneinander möglich sind. Einzelne Autoren haben wohl geschrieben, ohne drüben eine Wirkung ausüben zu wollen. Ausgezeichnet sind die Arbeiten, die auf dem sicheren Boden der Geschichte, der Wirtschaft, des Raumes und der Statistik stehen. Die Arbeit von Wolfgang Windelband, „Geschichte von 1600 bis Roosevelt" ist ein kleines Meisterstück, da hier auf etwas mehr als 30 Seiten die geschichtliche Entwicklung mit dem Rüstzeug des wahren Historikers und seinem ruhigen Urteil in vorbildlicher Klarheit zusammengedrängt ist. Auf sicherem Boden stehen auch die Aufsätze von Robert Arzet, „Die finanzielle Weltstellung", von Walter Grävell, „Die wirtschaftliche Verflechtung", von G. E. Graf, „Land, Produktion und Volk", von Wolf Domke, „Verfassung, Verwaltung und Rechtswesen", von August Müller, „Die soziale Struktur", von Hubert Zuerl, „Die Luftverteidigung", und von Ernst Samhaber, „Das Verhältnis zu Ibero- und zu Panamerika", der sich von allen Prophezeiungen freihält.

In dem Aufsatz von Adolf Halfeld, „Hintergründe der Innenpolitik", findet sich der Satz: „Es ist das Schicksal der großen Mehrzahl aller amerikanischen Politiker, in europäischen Dingen ständig auf das falsche Pferd zu setzen." Der Bürger von USA. sagt dagegen, daß es das Schicksal der europäischen Politiker sei, über die Entwicklung und die Politik der USA. grundsätzlich daneben zu prophezeien. Uns scheint es, als ob heute mehr denn je Zurückhaltung in der Beurteilung der Politik und der künftigen Haltung der Staaten geboten wäre. Gute Lehren, sie mögen fundiert und sehr ehrlich gemeint sein, erreichen bei der ausgeprägten Empfindlichkeit und dem großen Nationalstolz der Bürger von USA. meist das Gegenteil. Schon lange sind die Vereinigten Staaten nicht mehr das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber sie haben auch heute noch die unbegrenzte Mög-

lichkeit zu jeder Überraschung. Mit europäischen Maßstäben ist hier wenig getan; das Denken und Fühlen vollzieht sich drüben nach Kategorien, zu denen manchem Europäer der Zugang einfach verschlossen bleiben zu sollen scheint.

Daß ein so riesiges Staatsgebilde vor ernsten inneren und äußeren Schwierigkeiten steht, daß es eine Fülle von Problemen brennender Art vor sich aufgeworfen sieht, ohne daß heute schon klar wäre, ob die starken Kräfte, die zweifellos vorhanden sind, sich gegen alle Widerstände durchsetzen können, um diese Probleme zu meistern, versteht sich am Rande. Vergessen aber soll man nicht, daß das Volk von USA. auch heute noch die Merkmale des Pioniervolkes trägt, das nicht ängstlich vor noch so schweren Problemen zurückschreckt, sondern sie mit einer beneidenswerten Frische und ungebrochenem Selbstvertrauen angeht.

Die Probleme, die hier nur angedeutet werden können, über die in dem vorliegenden Buche eine Fülle von Material zusammengetragen ist, beginnen bei der Zusammensetzung der Bevölkerung. Die letzte offizielle Zählung liegt 20 Jahre zurück, so daß die heutigen Bevölkerungszahlen nicht ganz exakt sind, sondern geschätzt werden müssen. 1920 betrug die Bevölkerung 127,5 Millionen, heute sicherlich 135 Millionen, zu denen aus den oben erwähnten Außenländern noch rund 18 Millionen hinzukommen. Nach der amtlichen amerikanischen Schätzung vom Jahre 1920 ergab sich folgender Anteil der wichtigsten eingewanderten Völker an der Gesamtbevölkerung:

Engländer	41,4 %	Polen	4,1 %
Deutsche	17,2 %	Italiener	3,6 %
Iren	11,2 %	Holländer	2,0 %
Skandinavier	4,3 %	Russen	1,8 %

Die stolze Umschrift der 1795 geprägten „Liberty-and-Security“-Münzen: „A Refuge for the Oppressed of all Nations“ ist schon lange nicht mehr in ihrer vollen Bedeutung in Kraft, denn schon nach dem Weltkriege begannen die USA. mit der Drosselung der Einwanderung, und heute ist sie oft bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Wieweit in dem berühmten „melting pot“, den die Vereinigten Staaten darstellen sollten, die Herausbildung einer nordamerikanischen Rasse erfolgt ist, läßt sich schwer entscheiden. Fest steht wohl das, daß in diese nordamerikanische Rasse lediglich die Nord- und Mitteleuropäer germanischen Ursprungs neben den Engländern aufgegangen sind, während die Amalgamierung der slawischen und romanischen Volksteile auf größere Schwierigkeiten stieß. Der Begriff des „Schmelztiegels der Völker“ gilt natürlich überhaupt nicht für Träger schwarzer, roter und gelber Haut. Besonders das Negerproblem bietet größte Schwierigkeiten, die von den Nordamerikanern sehr klar erkannt werden und nicht so unlösbar angesehen werden, wie es Rassendogmatiker meinen.

Zu den entscheidenden inneren Schwierigkeiten gehört die Frage des mangelnden sozialen Ausgleichs, weil neben den Trägern der Riesenvermögen die Masse der Armen und Erwerbslosen steht, die man früher wie in jedem Koloniallande ganz der eigenen Tüchtigkeit überließ, die sich entweder durchsetzte oder zu einem nicht beweinten Untergang versagte. Bemerkenswert ist, daß der Aufgabenkreis des sozialen Wirkens sich nicht nur in der privaten Sphäre ständig erweitert hat, sondern daß er mit immer wachsender Stärke, vor allem durch Roosevelt, zu einer der dringlichsten Aufgaben der Staatsverwaltung und Staatspolitik geworden ist.

Eine bedeutsame und ernste Rolle spielt das Goldproblem: die Staaten ver-

fügen heute über nahezu 70 % der Goldreserven der ganzen Welt. Ein gefährlicher Fafner-Hort, auf dem der Drache des Kapitalismus einmal verhungern kann, wenn in wesentlichen Teilen der Welt das Gold als Währungsfaktor außer Kurs gesetzt würde. Aber schließlich ist die Krise der Goldwährung an Faktoren gebunden, die außerhalb der Geld- und Finanzwirtschaft liegen und in einem andern Sektor entschieden werden. Für alle Völker besteht ein brennendes Interesse, die Weltwirtschaft von Grund auf neu und auf lange Sicht zu ordnen, und dabei werden die Vereinigten Staaten ihr gewichtiges Wort mitzureden haben.

Die Verfassungs-, Parteien-, Rechts- und Erziehungsfragen weisen drüben keinerlei krisenhafte Züge auf, bei nicht wegzuleugnenden Schwierigkeiten und Schönheitsfehlern. Man experimentiert an einigen Gegenständen, aber nicht ohne Besonnenheit. Der Glaube an die Demokratie und ihre Einrichtungen ist unerschüttert.

Auf militärischem Gebiet haben die Staaten im Weltkrieg bewiesen, wie schnell man aus vorhandenen kleinen Ansätzen zu gewaltigen Leistungen gelangen kann. Vom Sommer bis Oktober 1917 wurde bei einer Kopfstärke von 95000 Mann im April 1917 eine Armee von 2086000 Mann ausgebildet und nach Europa verschifft. Die jetzige Landmacht ist, an heutigen europäischen Zahlen gemessen, klein, aber sie ist ein Rahmenheer, und bei dem vorhandenen großzügigen industriellen Rüstungswesen wird auch ein Riesenheer nach fachmännischer Beurteilung, was die Ausrüstung angeht, an der Spitze aller andern Heere stehen. Die amerikanische Flotte und in noch bedeutenderem Grade die Luftwaffe gehören zu den stärksten der Welt. Die in den letzten Jahren bewilligten Rüstungskredite sind gewaltig.

Die unaufgeforderten europäischen Ratgeber der USA. meinen häufig, daß nur sie die Probleme und ihre Gefahren für die kommende Entwicklung richtig sehen, ohne zu wissen, daß sehr ernsthafte und bedeutende Menschen in USA. sie richtiger sehen und mit ihrer Lösung ringen. Es ist grundfalsch, zu glauben, daß für USA. nur die in Europa gefundenen Lösungen möglich sind. Man täuscht sich über den Grad, in dem Europa und seine Ideologien und Theorien wegen des Weltkriegs 1914—1918 und der darauffolgenden Zeit mit ihrem fürchterlichen Versagen in außereuropäischen Ländern abgedankt ist, worüber man sich freilich auf dem alten Kontinent ungern Rechenschaft gibt. Drüben gibt es so etwas wie eine geistige Monroe-Doktrin.

Auch Bürger der Vereinigten Staaten zeichnen manchmal die Lage so, als ob bei einem erneuten Eintritt der Vereinigten Staaten in die kriegerischen Welthändel mit den jetzt schon vorhandenen 10 Millionen Arbeitslosen und einer gewaltigen Last von Staatsschulden nach Beendigung des Krieges, wie immer er ausgehe, nur zwei Lösungen möglich seien: Kommunismus oder autoritäre Regierung. Aber gerade bei der Einsicht vieler Nordamerikaner, daß solche Gefahren drohen und — nach europäischen Begriffen — nicht vermieden werden könnten, ist es durchaus denkbar, daß zwischen diesen beiden — für das Gefühl und Denken des Nordamerikaners gleich fürchterlichen — Lösungen es auch noch andere Möglichkeiten gibt, so wenn z. B. der soziale Ausgleich in den nun einmal beschränkten Möglichkeiten menschlicher Gerechtigkeit von oben, freilich durch revolutionäres Handeln, hergestellt würde, wobei europäische Methoden, die nur sturer Beschränktheit als die einzigen erscheinen, nebst den so knallig zutage getretenen Fehlern vermieden würden. Eins jedenfalls steht fest: der Weg, den die USA. gehen werden, wird um so sicherer zum Ziele führen, je mehr er ein amerikanischer und kein europäischer ist.




LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Emanuel Geibel (1815—1884)

Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages

Gebet

September 1848

Herr, in dieser Zeit Gewog',
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog,

Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel nur ein Buch;

Daß, wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt;

Daß, ob wir nur Einsturz schaun,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Baun;

Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und, wo Tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank;

Ja, daß blind und unbewußt
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie tun nach ihrer Lust.

Herr, der Erdball wankt und kreißt;
Laß, o laß mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort nicht rauben,
Bis mein Geist dich schauend preist!







Loszuwerden den alten Zopf
Ist ein vernünftig Begehren,
Aber wer wird darum den Kopf
Gleich rattenkahl sich scheren!

Halte die Hoffnung fest

1851

Wenn der Morgen, der heute tagt,
Nichts als Trümmer dich schauen läßt,
Unter Trümmern noch unverzagt
Halt im Herzen die Hoffnung fest!

Mag dies irre Geschlecht mit Hohn
Ihrer spotten, verzweifle nie,
Und im Sterben an deinen Sohn
Als dein Kleinod vererbe sie;

Daß er harre wie du getreu
Und gerüstet zu frischer Tat,
Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu
Einst der Tag der Erfüllung naht,

Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das Deutsche Reich.

Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein,
Und scharf das Schwert an deiner Lende;
Die beste Staatskunst bleibt's am Ende
Doch, tapfer und gerecht zu sein.

An die Gewaltsamen

Der heil'ge Geist ist Gottes freie Gabe,
Das Wort ein Fels, ein ew'ger. Meint ihr gar,
Daß ihr ihn stützen mögt mit eurem Stabe?

Und dessen Hand ihn hielt zweitausend Jahr,
Daß auch kein Körnchen durfte davon splittern,
Wähnt ihr, er schlafe, weil ihr träumt Gefahr?

Kleingläubige, wie mögt ihr also zittern!
Nein! Laßt die Geister wandeln ihre Bahn!
Klar wird die Luft in Sturm und Ungewittern.







Und schwölle berghoch die Verneinung an
Wie eine neue Sündflut: mag sie schwellen!
Nicht eurem Machtspruch ist sie untertan.

Doch glaubt, ob Menschensatzung mag zerschellen:
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen.

Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff:
Wie immer auch geheißen sei sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Flut und Riff.

Und kommen wird der Tag, da bringt die Taube
Den Ölzweig heim: es wurzelt im Gestein
Des Schiffes Kiel, nicht mehr der Flut zum Raube.

Dann wird e i n Hirt und e i n e Herde sein,
Verlaufen in der Tiefe sind die Wogen,
Verweht vom Winde ist das letzte: Nein!

Und auf den Wolken steht der Friedensbogen.

Leere Drohung, übler Brauch
Wird des Feindes Hohn nur schärfen;
Kannst du keine Blitze werfen,
Freund, so laß das Donnern auch.

Recht ist hüben zwar wie drüben,
Aber darnach sollst du trachten,
Eigne Rechte mild zu üben,
Fremde Rechte streng zu achten.

Wenn von der Zeit der sinkenden Cäsaren
Ich las, bevor die Stadt der Feinde Beute,
Im Geist erwägend, was die Welt erfreute,
Und was die Welt verstört in jenen Jahren:

So hat's mich oft wie jäher Schreck durchfahren;
Mir war's, als ob ein Spiegelbild des Heute
Aus der Geschichte mir entgegendräute
Und spräch': Ihr seid, was jene Römer waren.

So lag bei hohlem Wort die Zucht im Staube,
So ward der Seelen gottverlaßnes Bangen
Heut frecher Taumel, morgen Aberglaube.

So hielt der Schein jedwedes Sein gefangen,
Indes vom Nord her, schon bereit zum Raube,
Barbarenstämme dumpfen Schlachtruf sangen.




LOTTE TAUBE

Musik in Spanien

Die spanische Musik wirkt besonders stark auf unser Herz und unsere Sinne, wenn wir ihren Zauber in der Landschaft selbst auf uns einwirken lassen. Märchenhafte Bilder aus „Tausend und eine Nacht" werden durch die Wunder der Alhambra lebendig. Die feenhaften Gärten ruhen in schwermütiger Stille, als trauerten sie einer glanzvollen Vergangenheit nach. Diese geheimnisvolle Stille wird durch die leidenschaftlich aufrauschenden Klänge einer Gitarre zerbrochen . . . die dann leise und zart in der Nacht verwehen.

Die spanische Erde atmet förmlich Musik. Die Lieder sind dort die unerschöpflichen Blüten des Bodens und die Tänze der Spiegel der leidenschaftlichen Rasse. Kastagnetten und baskische Trommeln erscheinen uns mit dem Gedanken an spanische Musik untrennbar verbunden. Man vergißt darüber nur zu leicht die tiefe, schwermütige Musik jener großen Meister, deren Weisen im Konzert der Völker ebenbürtig erklingen.

Spanien ist ein Land, das länger unbeachtet und unverstanden blieb als andere Länder. Kulturelle Fäden zwischen Deutschland und Spanien spinnen sich schon seit dem Mittelalter, als der spanische Mönch Pirmin das Benediktinerkloster Reichenau im badischen Land gründete und zu einem bedeutenden musikalischen Mittelpunkt machte. Der Dominikanerorden wiederum erhielt seine geistige Bedeutung durch Thomas, den Neffen Barbarossas, und durch den Grafen Bollstädt. Auch in der Glanzepoche, da Kaiser Karl V. König von Spanien war, fand ein wechselseitiger Austausch kultureller Güter statt. Dann aber, im Laufe der Jahrhunderte, zog der Spanier eine immer engere Mauer um sich und seine Welt. In der Verschlossenheit seines Charakters genügte er sich selbst.

Spanien ist das Land der natürlichen Volksverbundenheit und des überaus stark entwickelten Nationalstolzes. Kultur und Kunst haben ihre Wurzeln im Volk. Der Deutsche hat vielfach eine falsche Vorstellung vom spanischen Typ. Stark beeinflußt von der französischen Oper „Carmen", ist er versucht, mit den Augen von Prosper Merimée und Bizet in die spanische Welt hineinzuschauen. Für uns bedeutet der „Faust" ein Symbol – für den Spanier der „Don Juan". Zwischen diesen beiden Volkssymbolen ist eine Parallele unverkennbar. Sehr reizvoll übrigens die Brücke, die von Mozarts „Don Juan" (Lorenzo da Ponte) zu dem Ur-„Don Juan" des Tirso de Molina (Gabriel Tellez) führt. Grabbe fand die Synthese dieser beiden Volksbegriffe in seinem Drama „Don Juan und Faust".

Der Spanier ist Pessimist und Fatalist. Er gab sich jahrhundertelang mit ekstatischen Gefühlen dem starken Einfluß der katholischen Kirche hin; die darin herrschende Mystik stimmt ihn ernst, schwermütig. Die Kirchenmusik ist, übereinstimmend mit dem Bildschmuck der Kathedralen, unheimlich streng und düster und bevorzugt inhaltlich meist Todesgedanken. Im Jahre 1544 finden wir die ersten sechsstimmigen Motetten des Christobal Morales, der als Vorgänger von Palestrina gilt. Eine gesteigerte Ausdruckskraft, hervorgerufen durch religiöse Verinnerlichung, kann man in den geistlichen Kompositionen des Antonio de Cabezòn und Thomas de Santa Maria feststellen, die gleichfalls im 16. Jahrhundert lebten. Die Werke dieser beiden Meister (Cabezòn wird auch der spanische Bach genannt) sind für die Eigenart der spanischen Kirchenmusik besonders charakteristisch.

Die Liebe zur Musik liegt dem Spanier im Blut; er besitzt ein gutes Gehör. Sein Hauptinstrument ist die Gitarre, und er ist virtuos in seinem Spiel. Man erzählt sich, daß auf einem Schlachtfelde nach einem Kampfe gegen die Portugiesen 11 000 Gitarren gefunden wurden. Andalusien ist der musikalische Mittelpunkt. Volkslied und Volkstanz sind eng miteinander verbunden, und jede Provinz hat ihre rhythmische und melodische Eigenart. Zu unterscheiden sind: die Murga, das Ständchen; die Copla, das kurz pointierte Volksliedchen (Vierzeiler), und der Refran, das geträllerte Sprichwort, das ungefähr dem bayerischen Schnadahüpferln entspricht. Auch die modernen Komponisten schöpfen aus dem tiefen und lauteren Born der spanischen Volksmusik. Zwei bedeutende Musiker der Gegenwart haben ihre Lieder der vierzeiligen Copla nachgebildet, und interessant ist die völlig verschiedenartige Charakteristik, die sie der Urform gaben. Manuel de Fallas Copla: "El paña moruno" (Das maurische Tuch) aus den "Sept chansons populaires espagnoles" ist ganz auf scharfer Akzentuierung aufgebaut, sprüht von Temperament, schießt gleich einer Feuergarbe auf und erlischt jäh. Der Text spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Der Spanier ist ein Meister der Improvisation. Wenn er eine Copla vor sich hin summt, so antwortete ihm nicht selten aus dem Stegreif ein Partner, und es setzt sich zur Freude der Straßenpassanten ein lustiges Duett fort. Ein Straßenbild in Spanien ohne Tanz und Musik ist undenkbar. Die andalusischen Volkssänger lassen sogar kunstreiche Koloraturen hören. Die Gurgellaute in ihrem Gesang, die unser Ohr befremden, sind wohl maurischen Ursprungs. Ein starker Kontakt verbindet den Vortragenden mit dem Publikum, das den Tanz mit Chor und Kastagnetten zu begleiten pflegt. Der Spanier liebt aus der Kindlichkeit seines Wesens heraus die Geräuschmusik, das Klatschen und die Kastagnetten. Von den spanischen Tänzen sind vor allem die Pavane und die Sarabande zu uns gekommen. Die Pavane (der Name kommt von Pavos = Pfau) ist ein äußerst langsamer Tanz voller Grandezza. Der schon erwähnte Komponist des 16. Jahrhunderts, Cabezòn, hat ein umfangreiches Variationenwerk auf der Pavane aufgebaut, das Schule machte und "La dama le demanda" heißt. Es ist in unzähligen Bearbeitungen in England im "Fitzwilliam Viriginal" zu finden. – Die Sarabande dagegen ist sehr bewegt und ausgelassen, dem Cancan ähnlich und bildet einen starken Kontrast zu jener Sarabande, wie wir sie, langsam und getragen, bei Bach und Händel kennen. Am verbreitetsten im heutigen Spanien sind jedoch: die Sevillana und die Malagueña. Beide Tänze sind ruhig und haben zierlich kleine Bewegungen. Zu erwähnen sind noch u. a.: Tirana, Zupateado, Seguidilla und Fandango. Alle diese Tänze werden von Kastagnetten begleitet.

Das Erwachen der konzertanten Nationalmusik brachte eine Überfülle von Melodienreichtum hervor. Nachdem die Töne des Clavichords unter den Meisterhänden Cabezòns verstummt waren, ruhte die Konzertmusik nahezu drei Jahrhunderte. Eine Ausnahme bildeten im 18. Jahrhundert die Kompositionen von Scarlatti und Padre Antonio Soler. Domenico Scarlatti, von Geburt Neapolitaner, machte sich die spanischen Rhythmen zu eigen, und der langjährige Aufenthalt in Spanien verlieh seiner Musik typisch spanische Züge. Padre Soler schrieb Sonaten für das Cembalo, die eine persönliche Sensibilität und viel Frische besitzen.

Felipe Pedrell ist der Patriarch der spanischen Musikrenaissance, der Lehrer von Granados und de Falla, die musikalische Seele Kataloniens – der Weg-

bereiter. Man könnte ihn vergleichsweise den spanischen Mussorgsky nennen. An innerem Gehalt dürften seine Werke denen des großen Russen kaum nachstehen. Der Schaffensdrang von Pedrell war unermüdlich; allein seine Tätigkeit als Musikschriftsteller hätte genügt, um ein Leben auszufüllen. Seine Essays sind mit viel Esprit geschrieben und erinnern in der Schreibweise an Berlioz. Sie rollen vor dem Leser nicht nur ein Bild der musikalischen Aktivität Spaniens, sondern auch der anderen Länder während des letzten halben Jahrhunderts auf. Im Jahre 1891 erschien seine berühmte Schrift "Por nuestra musica", in der er die Ziele für die Erneuerung der spanischen Musik festlegte. Auf der Basis nationaler Legenden schuf Pedrell seine Opern voll Leben, Leidenschaft und Farbe. Die spanische Oper besteht fast nur aus lose aneinandergereihten Volksmelodien und entbehrt völlig der dramatischen Ballungen; aber das Milieu und die verschiedenen Personen der Handlung sind sehr fein charakterisiert. Sein bedeutendstes Werk ist die Operntrilogie "Los Pirineos" (die Pyrenäen); sie enthält: Los Pirineos, La Celestina und Raymond Lull. Besonders das Vorspiel zu der Trilogie ist von großer Schönheit und malt in satten Farben die Reize der Landschaft. Spanien ist kein heiteres Land wie Frankreich und Italien. Am Tage sticht unbarmherzige Sonne — ohne Übergang folgen eiskalte Nächte — ewiger Schnee bedeckt die Gipfel der Pyrenäen. Diese Operntrilogie Pedrells wird von einer ernsten Stimmung getragen und verzichtet auf billige Effekte. Der zweite Teil La Celestina ist am stärksten; hier gibt der Meister sein Bestes: eine das Herz bewegende Anmut. Dieses Werk widerspiegelt in Wahrheit die Seele Kataloniens.

Wird Pedrell der Vater der spanischen Musikrenaissance genannt, so betrachtet man Albéniz als das Herz der spanischen Musik. Das ganze glutvolle Spanien erscheint in seiner Musik verkörpert. Er selbst lebte nur in Musik, und nur wenige haben so leidenschaftlich gelebt wie er. Albéniz zauberte aus dem spröden Boden Spaniens heiße und liebliche Quellen hervor; Bäche, Flüsse und Ströme der Musik wurden von diesen kristallklaren Quellen gespeist. Man muß in Albéniz einen Herold der Renaissance Spaniens erkennen und verehren.

Sein Leben ist von Legenden umwoben und zeigt bis ans Ende die Spannung und Bewegung eines Abenteurerromans; von seiner Persönlichkeit strahlte innere Lebensfreude aus. Entmutigung durch äußere Widerstände kannte er nicht. Er wurde 1860 in Campredon (Provinz Gerona) geboren und starb 1909 in Cambo. Schon als Vierjähriger ließ er sich in Barcelona hören. Er improvisierte, und einige seiner Hörer ahnten vielleicht schon, daß er einst einen Gipfel der Virtuosität erklimmen würde. Im sechsten Lebensjahr reiste der junge Albéniz mit seiner Mutter und seiner begabten Schwester nach Paris und bekam trotz seiner großen Jugend die Erlaubnis, im Conservatoire den Unterrichtsstunden Marmontels beizuwohnen. Mit großem Ernst, der in seltsamem Widerspruch zu seiner Kindlichkeit stand, widmete er sich dem Studium. Die Ereignisse der Revolution 1868 führten die Familie nach Madrid. In jener Zeit gerieten die Romane von Jules Verne in seine Hände und erweckten seine Abenteuerlust. Es wird erzählt, daß der Neunjährige sich heimlich zu selbständigen Konzertreisen auf Wanderschaft begab. Ohne Wissen seiner Familie schlich er sich auf den Überseedampfer „España" und veranstaltete an Bord Konzerte, die helle Begeisterung hervorriefen. Nach diesem System bereiste er dann weiter die Welt. In San Franzisko verdiente er sich das Geld für die Rückreise nach Europa. Der Vierzehnjährige fühlte nun deutlich, daß er noch ernster Schulung bedurfte, und reiste über Liverpool und

London nach Leipzig, um am dortigen Konservatorium eifrig zu studieren. (Sein Meisterlehrer im Klavierspiel war der berühmte Mozart-Interpret Carl Reinecke.) 1875 kehrte Albéniz in die Heimat zurück. Durch eine Rente vom königlichen Hause konnte er seinen Herzenswunsch verwirklichen: er begab sich nach Weimar zu Franz Liszt. Zwei Jahre lang konnte dieser große Künstler und Mensch den unbändigen Jüngling an sich fesseln, indem er ihn abwechselnd in Weimar und in Rom unterrichtete. Im Jahre 1880 nahm Albéniz seine Konzerttätigkeit wieder auf, und sein hinreißendes Klavierspiel rief in Südamerika und Spanien wahre Stürme der Begeisterung hervor. Man verglich den Pianisten Albéniz mit Liszt und Bülow. Er spielte mit Vorliebe Werke von Bach, Schubert, Schumann und Chopin. Sein letztes öffentliches Klavierkonzert fand 1893 in Berlin statt. In jene Zeit fielen schon seine ersten kompositorischen Erfolge. Im Jahre 1893 begab sich Albéniz nach Paris, das ihm zwar keine rauschenden Erfolge, aber viel innere Beglückung schenkte. Auf diesem fruchtbaren Boden schrieb er seine musikalischen Komödien „San Antonio de la Florida" und „Henry Clifford" und sein dramatisches Meisterwerk „Pepita Jimenez" (nach dem berühmten Roman von Valéra, Uraufführung 1897). Zur selben Zeit erschienen verschiedene Klavierwerke aus seiner Feder, vor allem die Rhapsodie „Catalonia". Die Suite „Iberia", aus zwölf Impressionen bestehend, darf wohl als das künstlerische Testament von Albéniz gelten. Sie entstand nach schwerem Krankenlager. Von Unruhe und Schmerzen gequält, schien der Meister noch intensiver an der Brücke vom erdgeboren Triebhaften zum lichtgeboren Geistigen zu bauen. Er spürte wiederum die Musik als Kraftquelle des Lebens, und doch vibriert unter der Oberfläche seiner Musik eine verhaltene Schwermut. In bezug auf die Suite Iberia schrieb Debussy: "Jamais la musique n'a atteint à des impressions aussi diverses, aussi colorées; les yeux se ferment comme éblouis d'avoir contemplé trop d'images." Außerdem entstanden in jenen Tagen des letzten Aufschwungs noch zwei seiner schönsten Klavierwerke: „Azulejos" (von Granados vollendet) und „Navarra".

Das Schaffen von Albéniz umfaßt gut 500 Kompositionen aller Gattungen. Viele Werke gingen durch sein unstetes Wanderleben verloren. Seine frühen Werke zeigen den Grundzug spielerischer Leichtigkeit, die späteren tragen einen mehr nervösen und melancholischen Charakter. Seine "Serenade espagnole" ist in Millionen Exemplaren erschienen und für die verschiedensten Instrumente gesetzt worden. Durch eine Aufführung seiner Oper „Pepita Jimenez" sollte man ihm auch in Deutschland jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm gebührt. Man würde über die geistige Anmut dieses Kleinods der Musikbühne staunen.

Nach seinem Tode durfte von diesem Meister gesagt werden: „Albéniz besaß jene geheimnisvolle Stimme, die den Sterblichen nur selten zu hören vergönnt ist – jene Stimme, die von der Seele des Menschen und von der Schönheit der Erde singt."

Die besondere Liebe und Verehrung der spanischen Nation gehört dem „Troubadour des Klaviers": Enrique Granados. Sein Name – Granados y Campina – ist schon bedeutungsvoll für diesen Musiker, der die Schönheiten früchteschwerer Bäume – satter Felder – lachender Sonnenstrahlen – schwermütiger Abendstimmungen – dichterisch auf sich einwirken ließ und in Melodien auflöste. In seiner Musik verbindet sich glücklich die sonnige Heiterkeit Andalusiens mit der zarten Schönheit Kataloniens, und dieser Zusammenklang bildet den besonderen Reiz seiner Tondichtungen.

Nur schwer konnte sich seine Natur einer geregelten Arbeitsweise fügen; sein freier Geist lehnte sich gegen jeden methodischen Zwang auf. Was ihm aber an technischen Kenntnissen fehlte, ersetzte er durch spontane Musikalität, bezaubernd, mitreißend. Der Eigenwert von Granados' Schaffen liegt darum keineswegs in neuen technischen Errungenschaften, sondern vielmehr in der melodischen Erfindungskraft – in jener Inspiration, die von den glutvollen Adern spanischen Volkstums durchzogen ist. Temperament hieß das einzige Gesetz, dem sein Talent sich beugte. Ein deutlicher Beweis dafür sind "Danses espagnoles", in denen sich melodischer Scharm mit traditionellem Rhythmus paart. Er besaß jene glückliche Nonchalance des Herzens, die selbst das bedeutendste Können zuweilen überflügeln kann.

Das Leben von Granados verlief in ähnlich ruhelosen Bahnen wie jenes von Albéniz. Konzertreisen in Spanien, im Ausland; inmitten dieses aufreibenden Nomadenlebens komponierte er Klavierwerke, Lieder, Opern. – Diese Opern: „Maria del Carmen" (Madrid 1898) und „Follet" (Barcelona 1908) brachten ihm wohl Erfolge, aber die Bühne war nicht der rechte Hintergrund für seine Begabung, die ihn auf das Gebiet der Klaviermusik hinwies. Granados war ein unvergleichlicher Interpret seiner Werke. Die Technik trat etwas zurück – sie gehorchte nur den Suggestionen seines Temperaments und seines Humors. Sein Spiel besaß den Scharm freier Improvisation.

Den schlichten "Danses espagnoles" folgten Klavierstücke in der Manier von Goya: „Die Goyascas". Granados hatte einen beträchtlichen Weg innerer Entwicklung zurückgelegt, ehe er dieses Meisterwerk schuf. Seine drei letztentstandenen Werke aber hoben Granados auf den Gipfel seines Schaffens. Es sind: „Danses Espagnoles", „Goyascas" und „Tonadillas", die den Namen des Meisters zu musikalischer Bedeutung erhoben.

In den „Goyascas" finden wir nicht den Goya der grauenvollen Kriegsbilder, sondern den Maler pittoresker Szenen und Porträts. Diese Serie besteht aus zwei Klavierheften und ist nicht nur ein musikalisches Abbild von Goyas Entwürfen, sondern sie fängt den Geniefunken des Malers auf, aus dem heraus seine Schöpfungen entstanden. Die Szene von Majo und Maja dürfte in ihrem zitternden Liebesspiel vielleicht die anmutigste Episode der Goyascas sein. "La Maja et le Rossignol" (Maja und die Nachtigall) aus dem ersten Heft ist wohl das Schönste, was Granados überhaupt schrieb. Er hat hier in Tönen das ewige Schauspiel der Liebe skizziert – das warme, dunkel getönte Kolorit der spanischen Landschaft bildet den Hintergrund. Das zweite Heft der „Goyascas" ist auf einen düsteren Ton abgestimmt. In der Ballade "E Amor y la Muerte" siegt der Tod über die Liebe.

In „Tonadillas" greift Granados auf die volkstümlichen Lieder mit Gitarrenbegleitung der alten Meister des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Augenblicksstimmungen sind hier in Musik gebannt, kurze musikalische Linien ohne Entwicklung. Ein wenig lärmende Fröhlichkeit – viel Zärtlichkeit – noch mehr Melancholie strömen aus den „Tonadillas" in unser Herz.

Die Klavierwerke von Granados überraschen nicht durch blendende Virtuosität oder aparte Klangwirkungen. Seiner Kunst sind deshalb Grenzen gezogen: seine Musik gehört nicht in die großen Konzertsäle; dort verliert sie ihren intimen Reiz. Er schrieb sie für sich und nicht für den Beifall der Menge. Während er seine feinsinnigen Impressionen schuf, hat ihm die Liebe die Feder geführt. Jedes seiner Werke ist ein Bekenntnis, der Ausdruck einer Freude, einer Hoffnung oder eines

Schmerzes. Granados blieb bis an sein Ende der versponnene Träumer, der sich liebevoll in Erinnerungen verlor — dessen beschwingte Seele von keiner Gelehrsamkeit beschwert wurde und der unter Tränen zu lächeln wußte — wie es auch Schubert vermochte. Der spanische Dichter Ruben Dario besingt in einem Lied den unvergleichlichen Duft der Rosen in Spanien, der mit tiefer Schwermut getränkt scheint. Jener Duft weht auch durch die Schöpfungen von Granados. Vielleicht spürte er, gleich Mozart, Vorahnungen seines frühen und tragischen Todes. Nach dem Weltkriege lief das Schiff, an dessen Bord er sich auf einer Konzertreise befand, auf eine Mine und sank.

In Deutschland verbinden wir jedoch mit dem Begriff spanischer Kammer- und Klaviermusik vor allem den Namen: de Falla. Dieser Meister schuf zahlenmäßig wenig Werke, aber in strengster Selbstdisziplin bis zur letzten technischen Vollendung ausgefeilt. Dabei lassen sie keineswegs Wärme, Ursprünglichkeit und persönliche Note vermissen. Außer den formal kleinen Klavier- und Violinwerken von bestrickendem Klangreiz verdanken wir de Falla die "Impressions Symphoniques" für Klavier und Orchester, das dreisätzige Werk: "Nuits dans les jardins d'Espagne". Manuel de Falla hat außer dem Puppenspiel "El retablo de Maese Pedro" eine einzige Oper geschrieben: "La vida breve", die — preisgekrönt — in Madrid enthusiastisch aufgenommen wurde. Auch hier ist der Vorwurf durchaus volkstümlich.

Es mag befremden, aber es entspricht der Wahrheit, daß in keinem Lande soviel Kammermusik geschrieben und gespielt wird wie in Spanien. Interessant ist es, festzustellen, daß bereits im Jahre 1553 ein reges Interesse für Kammermusik in Spanien vorhanden war — ja, daß wohl überhaupt die ersten Anweisungen und Aufzeichnungen auf diesem Gebiete von dem Spanier Diego Ortiz stammen. Sein kleines Werk über das Streichinstrumentenspiel: "Tratado de glosas" vermittelt noch heute (in ausgezeichneter Übersetzung) jedem Kammermusiker, der sich mit der frühen Kammermusik befaßt, reiche Anregungen. Auch in neuerer Zeit sind große kammermusikalische Werte entstanden. Albéniz hat auch der Kammermusik seines Landes die Richtung gegeben. Er lehnt sich darin an Schumann an, ohne epigonenhaft zu sein. Besonders erfolgreich wurde sein prachtvolles Trio, dem man wünschen möchte, daß es auch in das deutsche Repertoire eingehen würde. Joaquin Turina bewegt sich auf der gleichen Linie wie Vincent D'Indy in seinen Quintetten und Streichquartetten, die originell und fein konstruiert sind. Conrado de Campo's Kammermusikwerke sind zum Teil unausgeglichen, aber sie sind dennoch interessante Zeugnisse eines Vollblutmusikers. Ein romantischer Zug belebt seine Symphonien und Quartette.

Den eigentlichen Siegeszug in die Welt hat die moderne spanische Musik mit ihrer konzertanten Tanzmusik angetreten, die besonders auf dem Gebiete der Ballettmusik epochemachend wirkte. Zuerst erwähne ich de Fallas "El Amor brujo", dem bald die bekannte Suite "Le Tricorne" (Der Dreispitz) folgte, die mit dem russischen Ballett in London 1919 ihre Uraufführung erlebte. Es ist eine farbensprühende Musik von echt spanischem Kolorit. Als geistreicher, südlich temperamentvoller Musiker wird auch Manén gewertet, dessen Ballettmusik "Rosario la Tirana" äußerst erfolgreich wurde.

Noch ein Wort über die Virtuosen Spaniens. Unvergessen ist Garcia, der Meister des Belcanto, der Lehrer Stockhausens und der Marchesi. Virtuos sind auch die Kirchenchöre, die in Paris mit größtem Erfolge konzertierten. Meist ist der spanische Musiker Autodidakt und besucht selten ein Konservatorium, es ist

bezeichnend für seine eminente Begabung. Ich möchte an den gottbegnadeten Sänger der vorigen Generation D'Andrade, den unvergleichlichen Mozartschen Don Juan, erinnern. Der Zaubergeiger Sarasate entfachte mit seinen Zigeunerweisen Begeisterungsstürme in allen Erdteilen. Die Zeitgenossen, der glänzende Geiger Manén sowie die hervorragenden Cellisten Casals und Cassado, sind unseren Konzerten längst vertraut.

Wir würden zweifellos wertvolle Anregungen gewinnen, wenn wir intensiver als bisher einen Kontakt mit den Meisterwerken der spanischen Nation suchten. Das leidenschaftliche Temperament, die unbestimmte Traurigkeit der spanischen Musik würden unseren Konzertabenden fremdartige und zugleich farbige Lichter aufsetzen, und durch die Macht der Musik würden wir der spanischen Psyche näher kommen.

PAUL FECHTER

Die Stimme des Schauspielers

Immer, wenn von Josef Kainz die Rede ist, kommt das Gespräch unweigerlich auf seine Stimme, und jeder, der ihn noch erlebte, erinnert an Hofmannsthals Totenklage und versucht, das Wunder dieser funkelnden Fanfare den Nachgeborenen wenigstens zu beschreiben oder im Bemühen erinnernd reproduzierenden Tonfalls, verwandter Stimmlage aufsteigen zu lassen. Aus alten Grammophonplatten läßt man rauhe Schatten einstigen Glanzes erstehen: Freunde und Berufsgenossen von damals versuchen es mit der Imitation – und im Hintergrund bleibt schweigend das Geheimnis, das um jede Stimme eines Schauspielers ist, ihre seltsame doppelte Wirklichkeit, hinter der ihr Letztes und Eigentliches, dem Ohre unvernehmbar doppelt verborgen lautlos schwingt.

„Das sind die Gaskogner Kadetten" – schmetternd steigt die Ballade von Hauptmann Castel Jaloux in den atemlos lauschenden Raum: wer aber hat sie je in ihrer eigentlichen Wirklichkeit vernommen? Welches ist ihre eigentliche Wirklichkeit – die, die der Zuschauer, oder die, die der Sprechende, der Schauspieler vernimmt? Da oben steht Josef Kainz und schnellt Rostands Verse in das Parkett: er hört in sich, fühlt in sich den Klang seiner Stimme, die mitschwingende Resonanz seines Schädels, seiner Brust, gibt dem dichterischen Gebilde die Klangwirklichkeit, die sein Ohr mehr von innen als von außen auffaßt. Für ihn spricht und schwingt nicht nur die Stimme, für ihn schwingt der ganze Mensch mit, geht der Klang von der Kehle nach oben, nach unten, in den Kopf, in den Leib, empfängt dort dröhnenden, murrenden, klingenden, schwebenden Widerhall. Er erfüllt den ganzen Körper, steigt aus dem ganzen Körper, wird in ihm, mit ihm, durch ihn geschaffen und vernommen – und wird ganz anders vernommen als das, was erst auf dem Weg durch den Raum zu dem lauschenden Hörer als Klang der Stimme kommt. Der empfängt mit seinem Ohr die jetzt ins Äußere hinein verwirklichte Totalität der Vorgänge, die den Schauspieler bei der jeweiligen Formung der Worte erfüllen, und empfängt damit akustisch ganz etwas anderes als das, was der Sprechende in sich hört und was er in diesem Hören als das Rechte und Richtige vernimmt.

Die innere Stimme des Schauspielers, die er mit seinem nach innen horchenden Ohre prüft und probt, verbleibt in seiner persönlichen Welt: der Aufnehmende hört ein Organ, das einen ganz anderen Klang, eine ganz andere Farbe, ja im Grunde sogar eine andere seelische Tönung hat. Was wir die Stimme von Josef Kainz nennen, das haben wir Älteren alle vernommen — nur er selber hörte sie nie. Wie die Stimme klang, die er hörte — das blieb sein Geheimnis; den Klang seiner Seele von innen vernahm er allein.

Man kann diesen Dualismus heute leicht an sich selbst erleben, wenn man die eigene objektive Stimme sich einmal auf dem Umweg über die Wachsplatte vorführen läßt. Die Erfahrung ist erschreckend: man hört einen Fremden, völlig Unbekannten sprechen, vernimmt eine Stimme, die man selbst so nie gehört hat. Selbst wenn man alle technische Unvollkommenheit, alle Umsetzung durch den Apparat in die Rechnung stellt, selbst wenn die Aufnahme nach dem Urteil aller Mithörenden hervorragend ist — die Stimme, die da aufgenommen wurde, ist nicht die, die einem selbst gehört, die man selbst vernimmt: es ist bestenfalls die, die der andere, der Partner gewöhnt ist. Und diese Stimme klingt, solange nicht die Fälschung der Wiederholung, des Gewohntwerdens auch ihr gegenüber einsetzt, für ihren eigenen Träger fremd, unbekannt, es ist nicht die eigene Stimme. Der Mensch hat zwei Stimmen, eine für sich, eine für die andern. Josef Kainz ist der einzige, der Josef Kainz, die Stimme, der Hofmannsthal den großen Hymnus sang, niemals gehört hat.

Das Phänomen des Schauspiels bekommt von hier aus eine seltsame Vertiefung zum Lebensbild. Jeder der Mitspieler steht für sich als Stimme außerhalb der Welt der anderen, für die er schon Zuhörer ist, der nur die objektiven Stimmen vernimmt. Eine einheitliche klangliche Totalität der Bühne ergibt sich für keinen der Mitwirkenden, allein für den Regisseur, den Verwirklicher mit fremden Stimmen. Der Schauspieler steht für sich eigentlich außerhalb der Vorstellung, die die übrigen repräsentieren. Er erlebt sie um ein nur für ihn selber gültiges Zentrum, nämlich um seine von ihm allein von innen gehörte Stimme. Die Verwirklicher erleben niemals die Verwirklichung als Totalität: zum Ausgleich schenkt ihnen das Schicksal das Erlebnis der partiellen Verwirklichung auf einer viel höheren Ebene — eben im inneren Hören der eigenen, so nur ihnen allein vernehmbaren Stimme.

Hier wird der Unterschied sichtbar, der sich noch jenseits aller technischen Zwischenschichten rein vom Seelischen her zwischen Theater und Tonfilm ergibt. Der Tonfilm ist geschlossene Totalität, ohne alle seelischen Inseln: er verwertet von jeder Stimmwelt nur das objektiv Wahrnehmbare, bringt das nur vom Einzelnen Vernommene, von innen Gehörte zum Schweigen. Er arbeitet mit Stimmmaterial, das, genau betrachtet, jedem von denen, die es hergaben, was ihren eigenen inneren Anteil angeht, fremd ist oder fremd sein könnte. Sieben Schauspieler, die in einem solchen Film mitspielen, verneinen je ein Siebentel des Gesamtergebnisses als im Grunde ihnen so nicht bekanntes Stimmgut. Der Tonfilm arbeitet rein mit dem von der allgemeinen Konvention als die Stimme Wegeners, Kayßlers, der Frau Wessely anerkannten Klangmaterial: was Wegener, Kayßler, Frau Wessely selbst als ihre eigenen eigentlichen Stimmen hören, und was im Grunde trotz seiner Unvernehmbarkeit für andere das ist, was eine Aufführung, eine Szene, eine Rolle von Innen trägt, das fällt für ihn fort, verstummt, weil es die Einheit des technischen Organismus, wenn man diese Formel einmal

gebrauchen darf, stören würde. Die Säuberung vom Seelischen, das für die Aufführung der Szene auf dem Theater in geheimnisvoller Summation der eigentliche Träger bleibt, setzt beim Film bereits hier ein. Abseits von der Verwandlung, die die Apparatur automatisch auch ihrerseits noch an dem vornimmt, was sie an Klangmaterial von den einzelnen Sprechern empfängt.

Das ist nämlich das zweite Geheimnisvolle, das mit den Stimmen der Schauspieler geschieht, sobald sie aus dem Bereich der Bühne in den des Tonfilms geraten: sie gehen durch den Filter einer Apparatur, die heute bereits so vollendet geistvoll, abstrakte Intelligenz geworden ist, daß sie, was an lebendigem Geist und mit ihm an Seele sie passiert, des Lebendigen entkleidet und nur die Abstraktion, das Mechanisierbare hindurchläßt. Die technische Klangapparatur gibt rein den Klang: alles, was nicht nur Klang ist, was den Klang mit Sinn und Geist, mit Intensität und Leben erfüllt, bleibt in diesem raffinierten Intelligenzsieb hängen. Sie ist wie ein Schauspieler, der von einer Rolle rein den einzelnen Wortklang gibt und die Aufgabe, das seelisch geistige Band dazuzuliefern, dem Zuhörer überläßt. Sie liefert lediglich Physisches, nichts Psychisches, dies Physische allerdings in einer so gereinigten und gesäuberten Realität, daß diese Realität zuweilen seelische Aufschlüsse und Einblicke gewährt, die selbst den in stimmlichen Überraschungen erfahrenen Schauspieler erstaunen. Es ist, als ob die Tonfilmapparatur mit ihrer souveränen Herrschaft über Dynamik und Höhenlage der Stimme so etwas wie ein Ultramikroskop des Klanges geworden ist, das dem an seine Akustik gewöhnten aufmerksamen Ohr Dinge auch des Innern verrät, die der Stimmträger, der Sprecher, selbst noch nicht ahnt. Schauspieler, die viel mit dem Tonfilm gearbeitet haben, wissen da erstaunliche Dinge zu erzählen. Über der Entseelung durch den Apparat tut sich eine vom Wissenschaftlichen, nicht mehr vom Leben gespeiste Beziehung zu der Substanz hinter der Stimme des Schauspielers auf, die nun in einem neuen physikalischen Geheimnisbereich einen blassen Schatten des Urwunders vernehmbar werden läßt, dem Leben auf dem seltsamen Schicksalsweg der Stimmen durch den Engpaß des seelischen Ausdrucks im Klang gewissermaßen ein letztes Wort gestattet und ihm damit noch einmal eine Erinnerung an seine Urwelt im Seelischen freigibt.

Rundschau

Die dritte Konfession. Wie in jedem Herbst haben wir alle auch in diesem Jahr wieder die Haushaltslisten ausgefüllt. Name, Stand, Geburtsdatum und -ort, Staatsangehörigkeit und Konfession stellten die üblichen Hauptfragen dar. Hierzu wäre an sich nichts Neues zu bemerken, wenn man nicht doch einmal mit den Gedanken bei jener nur immer zu dieser Gelegenheit deutlicher ins Bewußtsein tretenden „dritten Konfession" verweilen wollte, die seit der deutschen Neuordnung behördlich unter dem Begriff der Gottgläubigkeit zusammengefaßt wurde. Wohl kaum einer, der seinen Austritt aus einer der christlichen Kirchen vollzog oder schon von Geburt an kirchenlos war, hat sich diese Glaubensbezeichnung selbst verliehen. Sie ist keine Begriffsbildung, die von einer freireligiösen oder anti-

christlichen Organisation getätigt wurde, sondern trägt das Signum eines obrigkeitentsprungenen Zwecknamens, einer bloß markierenden, aber nicht besonders inhaltserfüllten Bezeichnung recht deutlich an sich. Außer der Gottgläubigkeit stand den fraglichen unchristlichen Volksgenossen auch noch die Bezeichnung „Glaubenslos" für ihr Bekenntnis frei. In ihr ist das negative Moment weit deutlicher ausgedrückt und den wirklichen seelischen Verhältnissen der meisten Christentumsgegner damit viel besser entsprochen, als mit der vorsichtigeren, einen Anschein von Positivität wahrenden Bezeichnung der Gottgläubigkeit. Trotzdem wird das Prädikat „Glaubenslos" sicherlich viel weniger mutige Bekenner gefunden haben als die unverbindliche, aber besser schützende Bezeichnung „Gottgläubig". Insbesondere kann man das große Heer der ehemaligen Freidenker, marxistischen Glaubensleugner, Monisten und theoretischen Materialisten heute eher in der dritten Konfession der Gottgläubigkeit untergekrochen finden als in der Konfessionslosigkeit der Ungläubigen schlechthin. Die Ungläubigkeit entspricht eben mehr einer Phase innerhalb eines Menschenlebens, während die Gottgläubigkeit etwas Bleibendes und Endgültiges sein kann. Etwas Bleibendes und Endgültiges, damit aber doch nichts Besseres, Tieferes, Echteres! Wie kommt denn der Mensch zu diesem bloßen Gottglauben? Von Natur, aus Blut, Boden, Heimat, natürlicher geistiger Anlage würden sicher die meisten Antworten lauten. In Wahrheit und Wirklichkeit würde die psychologische Analyse in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle aber wohl zutage fördern, daß „Gott" in diesen Seelen doch nur der ins beinahe Inhaltlose verschwommene Schatten des traditionalen Christengottes, nicht aber eine autonome numinose Ideenschöpfung darstellt. Es ist nicht mehr Blut und mehr Echtheit, sondern weniger in diesem Gott als in dem „dreieinigen", und zwar insofern, als er unklarer, ungreifbarer, unaussprechlicher und somit unsicherer geworden ist. Wir möchten persönlich bei niemandem garantieren müssen, wie weit seine so geartete Gottgläubigkeit über die Bezirke des staatsrechtlichen Bekennens hinausreicht, und wie weit umgekehrt dieser geglaubte „Gott" seinem Gläubigen auch in die Schweren und Düsternisse der Existenz und des Schicksals mitfolgt, oder ob er nicht frühe, überaus frühe seine begriffliche Inhaltsarmut auch in der Wirklichkeit bestätigt und ins völlige Nichts, in die exakte Glaubenslosigkeit ausblaßt, wofern es im Leben, wie man so sagt, einmal ernst wird. Doch dies könnte zu sehr nach priesterlichem Angstmachen aussehen und die unzähligen Gegenbeispiele derer heraufbeschwören, denen es im Leben und im Sterben auch ohne jeden Glauben und jede Gottesbeziehung recht gut und glatt ergangen ist. Interessanter an diesem Fragenkreise als seine psychologische Seite bleibt vielmehr die rein begriffliche Problematik eines angeblich ungeschichtlichen Gottesbegriffes im natürlichen Menschenbewußtsein. Wer könnte zweifeln, daß es so etwas gibt, wie einen natürlichen Gottesbegriff? Einer der Gottesbeweise basiert ja auf dem „consensus gentium", und er ist nicht der schlechteste. Immerhin hat man aber bereits Mühe, etwa den chinesischen „Himmel", den bloßen, räumlich unterstützten Gedanken eines „Oberen" (der übrigens sicherlich nicht nur eine chinesische, sondern eine weit verbreitete, nur begrifflich nicht so ehrlich ausgedrückte Frühform der Gottesvorstellung ist) mit unserem entwickelten Gottesbegriff zu identifizieren. Gott braucht ein eigenes Wort, ein oberstes und entrücktes Wort, das jedem von uns, auch dem Ungläubigen, im Sprachgut mitgeschenkt und mitüberliefert wird, auf daß er sich bei Gelegenheit daran entsinne und es zum Ausdruck seines inneren Zustandes als oberstes Subjekt eines Satzes, einer Bitte, eines Gebets, Dankes, Anrufs oder Imperativs benutze. Wie gewaltig aber der

Fortschritt (oder heute nun in der Problematik der christentumslosen Gottgläubigkeit der Rückschritt), wenn man es wagen kann, mit jenem fernsten, dunkelsten, abweisendsten und obersten Begriff „Gott" den so nahen, intimen, erwärmenden und doch hoch und mächtig gebliebenen des „Vaters" zu identifizieren, bzw. wenn man solche Identifizierung nicht mehr vollziehen möchte! Doch wir setzen vielleicht schon viel zuviel Bewußtsein dessen, was sie taten, bei den gegenwärtigen Christentumsgegnern und „Bloß-noch-Gottgläubigen" voraus. Sie wissen und wollen wahrscheinlich vielfach gar nicht aus ihrer Gottesvorstellung den Gedanken der Güte, der umfassenden Geborgenheit und Väterlichkeit entfernt haben; sie sind gegen das Christentum, nicht weil sie seine Inhalte deutlich begriffen, sie im Einzelnen bewußt gemacht hätten und danach ablehnten, sondern ... ja nun, sondern weil man eben gerne gegen etwas ist, weil man „Religion und Kirchen nicht mag", weil Priester und Pfaffen und Kirchengehen und was eben sonst noch Christentum ist, einem zuwider ist, mit einem Worte, weil man mit seinen Entschlüssen und Entscheidungen nicht, wie man angab, auf eigenen hellen Überlegungen, sondern auf gemeinschaftlichen dunklen Gefühlen basierte und in diesen nun verharren will, so wie die Armut und Dürftigkeit nun einmal überall im Leben gerade dann, wenn ihr die Verbesserung ihrer Umstände angeboten wird, einen eigensinnigen Stolz besitzt und, wie man heute wohl nur sagen kann, in Gottes Namen behalten möge.

Das Schwert Italiens. Giuseppe Garibaldi wäre, auch abgesehen von seinen Taten für sein Volk und Land, eine der bemerkenswertesten Erscheinungen der Menschengeschichte. Denn in ihm vereinigten sich nach einem geheimen Gesetze Kräfte und Eigenschaften, die wie ein Magnet die Eisenteile besonderer Schicksale und Abenteuer auf diesen unter besonderem Gesetz geborenen Mann zogen. In diesem Sinne ist schon die Tatsache symbolisch, daß das am 22. Juli 1807 in Nizza geborene Kind im gleichen Hause und im gleichen Zimmer den ersten Atemzug tat, in dem Napoleons berühmter Marschall Masséna geboren war. Der junge Garibaldi ging zur See. Fern von der Heimat, in Taganrog, wurde er durch einen Landsmann für die große Bewegung zur Befreiung und Einigung Italiens gewonnen und bald darauf in Marseille durch Mazzini selber auf seine Sache vereidigt. Ungebrochen in seiner Zuversicht erlebte Garibaldi die vielen vergeblichen Versuche und Fehlschläge der Befreiungsbewegung, in den Jahren des Wartens verstrickte das Gesetz seines Wesens den zum Tode Verurteilten in Abenteuer gefährlichster Art als Agenten Mazzinis in Südamerika, die alle vom Schicksal nur dazu bestimmt schienen, diesen Mann aus Stahl noch härter zu schmieden. Er ging durch Schiffbruch, Kaperkrieg, Folter, findet drüben seine Lebensgefährtin und kehrt 1848 in die Heimat zurück. Er erlebte dann in vorderster Linie die Kämpfe um sein Italien, dessen Streiter er durch die bestrickende Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine lodernde Energie hinriß, ohne daß ihm später Enttäuschungen erspart blieben. Er siegt, wird in die allgemeine Niederlage verstrickt, erneut verbannt, zurückgerufen und steht immer da, wo der Kampf am härtesten tobt. Den Ehrennamen „Das Schwert Italiens" trug er mit vollem Rechte, und mit dem gleichen Rechte findet man noch heute überall in italienischen Häusern und Hütten das Bildnis seines gewaltigen Kopfes. Sein Leben ist stark und breit wie ein Roman, ihn hat jetzt mit schöner Wärme für den handelnden Helden Friedrich Freksa in seinem Buche „Garibaldi, das Schwert Italiens" (Berlin, Kyffhäuser-Verlag. RM 3,80) dargestellt. Für die Freiheit Italiens und seines Volkes war

er angetreten, und der Begriff der Freiheit blieb für alle Zeiten Leitstern seines Handelns. In einer entscheidenden Stunde für Garibaldi hatte ihm Emile Barrault, der Führer der verbannten französischen Saint-Simonisten, in Konstantinopel gesagt: „Die Völker sollen frei sein. Greifen Sie im Namen Ihres Volkes ein anderes Volk an und errichten Sie über dieses eine Tyrannis, dann sind Sie ein Kämpfer für eine schlechte Sache. Wenn Sie vollkommen sein wollen im Sinne des Grafen Saint-Simon, dann muß Ihr Herz schlagen für alle Völker, die unterjocht sind oder von Tyrannen mißhandelt werden ... Sie sind ein Held der menschlichen Freiheit, wenn Sie Ihr Leben in die Schanze schlagen für irgendein ungerecht unterjochtes Volk." In einer letzten Gewissenserforschung schrieb Garibaldi, das Schwert des damaligen Italien, an seinem 65. Geburtstage eine Vorrede zu seinen Lebenserinnerungen, die den ganzen Menschen charakterisiert: „Mein Leben ist ein stürmisches, aus Gutem und Bösem zusammengesetzt, wie bei der Mehrzahl der Menschen. Ich lebe im Bewußtsein, für mich und für meinesgleichen stets das Gute erstrebt zu haben. Und habe ich zuweilen Böses getan, so tat ich es sicher nicht freiwillig. – Ich bin ein Feind der Gewaltherrschaft und der Lüge in der festen Überzeugung, daß in ihnen die Hauptursache des Übels und der Verderbnis des menschlichen Geschlechtes liegt ..." Nach diesem erhabenen Grundsatz hat Garibaldi sein heroisches Leben vollendet.

Die kleine Form. Deutschland hat zu allen Zeiten Autoren gehabt, freilich waren sie zu keiner Zeit zahlreich, welche im kleinen, knappen Prosastück von prägnanter Wortwahl auf engstem Raume in einer stillen Ecke der Zeitung oder auch in kleinen Sammelbänden dem Leser dank ihres sehr persönlichen Erlebens und Meinens direkt zu Herzen sprachen. Die Gabe, mit wenig Worten viel anzudeuten, mittels des Hinweises auf irgendeinen Punkt in der Welt zugleich die Perspektive ins Weltall selbst den weniger zur Beobachtung des Daseins und zu seinem Überdenken Befähigten doch zu zeigen, ist nicht erst durch das Feuilleton der Tageszeitungen, wie man gemeinhin annimmt, geboren worden. Das sogenannte feuilletonistische Sehen, Beschreiben und Mitfühlenlassen ist älter als der rez de chaussée des Abbé Geoffroy aus dem „Journal des Débats" vom Jahre 1800. Alle Sittenprediger des späten Mittelalters, jeder Verfasser eines Narrenbüchleins von Jörg Wickram bis zu Abraham a Santa Clara arbeiteten in ihren Ständesatiren, die wiederum auf die Schwank- und Facetienbücher zurückgehen mit den gleichen Mitteln und Tendenzen des modernen Feuilletonisten: an der Einzelerscheinung die Kausaltotalität verblüffend zu demonstrieren. Zu den außerhalb seiner festen Lesergemeinde zu Unrecht vergessenen Meistern der kleinen Form, in der sich Philosophie und Humor kavaliermäßig und auf elegante Art die Hand reichen, gehört der Deutsche Victor Auburtin. Vor zwölf Jahren starb er und ließ sechs schmale Feuilletonbändchen zurück, die seit nahezu zehn Jahren vergriffen sind. Der seit Jahren um die Wahrung des Nachlasses Victor Auburtins bemühte zeitungswissenschaftliche Feuilletonsammler und -forscher Wilmont Haacke, welcher mit den beiden Anthologien kleiner Prosa „Die Luftschaukel" und „Das Ringelspiel" einen Querschnitt des deutschen Qualitätsfeuilletons der Gegenwart schuf, um damit Materialgrundlagen auch für den notwendigen Abwehrkampf gegen die schlechte, massenhaft produzierte und konsumierte Zeitungskurzgeschichte zu geben, hat aus Auburtins verschollenen Feuilletons unter dem Titel „Einer bläst die Hirtenflöte" (Berlin 1940, Hans von Hugo. RM 5,–) mit, wie Professor Dovifat urteilt, „vorsichtigen und kundigen Händen das Schönste zusammengestellt".

Auburtins zarte Liebe zu den kleinen Dingen, seine poetenhafte Aufmerksamkeit für das Unbeachtete wird aus der Auswahl abermals sichtbar, ja sie bezeugt geradezu Konrad Burdachs feines Wort, das Haacke seinem beigegebenen Porträt „Victor Auburtin und die kleine Form" als Plädoyer für die oft verkannte, oft beschimpfte Gattung des literarisch und journalistisch wertvollen Feuilletons vorangestellt hat: „. . . wir hatten und haben noch heute in den Reihen der deutschen Journalisten Schriftsteller ersten Ranges, Meister der deutschen Sprache." Wenn der Nachwuchs Autoren wie Ferdinand Kürnberger und Victor Auburtin wieder lesen würde, um sich an ihnen zu schulen, brauchten wir uns um Höhe und Tiefe des künftigen deutschen Feuilletons nicht zu sorgen.

Krieg, Handel und Piraterie. Die unlösbare, von Mephisto im 2. Teil des Faust festgestellte Dreieinigkeit trat in ihrer unangenehmsten Form in der Seeräuberei im Mittelmeer zutage. Die Beschäftigung mit ihr, die heute wieder eine ungewollte Aktualität bekommen hat, schlägt eines der dunkelsten Kapitel der fehlenden europäischen Solidarität auf. Nur wenige Menschen geben sich davon Rechenschaft, daß nur 110 Jahre vergangen sind, seit die Herrschaft der Seeräuberstaaten an der afrikanischen Mittelmeerküste ihr gewaltsames Ende fand durch die Eroberung Algiers. Aber damit wurden die Leiden der Europäer, die durch die Piraten in die Sklaverei geschleppt waren, noch nicht behoben. Noch 1850 sammelte man in deutschen Kirchen für Lösegelder, um diese Unseligen zu befreien. Die Zahl europäischer Männer und Frauen, wobei den Frauen das fürchterlichere Schicksal blühte, die in die Sklaverei der Seeräuber gerieten und nach Afrika und dem Orient verkauft wurden, geht in die Hunderttausende. Nur ein kleiner Bruchteil erhielt die Freiheit zurück, die überwiegende Mehrzahl ging in dem elenden Leben zugrunde. Die furchtbaren Zustände waren nur dadurch möglich, daß die großen europäischen Mächte England, Frankreich, Spanien und die italienischen Republiken aus gegenseitiger Eifersucht sich niemals zu einem einheitlichen Handeln, auch nicht im Namen des Christentums, gegen die islamischen und heidnischen Piraten entschließen konnten, sondern sie offen oder heimlich bei kriegerischen Zusammenstößen mit Europa unterstützten, um einer andern europäischen Macht zu schaden. Die europäische Erbärmlichkeit ging so weit, daß viele christliche Renegaten Dienst gegen Europa taten und in bedeutende Führerstellen in türkischen Diensten und in denen der Piraten an der Nordküste Afrikas aufrückten. Dieses schmähliche Kapitel der Weltgeschichte entbehrt nicht einer dunklen Größe, denn auf beiden Seiten kämpften Männer von hoher militärischer Befähigung, wie Kaiser Karl V., Andrea Doria, Don Juan d'Austria, englische und französische Admirale auf der einen, Chaireddin Barbarossa und Horouk, Dragut und Eudj-Ali auf der andern Seite. Aber die militärischen und seemännischen Taten wurden überschattet von der beispiellosen Grausamkeit auf beiden Seiten, wobei die Anwendung von Repressalien wie immer in der Weltgeschichte ihre verhängnisvolle Rolle spielte. Zeitweise war das Mittelmeer völlig unter der Gewalt der Seeräuber, die den christlichen Heeren, so dem von Karl V. persönlich befehligten und den europäischen Flotten empfindliche Niederlagen beibrachten. Einzig der Malteser-Orden bewährte sich in allen Kämpfen. Die innereuropäischen Beziehungen waren durch eine widerliche Heuchelei überschattet, und kein Staat, auch nicht der Kirchenstaat, spielte eine eindeutige Rolle, aber an großen Vokabeln, mit denen man sein Tun beschönigte, hat es auch damals nicht gefehlt. Diese Geschichte menschlicher Unzulänglichkeit und Grausamkeit, die für alle politischen

Zusammenhänge auch der Gegenwart und für den Begriff der politischen Moral überhaupt lehrreich ist, hat Otto Eck in seinem Buche „Seeräuberei im Mittelmeer" (München, R. Oldenbourg. 2 Abb., 4 Tafeln. RM 7,50) mit gründlichster Kenntnis und in eindringlicher Form dargestellt, ein nachdenkliches Buch, das man mit größtem Nutzen an Erkenntnis liest. „Krieg, Handel und Piraterie, Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Der Kinderlose hat die meisten Kinder. Dieses schöne Wort, das Marie v. Ebner-Eschenbach in wehmütiger Resignation von sich selber sagte, kann mit Fug und Recht auf den großen deutschen Erzieher Friedrich Fröbel angewandt werden, dessen zu gedenken die 100. Wiederkehr des Tages mahnt, an dem 1840 der Allgemeine Deutsche Kindergarten gegründet wurde. Fröbels Werk ist in Grundgedanken auch heute noch lebendig. Er unternahm in einer Zeit, die trotz Pestalozzi noch wenig Verständnis für die entscheidenden Gedankengänge hatte, den Versuch, das gesamte Leben zu erneuern vom Kinde her und durch eine Erneuerung dieser künftig tragenden Schicht eine Umformung des gesamten Volkes zu bewirken. Die Menschenseele soll sich im Spiel, das verständnisvoll den frühen Kindheitsjahren angepaßt wird, voll entwickeln. Das hohe Ethos, das ihn auszeichnete, erhebt ihn in den Rang der bedeutenden Gestalten unseres Volkes. Er war sich stets bewußt, daß einer mit Erfolg nur lehren und wirken kann, der keinen Augenblick die schwere Verpflichtung vergißt, als Erzieher stets ein unantastbares Beispiel vorzuleben. Aus seinen Schriften und seinem Briefwechsel lassen sich leicht zuverlässige Wegbegleiter für Tag und Zeit ausziehen. Die deutsche Erzieherschaft erfüllt eine dringliche Pflicht, wenn sie sich an dem Menschen, Denker und Erzieher Fröbel ausrichtet, weil er nicht die passive Hinnahme des Gehalts der Welt, sondern die tätige Erwerbung unter voller sittlicher Verantwortung lehrt. Die Rechte der Eltern werden von ihm voll gewahrt. Aus seinen Briefen und Schriften stellte Gabriele Palm ein Lebensbild zusammen „Friedrich Fröbel" (Leipzig, B. G. Teubner. RM 5,–), in dem Fröbel in Selbstzeugnissen zu uns spricht. Eine bedeutsame Ergänzung hierzu bildet das Buch „Friedrich Fröbels Briefwechsel mit Kindern" (Berlin, Alfred Metzner. RM 5,80), den Erika Hoffmann zusammenstellte. Die Kindlein kamen zu ihm voll Vertrauen, weil dieser Mann, dem das Glück eigner Nachkommenschaft versagt war, sie mit der Liebe und dem Verständnis eines echten Vaters – vielleicht der schwersten Berufung – umfing.

Kennen Sie Tante Constanze? Kennen Sie den Kater Jakob? Kennen Sie den unausstehlichen Paul Röbel, den Schimmel ohne Kopf, die aus Menschenliebe gerettete Fliege? Wenn nicht, so wissen Sie noch nicht genug von einem der begabtesten deutschen Essayisten, der nebenbei ein Dichter und Dramatiker ist, und berauben sich selber der schönen Möglichkeit, in den schweren Tagen unserer Zeit Ihrem Herzen „Ergoetzliches" zu bereiten. Eine ganze Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten hat Wolfgang Goetz unter diesem netten Titel jetzt erscheinen lassen (Berlin, Frundsberg-Verlag. RM 4,80) und erledigt im praktischen Beispiel wiederum einmal das Vorurteil gegen solche Sammelbände. Es ist die hübsche Ernte einer Reihe von Schaffensjahren, die sich hier darbietet, und ihr Verfasser, einer der ganz wenigen Deutschen, die noch Briefe schreiben können und diesen Austausch als eine Kunst handhaben, zeigt sich in ihr von allen Seiten seiner reichen Begabung. Neben schlechthin Lustigem und angenehmer Kurzweil

stehen sehr nachdenkliche Dinge, denn Goetz weiß sehr wohl um die unheimliche Doppelbödigkeit unseres Daseins. Es sind Phantasie- und Nachtstücke darunter, nicht nach Callots Manier, sondern original Goetzisch. Manchmal denkt man, E. Th. A. Hoffmann hätte den Genuß von Burgunder und Champagner vorm Schreiben mit einigen Schnäpsen durchgenäht, aber durch alles hindurch klingt die Melodie eines spröden Hingegebenseins an die großen Dinge.

GOTTFRIED KÖLWEL

Das andere Ufer

Erzählung

Blau lag der See unter dem fast wolkenlosen Himmel, die Luft rührte sich kaum, keine Welle wagte die weite Stille der Wasser zu stören. Wie im Glanz erstarrt, stand das besonnte Schilf am Ufer. Die Kronen der Bäume ruhten regungslos im brauenden Raum. Manchmal, wenn eine Libelle aufflog, sich höher schwang, sich senkte und wieder nach oben flog, schien es, als zitterte die Luft hinter ihrem lautlosen Flug. So empfindsam war alles, als horchte die Natur auf sich selbst. Ob sich nicht da oder dort, aus der Tiefe oder Höhe, eine Stimme oder auch nur ein Ton ablöste in diese fast fühlbar dichte, schwüle sommerliche Luft. Die Hügel lagen da mit lauerndem Rücken, selbst die dahinter angehäuften Berge hielten ihr riesiges Ohr gespannt.

Auch Konrad horchte in diese Stille hinein. Er saß im Gras, auf einer kleinen Anhöhe, die Füße etwas aufgezogen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht manchmal in den Händen. Als ob er sich gewaltsam halten müßte, als ob er müde wäre in all der drückenden Hitze. Er schien alles schweigsam zu betrachten und sah kaum etwas deutlich vor sich: nicht die blendenden Wasser, nicht den blauen Himmel, nicht die Hügel und fernen Berge. Auch wenn einmal ein Schmetterling dicht an ihm vorüberflog oder eine Biene ihn umkreiste, achtete er nicht darauf. Er sah kaum seinen eigenen Schatten, obgleich er dicht vor ihm durch das Gras wuchs. Nur die Sonne, die hinter ihm stand, fühlte er lastend auf seinem Rücken.

Wie war das, wenn er damals, in der ersten Zeit seiner Ehe hierherkam! Wie eine neue Welt erschien ihm stets alles, er freute sich an allen großen und kleinen Dingen; der weite Himmel über ihm, das niedrigste Gräslein unter ihm wurden ihm zum Spiegel für seine freudige Welt.

Wie müde war er seitdem geworden. Er hatte zwar gehofft, hier an diesen Ufern wieder die alte Beglückung zu finden, aber es war nichts mehr da von dem, was er suchte. War nun die lange Zeit schuld, die er mit Anna verlebte, all die nebensächlichen Begebenheiten und Meinungen, die der Alltag mit sich brachte, all die kleinen und kleinsten Zwistigkeiten, die immer wieder von neuem aufstanden. Oft befand sich Konrad in einem Zustand der Gereiztheit, als wäre etwas krank geworden in seinen Gefühlen. Er wußte es selbst nicht recht, was eigentlich die Ursache war zu seiner oft gleichgültigen und manchmal sogar feindlichen Stimmung gegen Anna. Als ob es nicht möglich wäre, daß das Glück bei

zwei Menschen verweile, so kam es ihm vor. Oder war Anna schuld an diesem Zustand? War ihre Liebe nicht mehr so innig und ausschließlich wie einst? Hatte sie jenes traumhafte Leben zerstört, das sie miteinander verbunden hatte?

Da saß sie nun, etwas von ihm entfernt, gleichfalls im Gras, derselbe Mensch, mit dem er durch Jahre hindurch aufs innigste vertraut und verbunden gewesen war; ja, Anna saß da wie jemand, der alles Gewesene vergessen hat, fast wie eine Fremde. Heimlich sah Konrad nach ihr aus. Ihr Gesicht war gesenkt, der Mund geschlossen. Es kam ihm vor, als wären ihre Wangen schmäler, die Nase dünner geworden; die Stirn schien manchmal zu zucken. Anna griff nach einem vor ihr stehenden Blumenhalm, riß ihn ab und drehte ihn zwischen den Fingern. Dann begann sie, die Blüte am oberen Ende zu zerpflücken; ein Blättchen nach dem andern riß sie ab und zerknüllte es. Dabei sprach sie kein Wort mit Konrad.

Eine Stimmung machte sich breit, als ob sich etwas lösen wollte, als ob sich in dieser Schwüle etwas zu einer geradezu unheimlichen Reife verdichtete. Konrad sah bald in die brauende Weite, bald in die klare Nähe und blickte immer wieder auf Anna. Da erschrak er plötzlich. Irgendwo in der Nähe hatte er einen jähen Fall gehört. Irgend etwas mußte auf den Boden geklatscht sein. Konrad schaute ringsumher und sah, unweit von sich, einen Apfel liegen, der sich vom Baum gelöst hatte. Er reckte sich, machte einige Schritte und griff nach der abgefallenen Frucht. Halb gelblich, halb grün lag sie in seiner Hand. Auf der gelben Seite sah Konrad ein Wurmloch. Es war schwarz, ein morscher Ring lief um die dunkle Öffnung. Konrad roch daran. Ein säuerlicher, fast bitterer Geschmack schien von der Frucht auszuströmen. Mehrmals drehte Konrad den Apfel in seiner Hand. Immer wieder kam das Wurmloch in Sicht. Plötzlich hob Konrad den Arm und warf den Apfel fort, weit fort. Eine Weile sah er ihn noch im Gras rollen, dann war der Apfel verschwunden.

Zur selben Stunde kam ein anderer Sommergast des Weges. Er hatte gesehen, wie Konrad den Apfel von sich geworfen und sich wieder, im deutlichen Abstand, in die Nähe Annas gesetzt hatte. „Damit also vertreiben Sie sich die Zeit", sagte Andreas Berger zu Konrad. Er wollte schon sagen, wie man in der Nähe einer so schönen Frau keine süßere Kurzweil zu pflegen wisse, aber er hielt die Worte zurück, da er erkannte, daß Anna schon durch seine bloße Ankunft verlegen war und leicht errötete. Andreas Berger war erst vor einer Woche hierhergekommen, aber da er im selben Gasthaus wohnte wie Konrad und Anna und sie meist zusammen an einem Tisch aßen, war es für Andreas kein Geheimnis geblieben, daß zwischen den beiden jungen Eheleuten nicht mehr alles stimmte. Aus Gesten, aus kleinen Worten, aus Blicken und Begegnungen hatte er das rasch erkannt. Freilich ließ er sich davon nicht mehr merken, als daß er besonders höflich und zuvorkommend gegen Anna war. Er fühlte sehr bald, wie wohl ihr das tat; lieben doch die meisten Frauen nichts mehr als innig verehrt zu sein, ist doch ihre Zartheit so empfindsam wie der Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge. Andreas gutes, fast immer heiteres Aussehen mochte wohl auch dazu beitragen, daß Anna sich bisweilen mehr mit ihm unterhielt als mit ihrem Mann und es nicht ungern sah, wenn Andreas sie auf ihren Spaziergängen und Ausflügen begleitete. So war er auch heute wieder herausgekommen an das Ufer des Sees; hatte man doch schon beim Frühstück von einer Kahnfahrt gesprochen, hatte ihn Anna doch mit einem Blick geradezu aufgefordert, bestimmt nachzukommen. So war bereits jene heimliche Brücke zwischen ihnen geschlagen, auf der zwei Menschen die ersten Schritte zu neuen Ufern wagen.

„Was für ein herrlicher Tag das heute ist", sagte Andreas Berger. „Ich dachte schon, Sie beide weit draußen auf dem See suchen zu müssen."

Merkwürdig kam es ihm vor, daß er nicht gleich Antwort erhielt. Konrad tat überhaupt, als hätte er die Rede überhört, und schaute noch immer versonnen vor sich hin.

Da sagte Anna: „Konrad hat heute keine Lust zum Kahnfahren."

Nach diesen Worten entstand eine Pause, in der zuerst Andreas auf Konrad und dann Konrad auf Andreas blickte.

„Nein", warf Konrad ein, „ich habe wirklich keine Lust in dieser Schwüle."

Fast etwas Mürrisches lag in seiner Stimme.

Oben leuchtete der wolkenlose Himmel, der See glänzte, ein Vogel schwang sich schaukelnd über den Ufern. Es war wirklich zu schön heute, als daß man eine auch nur leicht beschattete Stimmung aufkommen lassen konnte. Deshalb sagte Andreas, als wäre gar nichts geschehen:

„Darf ich Ihrer Frau die Freude machen, sie hinauszurudern?"

Konrad schwieg, dann erwiderte er: „Meinetwegen." Er sagte es mit einer völlig gleichgültigen Stimme.

Wieder tat Andreas, als hätte er diesen Ton nicht gehört und geleitete Anna, die weder auf Konrad noch auf Andreas blickte, sondern nur schweigend vor sich hinsah, über die Anhöhe hinab.

Im leichten Abstand gingen die beiden nebeneinander. Konrad schaute ihnen nach. Wie merkwürdig stockend Anna dahinging. Als fühlte sie den Blick ihres Mannes auf ihrem Rücken. Aber sie ging, ohne umzusehen, an Andreas Seite dem Ufer zu. Auch während Andreas den Kahn von der Kette löste, wandte sie keinen Blick gegen die Anhöhe zurück. Sie wartete nur auf den Augenblick, da sie einsteigen konnte.

Konrad bemerkte, wie sie die Kleider raffte, den Fuß hob und in den Kahn trat, während Andreas den Bootsrand festzuhalten suchte. Wie oft hatte dieser Schritt Konrads Augen früher bezaubert, jetzt rührte er ihn kaum; auch ihre zarte, schöne Gestalt konnte ihn nicht mehr bewegen. Es war ihm zumute, als müßte sich nun auch in ihm etwas lösen wie eben vorher der Apfel vom Baum.

Er sah, wie der Kahn vom Ufer abstieß, wie sich das trennende Wasser zwischen das feste Land und das Schifflein drängte. Immer weiter trieb das Boot vom Ufer ab. Hinter ihm zitterten die Wasser, eine silberne Furche, fieberig erregt, blieb zurück. Der Kahn selber aber wurde immer kleiner, je weiter er hinausfuhr, und die beiden Gestalten darin waren bald kaum mehr zu unterscheiden.

Konrad erhob sich. Allein stand er auf der Anhöhe. „Es muß wohl sein", sprach er zu sich selber. „Wir müssen uns trennen!" Er wußte dies so sicher jetzt, daß er sich entschloß, sobald wie möglich von hier wegzufahren und Anna allein zurückzulassen. Er schritt die Anhöhe hinauf, dem Gasthaus zu, um in seinem Zimmer schon jetzt die Koffer zu packen.

Indessen schien draußen auf dem weiten See das Wasser um die Bootswand immer silberner, leuchtender aufzubrechen. Anna mußte oft die Augen von diesem Glanz wenden, um nicht geblendet zu werden. Das hügelige Ufer mit seinen Bäumen und Häusern war bereits ganz in die Ferne gerückt. Nur die helle Wasserfläche beherrschte das Auge.

„Wir haben Glück mit unserer Fahrt", sagte Andreas, während er die Ruder aus der Hand gleiten und neben dem Bootsrand durch die Wasser schleifen ließ. Kaum bewegt, trieb der Kahn auf dem See dahin.

„Wirklich schön ist es heute", erwiderte Anna. Sie blickte über die Wasser hin, dann auf den Grund hinab, wo sich das Blau des Himmels spiegelte. „Der See soll sehr tief sein", fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile vor sich hingesehen hatte. „Man sagt drüben im Dorf, daß man an manchen Stellen seinen Grund noch nie erreicht hat."

„Ich habe auch schon davon gehört", sprach Andreas. „Vielleicht gleitet unser Kahn eben jetzt über eine solche Stelle hinweg."

Anna hielt die Augen unverwandt gegen das Wasser gerichtet.

„Sie fürchten sich wohl gar?" lachte Andreas.

Das Lächeln Annas hatte plötzlich etwas Verlegenes:

„Wie sollte ich mich denn fürchten?"

Andreas griff nach beiden Rudern, zog sie weit aus und tauchte sie tief in die Flut. Fest und jäh schoß der Kahn dahin.

„Ob Sie sich wohl immer meinen Rudern anvertrauen würden?" fragte er.

Die Blicke der beiden ruhten eine Weile ineinander. Man hörte das Wasser am Bootsrand rauschen.

Während Andreas und Anna sich so ansahen, ließ er die Ruder abermals aus der Hand gleiten. Bald schien das Boot über den Wassern wieder stillzustehen. Kaum, daß sich die Wellen noch unter dem Bug hervorwagten; als ob jetzt nicht einmal sie die Stille stören dürften, die sich um Anna und Andreas bildete. Es war jene Stille, die sich spannt wie eine Membrane, um die kleinste Schwingung des Herzens vernehmbar zu machen. In dieser Stille hört jedes den eigenen Blutschlag und ist dabei innerlich so erregt, als hörte es den des andern. So aber wird diese Stille oft so laut, daß sie das Ohr der Liebenden für jeden anderen Ton taub macht. Es ist, als stände in solchen Stunden die Welt selber still, als gäbe es nichts, was vorher war und nachher sein wird.

Also merkten Andreas und Anna auch nicht, daß sich hinter ihnen, im Westen, große, dichte Wolken aus dem Horizont heraufschoben. Über ihnen selbst stand ja die Sonne und verdichtete die Glut des Tages nur immer mehr. Aber auch, als die beiden nach einiger Zeit das inzwischen höher gedunsene Gewölk bemerkten, dachten sie sich nichts dabei. Es war weit weg, was sollte ihnen dieses Gewölk bedeuten? Ringsum war das Wasser noch immer gleich blau, und die Wellen blitzten.

„Es wird sicher kein Gewitter geben", sagte Andreas, als Anna, scheinbar zufällig, wieder einmal nach dem Gewölk ausgesehen hatte.

„Gut sieht es allerdings nicht aus", meinte sie. Trotzdem klang ihre Stimme sehr unbekümmert.

„Was wäre auch schon daran gelegen", sprach Andreas, „wenn wirklich ein Gewitter käme. Ich würde Sie durch jeden Sturm rudern und sicher ans Ufer bringen."

Annas Blicke hingen wieder in den seinen. Er griff nach ihrer Hand. Sie ließ es geschehen, daß er sie immer mehr an sich zog. Plötzlich neigte er sich über ihre Hand und küßte sie lange.

Das Wasser rings um das Boot wurde leicht unruhig. Es waren ganz kleine Wellen, die sich auf der bisher so glatten Seefläche zeigten; als fröre es den See trotz der Schwüle, die über ihm lag; dabei wurde das Wasser dunkler, der Glanz schien zu erlöschen. Man spürte auch bereits einen leichten Wind.

Während das Schifflein jedoch unverändert ruhig dahintrieb, wurden die hinter den Hügeln liegenden Berge auffallend sichtbar. Die Konturen der einzelnen Rücken und Gipfel traten scharf hervor. Dunkelblaue, bisweilen tief violette

Schatten ruhten auf ihnen. Das Wasser bekam, als die Sonne hinter einzelnen Wolken verschwand, eine tintenartige Farbe. Auch wurde der Wind jetzt spürbarer, die Wellen schlugen höher. Auf ihren Kämmen kräuselte ein weißer Schaum.

Die Gewitternähe war nicht mehr wegzuleugnen. Doch was lag daran! Andreas lachte. Seine gewohnte Heiterkeit schien unter nichts zu leiden. Er kannte ja den See nicht, er wußte nichts von seinen Tücken und jähen Umschlägen. So wie er dann und wann von seinen Untiefen gehört hatte, hatte er wohl gelegentlich auch von seinen Stürmen gehört. Tiefer berührt hatten ihn all diese Reden nie. Er selbst hatte es ja noch nie erlebt, wie die leuchtende, glänzende Fläche sich zum schwarzen Unheil verwandeln konnte, wie die Wasser aus der Tiefe heraufdrängten und gierig nach allem auslangten, was sich noch auf der Oberfläche bewegte. Nein, dies alles dünkte ihm nicht so gefährlich, wie es manche schilderten. Wozu hatte man denn einen festen Kahn, wozu hatte man die Ruder? Warum sollte man nicht auch über den Sturm hinweg ans Ufer kommen? Heute hatte er schon gar keine Angst, in Annas Nähe. Was ging ihn da schon der windbewegte See an! Es machte ihm fast Lust, fest mit den Rudern einzugreifen und Anna zeigen zu können, wie kräftig und unerschrocken er sei.

„Auch wenn der stärkste Sturm käme", sagte er zu Anna, die durch seine Unbekümmertheit von gleichen Gefühlen bewegt wurde, „es kann uns nichts machen. Wir haben die Mitte des Sees längst hinter uns. Das andere Ufer ist nicht fern."

Ihm schien es geradezu erwünscht zu sein, wenn er mit Anna nicht so rasch in das Dorf zurückkehren und am andern Ufer mit ihr bleiben müßte.

Aber er hatte die Worte kaum gesprochen, da fuhr ein jäher Windstoß über den See. Er war so unerwartet heftig, daß Andreas und Anna, die eben noch voll Zuversicht und ungetrübter Heiterkeit gewesen waren, mit einem Male verstummten. Wie wenn jemand plötzlich zugeschlagen hätte, so erschrocken waren sie. Dieser jähe und unvorhergesehene Schrecken aber wurde um so nachhaltiger, als dem ersten Sturmstoß nur immer neue Stöße folgten und es aus allen Richtungen zu heulen und zu toben anfing. Die Wellen sprangen wie leibhaftige Unholde, mit drohenden Rücken und schwankenden Bäuchen, über den Kahn und füllten ihn mehr und mehr mit Wasser.

Wo waren jetzt die Worte, die man kurz vorher noch so gelassen ausgesprochen hatte? Vom Mund hatte der Sturm sie weggerissen und ließ sie nicht mehr zum Tönen kommen. Keines konnte sich mit dem andern verständigen. Es trieb den Kahn aus seiner Richtung zum andern Ufer immer mehr ab. Wenn Andreas auch noch so gewaltsam ruderte, das Schifflein ließ sich in keine feste Bahn mehr zwingen. Es schwankte um sich selbst, es stieg bald vorne, bald hinten empor, um auf der gegenüberliegenden Seite scheinbar auf den Grund des Wassers hinabzustoßen.

Da es zudem heftig zu blitzen und zu donnern anfing und der Regen in Strömen aus den Wolken fiel, schien die Welt ringsum zugemacht zu sein. Weder Andreas noch Anna konnten das scheinbar so nahe gewesene andere Ufer erspähen. Es kam ihnen vor, als hätte der Sturm sie zurückgetrieben in die gefährliche Seemitte. Freilich gab Andreas den Kampf mit den aufgewühlten Wassern nicht auf. Wenn er auch kein Ziel mehr sah, er ruderte doch unaufhörlich. Die Hände schmerzten ihn. Schließlich spürte er einen ruckhaften Schlag. Gleich merkte er gar nicht, was geschehen war. Doch als er erkannte, daß ihm der Sturm die Ruder aus der Hand geschlagen, sie aus den Eisenangeln gehoben und fortgerissen hatte, brach alle Hoffnung zusammen. Denn jetzt war man dem Unwetter hilflos preisgegeben.

Jeden Augenblick konnte der Sturm das Boot umwerfen und sie beide auf dem Grund des Sees begraben. –

Konrad hatte inzwischen seine Koffer gepackt. Dabei hatte er, von der Straße herauf, Stimmen gehört, die über das aufziehende Wetter sprachen: Es werde sich doch niemand länger mehr auf dem See aufhalten! Als er selbst in der Richtung nach Westen sah und die Gewitterwand bemerkte, dazu die dunkelblauen und violetten Farben der Berge, stützte er die Hände auf das Fensterbrett und blickte weit in den See hinaus. Irgendwo in der Ferne glaubte er den winzigen Kahn zu sehen. Augenblicklich machte er sich keine weiteren Sorgen. Wer sich in den Wind begibt, soll nur vom Wind geschaukelt werden! dachte er. Fast mit einer heimlichen Genugtuung sah er das Unwetter aufziehen.

Als sich jedoch kurz darauf der Sturm zu entladen begann, begab er sich mit mehreren Leuten, die das aufziehende Wetter gleichfalls beobachtet hatten, an das Ufer des Sees. Hier kämpften sich eben die letzten Boote, die noch draußen waren, durch die Wellen. Bald lagen alle Kähne fest an den Pfählen verkettet. Nur ein Kahn fehlte immer noch. Es war derselbe, in dem Anna mit Andreas Berger hinausgefahren war.

Etliche Fischer hatten schon erwogen, hinauszurudern, um nach den Fehlenden zu fahnden. Da das Unwetter sich aber blitzschnell zu einer kaum gekannten Stärke gesteigert hatte, unterließen auch sie die Fahrt. Es sei unmöglich, durchzukommen, sagten sie.

Während sich nun unter den am Ufer Stehenden ein tiefes Schweigen breitmachte, das nichts deutlicher ausdrücken wollte, als daß man die noch auf dem See Befindlichen für verloren halten müsse, spürte Konrad ein jähes Frösteln. Doch war es nicht der Wind allein, der ihm kalt durch die Haare lief.

Anna! Wie dieses Wort plötzlich in ihm aufklang! Es war eine so merkwürdige Stimme, eine Stimme, die alles übertönte und das Sonderbarste geschehen ließ. Anna, die Konrad vergessen wollte, trat nämlich mit aller Macht wieder in seine Erinnerung, in sein Bewußtsein zurück. Mit einem Male war wieder alles Gewesene deutlich: die Tage der ersten Begegnungen, das Sichfinden und Sichbesitzen, das Nur-sich-Gehören mit allen Freuden einer wahren und innigen Liebe. Wie verloren und scheinbar für immer vergangen, hatten diese Erlebnisse auf dem Grund seines Herzens geruht. Der jähe Sturm hatte sie wieder emporgetrieben. Nun sie aber da waren auf der bewegten Oberfläche, fühlte Konrad etwas, was er heute, nachdem er den Apfel vom Baum hatte fallen hören, nicht für möglich gehalten hätte. Er fühlte nämlich, wie sehr doch alles, was jahrelang mit ihm verbunden war, noch immer mit ihm verbunden blieb. Man hatte nicht umsonst zusammengelebt. Das Leben war zu einer Bindung geworden, die nicht so leicht zu lösen war, wie Konrad gedacht hatte. Jetzt, da sich das andere in Gefahr befand, erwies sich diese Bindung als so unabweisbar, daß Konrad keinen anderen Gedanken kannte, als in den Sturm hinauszufahren und Anna zu retten.

Die Fischer redeten ihm zwar ab, dies zu tun; das Schicksal sei jetzt mächtiger als der Mensch, und es habe keinen Sinn, gegen übermächtige Wellen anzukämpfen. Doch Konrad ließ sich nichts sagen. Auch als ihn einige am Arm faßten, ließ er sich nicht halten, band einen Kahn los, sprang hinein und ruderte in den sturmbewegten See hinaus.

„Der kommt nicht wieder", sagten einige unter den Leuten am Ufer. Die Fischer nickten stumm. Wie konnte man auch nur eine solche Fahrt wagen! –

Draußen hatte sich inzwischen folgendes ereignet: Anna hatte, im Angesicht

des Todes, plötzlich zu weinen angefangen. Alle Lockungen und Verführungen hatte sie ebenso rasch vergessen wie den hellen Himmel, der noch vor kurzem über ihr stand und mit seinem Blau die Tiefe des Sees erfüllte. Als wäre überhaupt nie etwas Trennendes zwischen ihr und ihrem Mann gewesen, sprach sie laut und immer wieder vor sich hin: „Wäre ich doch nicht weggefahren! Wäre ich doch bei Konrad geblieben!" Wie diese Verwandlung auf Andreas wirkte! Der sonst so Heitere und Unbekümmerte, dem alles so leicht erreichbar schien, auch er wünschte in dieser Stunde nichts sehnlicher, als diese Fahrt nie angetreten zu haben.

Beide sahen, wie das Wasser im Kahn immer höher und höher stieg. Wenn Andreas auch mit Hilfe seines Hutes die eindringenden Fluten wieder auszuschöpfen suchte, jetzt, wo der Sturm die Wasser zügellos um sich warf, hatte dies alles keinen Sinn mehr. Die Bootswände ragten nur mehr wenig empor. Krampfhaft hielten sich die Schiffbrüchigen am Rand des Kahnes fest, um nicht schon jetzt von der Flut weggespült zu werden. Wie der See immer wieder auf sie zukam! Wie ein Ungeheuer, wie ein Riese, der vom Grund aufgetaucht war und nun fauchend, prustend, brüllend, in blinder Zerstörungslust um sich schlug. Wer konnte seinem weißen Gebiß noch lange widerstehen, wer konnte sich noch lange festhalten und sich schützen vor seiner kalten, geballten Faust?

In diesen Augenblicken bemerkten Anna und Andreas etwas, das sie zunächst wie eine Erscheinung anmutete. Über die hohen Wogen kam es daher, bald nach oben geworfen, dann wieder für einige Augenblicke verschwunden. Bald schien es durch das zischende Grau des Sturmes näher zu kommen, bald sich wieder zu entfernen. Obgleich man bereits deutlich erkannte, daß es ein Kahn war und ein Mensch an den Rudern saß, der sich mit aller Gewalt heranarbeitete, wirkte das Nahen dieses Schiffleins doch noch wie ein Gesicht in einem schweren Traum: als könnte das Boot nicht herankommen, während der eigene Kahn schon auf die Tiefe hinabzusinken drohte; als stände zwischen den beiden Booten der Tod selbst und wühlte alles hemmend auf zwischen ihnen.

Um so erleichterter fühlten sich Anna und Andreas, als der Kahn sich trotzdem näherte und bald so nahe war, daß man den Insassen erkennen konnte. Als sie merkten, daß es Konrad war, schauten sie sich einen Augenblick stumm an. Sie konnten es nicht begreifen, daß gerade er ausgefahren war, um sie zu retten. Was für seltsame, unerwartete Dinge geschahen doch heute!

Nachdem Konrad die beiden bis zum Tode Gefährdeten aus dem versinkenden Kahn gerettet hatte, fuhren sie zu dritt weiter. Kein Wort fiel zwischen ihnen, als hätten sie alle drei in dieser Stunde die Stimme verloren. Was man hörte, war nur der Sturm. Noch pfiff, sauste, brauste, heulte und brüllte er, noch immer tönte dasselbe wilde Durcheinander von unheimlichen Stimmen. Dazwischen freilich hörte man jetzt auch immer wieder einen neuen, anderen Ton: Konrad ruderte, und Andreas, der die noch vorhandenen beiden weiteren Ruder ergriffen hatte, ruderte gleichfalls. Die beiden Männer achteten nur darauf, ihre Ruder möglichst gleichzeitig in die stürmenden Wogen zu tauchen, um mit vereinten Kräften ans Ufer zu gelangen. Anna hingegen saß da, regungslos, und hielt sich mit beiden Händen am Sitz des Kahnes fest. Ihr Gesicht war tief geneigt, als wagte sie es auch jetzt nicht, einen der beiden Männer anzublicken.

Die Leute am Ufer waren nicht wenig erstaunt, als schließlich der Kahn mit den drei Insassen ankam. Wie etwas Wunderhaftes kam ihnen diese Rettung vor; in Wirklichkeit war etwas rein Menschliches geschehen. –

Am Morgen des nächsten Tages, nachdem sich der Sturm über dem See längst

gelegt hatte und der Himmel wieder blau geworden war, sah man, wie der Hausdiener des Gasthofes etliche Koffer zum Bahnhof fuhr. Es waren die Koffer Andreas Bergers, der mit einem der ersten Züge den Ort verließ. Konrad hingegen packte seine Sachen wieder aus und begab sich mit Anna hinunter an das Ufer des Sees. Während sie über die weite Fläche hinschauten, leuchteten die Wasser wie gestern vor dem Gewitter. Kaum eine Welle rührte sich mehr. Hinter dem Flug einer Libelle zitterte wieder eine fast lautlose Stille. Konrad schaute, schaute nur. Heute hatte er nicht mehr das Gefühl, als ob sich etwas lösen müßte, und so achtete er es kaum, als irgendwo in der Nähe eine Frucht vom Baum fiel.

*

Eine Sammlung besonderer Erzählungen von Gottfried Kölwel ist jetzt erschienen in 2 Bänden unter dem Gesamttitel, der uns glücklich gewählt scheint, „Der Bayernspiegel" (Wien, Gallus Verlag). In dem 1. Bande „Die heitere Welt von Spiegelberg" sind nach dem behaglichen Motto: „O Mensch, sei nicht verdrossen, und laß die Zähren stehn, ist auch mal fehlgeschossen, die Welt bleibt dennoch schön", die Erzählungen zusammengefaßt, die die heitere Seite der bayrischen Kleinstadtwelt behandeln, während der 2. Band „Das Tal von Lauterach" die ernsteren und besinnlichen bringt. Kölwel hat ein volles Recht darauf, als Sohn des bayrischen Volksstammes und selbst aufgewachsen in einer kleinen bayrischen Stadt, auf den an ihn ergangenen Ruf und Auftrag ein bayrisches Gegenstück zu dem Schweizerspiegel des großen Gottfried „Die Leute von Seldwyla" hinzustellen. Die Unterschiede und der Abstand liegen begründet im Temperament beider Dichter und den Verschiedenheiten beider Volkstümer. Man läßt sich gerne von Kölwels sicherer und ruhiger Hand durch diese bayrische Welt führen, in der wie überall im menschlichen Getriebe Irrtum und Schwäche, Fehler und Unrecht, Untreue und Bosheit unlöslich verbunden sind mit Treue, Wesenhaftigkeit, Kernigkeit und dem unverwüstlichen Humor, der grade diesen deutschen Stamm auszeichnet. Es ist eine bunte Welt wie das Leben selbst, und wiederum zeigt Kölwels Fähigkeit sich in hellem Lichte, im Alltag das Ewige zu sehen, im Wechsel das Dauernde und wahres Glück und Tragik im Kleinen aufzuspüren. Das alles wird in verantwortungsbewußtem Deutsch gemächlich erzählt, ohne daß darüber Spannungsmomente und tragische Akzente zu kurz kämen. Nach den elf im 1. Bande vereinigten Erzählungen zeigen dann die sechs des 2. Bandes den Kreislauf des Lebens: von der Höhe den Abstieg in Verwirrung, Leid und Schuld und wiederum den Aufstieg zur Höhe in ewig neuer Verjüngung, wie das Gesetz des Lebens den Menschen den Wechsel von Enttäuschung und Erfüllung bestimmt. Das Leben kennt keinen Anfang und kein Ende, es fließt weiter, aber es gilt, seine Gesetze und in dem scheinbaren Chaos die Hand des Lenkers aller Dinge zu erkennen. Unaufdringlich vernehmen wir die Mahnung, die Zeit recht zu nutzen, in der wir Gast auf dieser bunten Bühne sind. Immer stärker zeigt sich Kölwel als der geborene Erzähler von vielen Graden, der aus seiner eigenen Echtheit heraus jegliche Mätzchen und Pirouetten verschmähen darf, und durch alles leuchtet die seelische Sauberkeit und der Herzensanstand dieses Menschen, den die Liebe zu den Menschen und den Dingen zu reden heißt. R. P.

PAUL FECHTER

Neue Komödien

Im September standen die Alten in der Front; im Oktober überwogen die lebenden Dichter. Es gab sogar Uraufführungen und neue Gestalten: der Beitrag der Vergangenheit trat daneben in den Hintergrund.

Das Staatstheater brachte im Kleinen Haus einen neuen Dichter, Hans Hömberg, mit einer Komödie „Kirschen für Rom". Der Verfasser hat sich einen zugleich populären und unbekannten Helden ausgesucht, Lukullus, den kulinarisch begabtesten Zeitgenossen Ciceros – und hat um ihn zwei Szenen geschrieben, vor denen man mit Recht gespannt wird auf weitere Komödien von seiner Hand. Die beiden ersten Bilder seines Stücks sind reizend, mit einer Leichtigkeit und Grazie hingesetzt, wie man sie bei uns nicht eben häufig findet. Hömbergs Lukullus ist nicht nur ein Souverän der Küche, sondern auch des Lebens: er schmeckt nicht nur die Reize einer Schnepfe, sondern auch eines Worts, einer Wendung, hat Geschmack für alles und in allem. Er weiß, daß das erste, was gegen diesen guten Geschmack geht, der tierische Ernst in allen Lebenslagen ist: so nimmt er nichts schwer, sondern gibt dem Leben, was des Lebens ist, nämlich die Leichtigkeit, die es braucht, um lebenswert zu werden. Er hat sich eine wunderbare Wohnküche eingerichtet, in der einen Ecke haust sein dicker Koch mit Töpfen und Kasserollen, in der andern Ecke werden die köstlichen Erzeugnisse dieses Raumteils von Lukull und seinen Gästen, besser seinem Gast, nämlich der hübschen jungen Fotis mit gebührendem Entzücken vertilgt. Dazwischen geht der Blick über den Garten hinaus in die weite Landschaft: ein überlegener Genießer, eine Gestalt wie von einem Bernard Shaw der römischen Antike schreitet über die Szene, liebt das schöne Mädchen, lobt seinen begabten Koch und bekommt es sogar fertig, die Leitung einer militärischen Expedition nach Kleinasien zu übernehmen, ohne im Abschied von der Maid oder in seiner neuen Rüstung pathetisch zu werden. Shaws Bluntschli in Arms and the men würde ihm erfreut die Hand drücken, zumal wenn er im zweiten Akt den besiegten Fürsten im fernen Pontus mit Klugheit statt mit Gebrüll behandelt, die Grazie auch im Feldlager nicht verliert.

Bis hierher ist die Komödie wie gesagt reizend, und man freut sich der Bekanntschaft des Autors wie des beglückten Mitgehens der Hörer. Dann aber kommt Pompejus, der im ersten Akt Lukullus nur die köstliche Nachspeise seines Diners wegaß, und verkündet ihm seine Absetzung durch den Senat, dem bei dem kleinasiatischen Feldzug nicht genug Beute einkommt. Lukull soll nach Hause – und das nimmt er übel. Er wird tragisch, und das will nicht zu ihm passen. Statt wie bisher einen souveränen Witz zu machen, empfindet er sich als verkannt: er nimmt sich gefühlvoll und verläßt damit den bisherigen Boden der Komödie. Der Verfasser stellt sich ein neues Ziel: er versucht eine Ehrenrettung seines Helden, statt ihn mit einem witzig eleganten, überheblichen Porträt jenseits von Historie und Realität vor dem Geist, wenn auch nicht vor der Welt, zu entschädigen. Sein Lukullus wird zuerst böse, dann resigniert; zuletzt kehrt er silbern ergraut heim, verheiratet Fotis mit seinem jungen Hauptmann und begnügt sich mit dem Bewußtsein, wenigstens ein Unvergängliches aus seinem Feldzug heimgebracht zu haben, Kirschen für Rom. Mit schopenhauerischer Geschichtsbetrachtung, die noch einmal die Gestalt Bluntschlis beschwört, ist ihm die ewig neue Kirsche am Baum wichtiger als der versunkene Sieg im Geschichtsbuch der römischen Prima.

Diese Schlußwendung trägt trotzdem nicht darüber hinweg, daß Lukull im entscheidenden Moment sich sentimental nimmt und damit seine beste Haltung zum bloßen Vorbau herabsetzt. Dadurch entzieht er sich selber die Grundlagen: dem Lukullus der beiden ersten Bilder glaubt man das Genie des raffinierten Geschmacks, dem späteren nicht mehr. Sein Handeln wie seine Gefühle werden viel zu einfach für seine Rezepte, und es muß schon ein Mann wie Herr

Gründgens sich für ihn einsetzen, um ihn über diese Untiefen hinwegzutragen. Herr Gründgens war selten so scharmant wie in dieser Rolle: witzig, überlegen und zugleich von einer bezaubernden Menschlichkeit, ein Fürst Pückler des alten Rom, dem man den Abstieg ins Gefühlvolle wenigstens verzieh, wenn auch nicht recht glauben konnte. Wenn die Vorstellung des Hömbergschen Stückes immer wieder den Vermerk „Ausverkauft" zeigt, ist das wesentlich das Verdienst des Schauspielers Gründgens.

Ein Zufall ergab, daß man den gleichen Einwand der Wendung ins Sentimentale gegen eine zweite der neuen Komödien erheben mußte, nämlich gegen das Volksstück Walter Liecks von dem Mädchen „Annelie", das die Volksbühne unter der Regie von Herrn Deltgen herausbrachte. Die „Geschichte eines Lebens" setzt mit echtem Gefühl und einem auf natürliche Weise einfachen Humor und sogar mit einem Einfall ein als Tragikomödie der Unpünktlichkeit. Herr Dörensen wartet am Silvesterabend auf die Geburt seines Kindes, da er gern als Vater ins neue Jahr gehen möchte: aber der Storch verspätet sich um eine Viertelstunde — Annelie kommt erst Neujahr zur Welt. Und dies Verspäten bleibt ihr: sie kommt nicht rechtzeitig von der Schule heim, sie geht zu spät zum Rendezvous, sie kommt mit ihrem Blinddarm zu spät ins Krankenhaus, und als sie im Traum der Narkose zum Himmel hinaufsteigt, geht es ihr ebenso: die Pforten sind bereits geschlossen, sie kann nicht hinein. Da wird sie wütend und macht Petrus einen richtigen Krach: sie will nicht ihr Leben verpfuschen, nur weil der Storch sich damals zufällig verspätet hat. Und Petrus, eingeschüchtert, gibt nach: er läßt sie nicht in den Himmel, aber er liefert ihr all die versäumten Viertelstunden nach — sie darf wieder auf die Erde, jetzt als pünktliche Annelie.

Bis hierher ist die Geschichte von einer echten freundlichen Harmlosigkeit, von einem fröhlichen Gefühl getragen, das in seiner Wärme als Seltenheit erfreut. Nun kommt der zweite Teil — und mit ihm die gleiche Wendung wie bei Hömberg. Das fröhliche Mädchen heiratet, bekommt Kinder — der Ernst des Lebens setzt ein und damit das Ende des anfänglichen Stils. Das hübsche Gefühl des Autors für das Mädchen Annelie begnügt sich nicht nur mit dem Gefühl, sondern gleitet ins Sentimentale — der Krieg muß mit hinein, die Verspätung und ihr Ausgleich versinken: man sieht nur noch Annelies Weg als Krankenschwester, Mutter, Großmutter bis zu ihrem 75. Geburtstag im Jahre 1938. Der sympathische Autor, der selbst als Biedermeierdichter von einem Tischchen rechts an der Rampe mit netten Versen die einzelnen Szenen einleitend kommentierte, verstummte sinnbildlich: das Spiel versank — und mit ihm der Ansatz zu einer reizenden Volkskomödie: beim Dichten ist das Durchhalten offenbar ebenso wichtig wie im Kriege. Annelie war Fräulein Else Knott, jung noch als Großmutter: Herr Deltgen hatte das Ganze als eine Art von Photographiealbum aufgezogen: die ewige kleine Bürgerwelt von Gabriel Max bis zu den Farbenlithos, von der Klemmerzeit bis in die Gegenwart zog ohne Ironie, begleitet von einer leichten hübschen Musik sympathisch und sympathiebegleitet vorüber.

Die zweite Premiere des Staatstheaters stellte wieder einmal das Problem der Tragik zur Diskussion. Es spielte Paul Apels „Goldenen Dolch", ein Schauspiel nach einem altjapanischen Motiv, dessen Konflikt mit seiner strengen Abstraktion die Frage aufsteigen läßt, ob Tragik eine zeitlose Gegebenheit an sich oder nicht vielmehr in ihren verschiedenen Möglichkeiten Angelegenheit einer jeweiligen Entscheidung des Autors vom Unmittelbaren her sein müßte. Da ihr Ergebnis jeweils ein Lebenmüssen gegen sich ist — wird sie vom Leben gespeist oder von der Idee, ist sie allgemeingültig oder doch persönlich und zeitlich begrenzt, Haltung oder Schicksal?

Bei Apel ist die Tragik auf der Idee aufgebaut, vollzieht sich im Bereich der Abstraktion: das Leben ist ihr Diener. Fürst Matsuo hat sich dem Usurpator Kuruhedschuk als Kanzler zur Verfügung gestellt: sein Herz hängt am alten Herrscherhaus, sein Wille geht auf Beseitigung der Fremdherrschaft. Alles ist vorbereitet, der verborgen gehaltene letzte Sproß des Herrscherhauses soll mit bewaffnetem Aufstand zum Fürsten des Reiches ausgerufen werden: da erfährt Kuruhedschuk, daß der an-

geblich tote Prinz lebt und befiehlt dem Leiter der Schule, die ihn beherbergt, ihn zu töten: Matsuo, der einzige, der ihn kennt, soll beschwören, daß der Tote wirklich der Prinz — ein zweiter unbekannter Zeuge soll ihn überwachen. Matsuo muß gehorchen — er sieht keinen Ausweg als den, seinen eigenen geliebten Sohn, der gerade den Preis des goldenen Dolches errungen hat und der dem Prinzen sehr ähnlich sieht, als Opfer für ihn eintreten und sterben zu lassen.

Das Dialektische der Anlage, das Begriffliche ist damit gegeben: es bildet Gerüst und Inhalt des Schauspiels. Apel hat eine klassisch strenge Haltung angestrebt — und die Regie des Herrn Stroux hat sie vom Sprachlichen her so intensiv verwirklicht, daß die Spannung über alle Untiefen der Diktion hinwegträgt. Wie in seiner Antigone stellt er wieder in diesen Klassizismus eine barocke Gestalt, Tatschuk, den Würdenträger Kuruhedschuks, den Herr Wäscher spielt. Er ist großartig, asiatischer Dämon, Maske und groteske Plastik neben der antikischen Starre Matsuos, den Herr Franck spricht, neben Frau Koppenhöfers nur mit einer Saite schwingenden Muttergestalt. Man versucht, sich das Ganze aus dem Dämonenstil entwickelt vorzustellen: die Tragik würde Krampf und verlöre den Rest von Leben, den sie hier im Abstrakten der Idee noch behalten hat. Sehr schön die Bühnenbilder Rochus Glieses: Raumvariationen durch verschiebbare Innenwände des Hauses, eine Fujilandschaft in Weiß und Schwarz von starker Wirkung.

Literarische Rundschau

Die neuen Wirtschaftsformen

In einer Zeit grundlegender Umwälzungen, die auch das Wirtschaftsleben als einen Wesensbestandteil der nationalen Daseinsführung in seinem ganzen Umkreis erfassen, muß jeder Versuch, das Neue und Andersartige der wirtschaftlichen Gesamtgestaltung weiteren Kreisen verständlich zu machen, wärmstens begrüßt werden. Allmählich setzt sich doch die Auffassung durch, daß auch die wirtschaftlichen Leistungen nicht nur eine der tragenden Unterlagen aller Kultur, sondern in sich selbst ein wichtiger Bestandteil der nationalen Kultur sind und deshalb wenigstens in ihrer Grundrichtung auch dem Laien bekannt sein müssen. Wer wollte denn auch das Kriegsgeschehen recht begreifen, ohne von seiner wirtschaftlichen Seite eine wenigstens allgemeine Kenntnis sich zu verschaffen! So darf hier wiederum auf ein Buch hingewiesen werden — Ernst Samhaber, „Die neuen Wirtschaftsformen, 1914—1940" (Berlin, Paul Neff, 1940. 364 Seiten) — das sich die Vermittlung einer solchen Kenntnis zur Aufgabe gemacht hat. In der eindringlich-zielstrebenden und scharf geschliffenen, für keinerlei Zweifel raumlassenden Sprache des Politikers werden hier Vergangenheit und Gegenwart miteinander verglichen, die Maßnahmen der deutschen Wirtschaftspolitik denen der andern Großstaaten gegenübergestellt und in ihren Erfolgen gewertet. — Es ist wohl selbstverständlich, daß der Fachwissenschaftler so manche Erscheinung und auch manche Linie anders sieht; zumal für die Vergangenheit, in deren Schilderung sich Samhaber nur auf literarische Quellen und auf Erzählungen älterer, irgendwie betroffener Leute, nicht auf eigenes Erleben stützen kann. Deshalb seien hier nur zwei Fragen aufgeworfen, deren Berücksichtigung bei einer neuen Auflage dem Buche wohl zum Vorteil werden könnten. Erstens: warum ist bei der Darstellung der deutschen Weltkriegswirtschaft mit keinem Worte auf die militärische Bewirtschaftung der Kriegsrohstoffe und der fertigen Kriegsmaterialien eingegangen worden, während doch — mit Recht — die Behandlung dieser Dinge in der Schilderung der Gegenwart eine beträchtliche Rolle innehat? Es würde sich zeigen, daß in der Kriegsrohstoffabteilung des Kriegsministeriums seit dem Frühjahr 1915 — d. h.

seitdem die Leitung in militärische Hand übergegangen war – grundsätzlich bereits der Weg beschritten worden ist, der zur Betonung der Produktionsleistung führt und das Gewinnstreben zurückdrängt (so namentlich bei den sog. Kriegsgesellschaften, deren Aktienkapital teils gar nicht, teils mit höchstens 5 v. H. verzinst werden durfte, und denen die Verteilung der Rohstoffe völlig genommen war). Und zweitens: warum erwähnt der Verfasser, der so oft von der klassischen und von der marxistischen Volkswirtschaftslehre spricht, mit keinem Wort die sog. ethische Richtung, die sich doch im Verein für Sozialpolitik – Politik, nicht Wissenschaft! – ein recht wirksames Organ geschaffen hatte und gerade in Deutschland entschieden das Übergewicht gegenüber den beiden andern Strömungen besaß? In ihr ist mit stärkstem Nachdruck betont worden, daß das wirtschaftliche Verhalten der Menschen keineswegs einseitig vom Gewinnstreben bestimmt werde, daß vielmehr schon in ihm andere Motive oft genug das Übergewicht hätten, und daß vollends die staatliche Wirtschaftspolitik sich ausschlaggebend von sozialen und nationalen Rücksichten leiten lassen müsse. – Der Eigenwert des Buches liegt naturgemäß in dessen zweiter Hälfte: in der Darstellung der Maßnahmen, die in den verschiedenen Staaten zur Überwindung der Weltwirtschaftskrisis und der Arbeitslosigkeit getroffen worden sind, und in der Begründung ihrer Mißerfolge, sowie vor allem in der Behandlung jener Vorgänge, in denen sich in neuer Form die Nationalwirtschaft offenbart. Hier hat Samhaber ein weitgespanntes, reiches Wissen um die Tatsachen und ein gutes Urteilsvermögen eingesetzt, um das Besondere, Einmalige des deutschen Vorgehens klar herauszuarbeiten. Wie er den „Neuen Plan" Schachts, die Vierjahrespläne und die Aufrüstung in ihrer tatsächlichen und ihrer grundsätzlichen Bedeutung analysiert, gehört zum Besten, was darüber geschrieben worden ist. Der Grundgedanke, an Stelle des Geldertrages das Sachergebnis der produktiven Arbeitsleistung zum Wertungsmaßstab für diese Leistung zu machen und als schlechthin entscheidendes Motiv allen Wirtschaftens die nationale Pflicht einzusetzen, wird nach allen Seiten beleuchtet und zu plastischer Deutlichkeit gebracht.

K. Wiedenfeld

Mirabeau

Das Schaffen Victor Meyer-Eckhardts, das zu den wesenhaften Werken der Dichtung unserer Tage gehört, ist unsern Lesern durch die wuchtige Erzählung „Die letzte Nacht des Tribunen", die in der „Deutschen Rundschau" zuerst erschien, vertraut. Sie wurde aufgenommen in das granitene Buch „Menschen im Feuer". Daneben steht der Roman von menschlicher Schönheit und Echtheit „Die Möbel des Herrn Berthlélemy", stehen die tiefen Gedichte des Lebens „Orpheus". Ein ganz großer Wurf ist ihm wieder gelungen in der Novelle „Der Graf Mirabeau" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse. RM 4,–). Ihm ist Mirabeau der einzige Mann, der die erhabenen Ursprünge der großen Französischen Revolution begriffen hatte und fähig war, sie zu meistern und zu dem Ende zu führen, zu dem sie wollte, so daß sie eine organische Weiterentwicklung der Menschheit gewährleistet hätte und nicht zu einer Angelegenheit des Pöbels geworden wäre. Mirabeaus Bemühen, den König und die Königin von Frankreich zu überzeugen und zu bewegen, durch das einzig richtige Verhalten eine organische Verbindung der neuen Kräfte mit dem, was im Alten unverlierbar war, herbeizuführen, sich an die Spitze des Volkes und seiner Revolution zu stellen und durch die Führung des Krieges gegen England das Gemeinsame von Volk und Königtum zu retten, stellt Meyer-Eckhardt in einer Erzählung von dramatischer Geballtheit unübertrefflich dar. Ein ungenutzter Augenblick entscheidet über das Schicksal eines Jahrhunderts. In dem Streben Mirabeaus und seinem Scheitern an der Unzulänglichkeit seiner Partner wird zugleich die Tragödie seines Volkes, ja vielleicht die der Menschheit sichtbar. In der ihm eigenen zuchtvollen, kräftigen persönlichen Sprache, der Feinheit und Eleganz eignen, die groß ist und schwebend und wie ein gewachsenes Kleid sich um den Stoff legt, zeigt er wiederum seine Meisterschaft, zeitliches Geschehen aus dem Ewigen zu deuten in der schweren Bezogenheit auf alles menschliche Treiben. Hier ist eins der bedeutsamsten Werke der ganzen letzten Zeit geschaffen. Seinen schenkerischen Reichtum an Phantasie und – was noch mehr ist – an Gedanken beweist er in den Räuber-

geschichten „Die Zecher von Famagusta“ (ebenda), in denen er in einer Rahmenerzählung kluge und menschliche Menschen von ihren Abenteuern mit Räubern berichten läßt. Das sind wahrhaft Geschichten, und sie werden wirklich erzählt.

Für den Weihnachtstisch

Die aufschlußreichste, intimste Sammlung von Aufzeichnungen über den Großen König, seine Gespräche mit Catt, sind in der Sammlung Dieterichs erschienen unter dem Titel „Friedrich der Große. Gespräche mit Catt“ (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. RM 4,80. 2 Bildnisse, 2 Karten). Herausgegeben und eingeleitet werden sie in meisterhafter Knappheit von dem Historiker W. Schüßler. Wesentlich ist, daß die Ausgabe vollständig ist. Die Persönlichkeit des Gesprächspartners, die man über dem von ihm berichteten Gegenstand gar zu leicht vergißt, wird ins rechte Licht gestellt in ihrer Bedeutung und mit dem tragischen Akzent, den immer das Leben in der Nähe eines Großen für jeden von minderem Wuchse bedeutet. Ein reichhaltiger Apparat erleichtert in vorbildlicher Weise die Benutzung der Aufzeichnungen. Der gebürtige Schweizer Heinrich Alexander de Catt lernte bekanntlich auf einer Fahrt nach Amsterdam 1755 im Juni Friedrich kennen, ohne zu ahnen, wer sein Reisegefährte war. Sechs Wochen später erhielt er die Einladung nach Potsdam, der er erst 1757 infolge Krankheit nachkommen konnte, um dann bis zum Tode des Königs 1786 sein treuer, kluger und ergebener Begleiter zu sein. 1795, neun Jahre nach des Großen Königs Tode starb er als 70jähriger. Er hat durch die Überlieferung der Gespräche den Besten aller Zeiten wahrlich genug getan. — Ein weiterer erfreulicher Beitrag zur Friedrich-Literatur sind die „Hundert kleinen Geschichten um Friedrich den Großen“, die Hans Bethge erzählt: „Der König“ (Berlin, Frundsberg-Verlag. RM 3,80). Die Ausstattung des Büchleins ist meisterhaft, Erwin Bindewald besorgte sie, die vielen Kartuschen und Vignetten wurden originalgetreu aus den Friderizianischen Schlössern abgezeichnet. Ein reizendes Geschenkbuch mit vollgewichtigem Inhalt. — Sehr hübsch ist auch das Büchlein „Preußisches Rokoko“ von Ernst Poseck (Berlin, Steuben-Verlag. Mit Bildern. RM 2,80). Hier wird die Beschreibung eines Ausflugs nach Charlottenburg und eine Reise nach Oranienburg und Rheinsberg im Jahre 1776 veröffentlicht, die unzweifelhaft auf den Baron von Poellnitz zurückgeht. Sein Stil ist unverkennbar und wird in boshaften und witzigen Urteilen über die auftretenden Personen vollauf bestätigt. Es handelt sich hier um eine Neuauflage, die schon durch den behandelten Gegenstand gerechtfertigt ist. — Von der nicht genug zu empfehlenden Ausgabe Adalbert Stifter, Gesammelte Werke in 7 Bänden (Leipzig, Inselverlag) ist der 6. Band „Kleine Schriften“ erschienen in der vorbildlichen Dünndruckausgabe mit 10 Bildtafeln. Er beginnt mit einem der schönsten Aufsätze Stifters „Über Stand und Würde des Schriftstellers“, dann folgen Aufsätze „Aus dem alten Wien“, Stifters Würdigung des armen Spielmanns von Grillparzer und eine große Reihe anderer Arbeiten. Max Stefl traf die Anordnung und gab die Erläuterungen. Hier wird ein Plan verwirklicht, den Stifter während seines ganzen Lebens betrieben hat, der aber erst nach seinem Tode von dem Nachlaßpfleger Johannes Aprent durchgeführt wurde, wenn auch in unvollkommener Form, bis später in der kritischen Gesamtausgabe die drei Bände „Vermischte Schriften“ alle Prosaarbeiten vereinigten. Stefl hat eine Auswahl getroffen unter dem Gesichtspunkt, nichts auszulassen, was für einen weiteren Leserkreis wichtig ist. Er wählte die thematische Anordnung. Sehr fein sind die Bildbeigaben; erstmalig konnte eine Zeichnung von Stifters eigner Hand veröffentlicht werden, „Lakerhäuser“ aus dem Jahre 1863, und Rudolf von Alts Aquarell „Wien bei Sonnenfinsternis“, ein Festhalten der damals viel Aufsehen erregenden Sonnenfinsternis aus dem Jahre 1842, das der Maler besonders liebte und nicht aus der Hand gab und von dem er den hübschen Ausspruch tat: „Es wird zwei Grad kälter im Zimmer, sowie einer das Blatt aus der Mappe holt.“ — Ein fruchtbarer Gedanke ist in den „Münchner Lesebogen“ verwirklicht (München, C. Gerber), in die kleine Kostbarkeiten aus dem geistigen Be-

sitz des deutschen Volkes aufgenommen wurden, die nicht ohne weiteres zugänglich sind. In sehr hübscher Ausstattung sind in kleinen Heftchen (je Heft RM 0,20) hier Schätze dargeboten des Besten vom Besten, mit guter Wünschelrute für das Echte ausgewählt, beginnend mit Goethes „Die Natur", Werke von Stifter, des Wandsbecker Boten, von Angelus Silesius, Schiller, Kant, Keller, Hauff, Lebensweisheiten aus dem Volksmunde, Lyrik bester Auswahl, auch lebende Künstler und Gelehrte steuerten bei wie Egar Daqué und Hans Brandenburg. Besonders fein die Wiedergabe von Beethovens „An die Unsterbliche Geliebte". Jedes dieser kleinen Hefte läßt sich als 3-Pfennig-Drucksache versenden oder bequem einem Briefe beilegen, was man besonders bei Sendungen an unsere Soldaten berücksichtigen sollte. Man kann auch je 12 Lesebogen in einer Kassette beziehen (RM 2,40). Hier ist eine schöne Gelegenheit geboten, anderen durch wertvolles Gut eine rechte Freude zu bereiten, und man könnte sich auch vorstellen, daß eine Vertiefung des gewöhnlichen Briefwechsels über die Nöte des täglichen Lebens eintreten würde, wenn der Empfänger bei seiner Antwort auf die mitgesandte Gabe eingeht. — Für literarisch Interessierte sind die „Blätter der Freundschaft" zu empfehlen, in denen Volquart Pauls Briefe zwischen Theodor Storm und Ludwig Pietsch mit vielen Bildern mitteilt (Heide, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. RM 6,—). In dem anregenden und geistig belebten Austausch der beiden Männer ersteht zu gleicher Zeit ein farbiges Bild deutschen geistigen und kulturellen Lebens ihrer Zeit. — In der gewohnten sorgfältigen künstlerischen Wiedergabe, die den „Silbernen Quell" auszeichnet, sind neu erschienen zwei sehr reizvolle Bände „Stilleben deutscher Meister" mit 10 farbigen Tafeln nach Ausschnitten aus Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts, die Hans Wühr auswählte und einleitete, und „Musizierende Engel", eingeleitet von Ulrich Christoffel, gleichfalls 10 Tafeln mit Bildausschnitten aus Bildern von Stephan Lochner, von Meister Wilhelm, Matthias Grünewald, Lukas Cranach und Albrecht Altdorfer (Berlin, W. Klein. Je RM 1,60). Auch bei den früher erschienenen Bänden dieser feinen Sammlung kann man stets sicher sein, andern Freude zu bereiten und sich selbst zu verschaffen. — Ein gewichtiges Buch von tiefem Gehalt ist Heinrich Lützelers „Die Kunst der Völker" (Freiburg, Herder & Co. 379 Textbilder, 4 farb. Tafeln. RM 9,80). Nach diesem Buche sollten alle greifen, denen der Begriff des Abendlandes Herzenssache ist. Lützeler beantwortet von der Kunst her eindringlich und sachkundig die Frage nach der Einheit des Abendlandes. Es ist ein Buch von hohem sittlichem Ernst und vermittelt Kenntnis und Wissen, das befähigt, der brennenden Frage des neuen Europa von einer sicheren Grundlage aus nahezukommen. Die Kunst bleibt eine Macht, die äußeres Geschehen selbst in seiner furchtbarsten Form überdauert und das Gemeinsame aller europäischen Völker über alle Trennungsschranken hinweg offenbart und die innere Verbindung der Völker immer wird wiederherstellen können, solange das abendländische Gemeingefühl und die europäische Verpflichtung lebendig bleiben. — Das Buch von Anton Hekler „Bildnisse berühmter Griechen" (Berlin, F. Kupferberg. RM 6,50) erfüllt ein Bedürfnis, denn durch die Zusammenstellung dieser antiken Köpfe, seien es nun Porträtbüsten oder freie Nachschaffungen wie die Büsten Homers, wird recht eigentlich der Weg zum Verständnis ihrer Werke geöffnet, auch ohne daß der Betrachter über physiognomische Spezialkenntnisse verfügt. Denn in ihrer Größe und Einfachheit wirken diese Köpfe für sich. Der ganze Reichtum von Hellas in der Fülle seiner schöpferischen großen Persönlichkeiten wird hier lebendige Wirklichkeit. — Auch der in dem Buche „Das Land der Griechen" verwirklichte Gedanke ist fruchtbar, in dem von Friedo Lampe Auszüge aus den Werken deutscher Dichter zusammengestellt sind, die die Tiefenwirkung hellenischer Kultur und hellenischen Geistes im deutschen Geiste widerspiegeln. Auch hier sind aus den Werken Geßners, Goethes, Grillparzers, der Günderode, Heinses, Hölderlins, Höltys, Jean Pauls, Kleists, Matthissons, Mörikes, des Malers Müller, Novalis', Platens, Schillers, Winckelmanns, F. L. von Stolbergs, von Salis-Seewis', Nietzsches und C. F. Meyers Wege nach

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

S. Fischer Verlag, Berlin,
betr. „Bücher aus dem S. Fischer Verlag".

Essener Verlagsanstalt, Essen,
betr. „Bücher aus der Waffenschmiede des Reiches".

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg

Erich Wewel Verlag, Krailling vor München,
betr. „Die Bücher im Erich Wewel Verlag".

Verlag Koehler & Amelang, Leipzig

Felix Meiner Verlag, Leipzig,
betr. „Herbst 1940".

Karl Alber Verlag, München

Verlag Albert Langen — Georg Müller, München,
betr. „Neue und alte Bücher".

J. F. Lehmanns Verlag, München,
betr. „Geschenkbücher zu Weihnachten 1940".

Rowohlt Verlag, Stuttgart



Der Führer:

85 Millionen, die einen Willen haben, einen Entschluß und zu einer Tat bereit sind, bricht keine Macht der Welt!

In Berlin

ist das neue Heft der

„Deutschen Rundschau"

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,
Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz,
Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung,
W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung,
Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau" abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

DIE NEUE SCHRIFTENREIHE

WELT POLITISCHE BÜCHEREI

Die Betreuung hat der Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP

Reichsleiter Alfred Rosenberg

für die „Weltpolitische Bücherei" übernommen.

Herausgegeben von Dr. Georg Leibbrandt, Reichsamtsleiter in der Dienststelle Rosenberg und Dr. Egmont Zechlin, o. Professor an der Universität Berlin.

Im Dezember erscheinen:

AFRIKA ALS EUROPÄISCHE AUFGABE

Professor Dr. Dietrich Westermann arbeitet die veränderte Einstellung zum afrikanischen Erdteil scharf heraus: Die Abwendung von jener Haltung, die in Afrika ein mit allen Mitteln des Raubbaues auszunutzendes Ausbeutungsobjekt sah und die etwa seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich durchsetzende planvolle Erschließung durch den Siedler und Pflanzer. Preis in Ganzleinen 6 Mark 60.

INDIEN

Von der geschichtlichen Entwicklung, von den religiösen, völkischen, wirtschaftlichen und sozialen, geographischen und politischen Gegebenheiten ausgehend, beantwortet Dr. Ludwig Alsdorf, Dozent für Indologie an der Universität Münster, die Fragen nach dem Indien von heute, nach dem Charakter der englischen Herrschaft und den Unabhängigkeitsbestrebungen. In Ganzleinen 6 Mark.

SPANISCH-SÜDAMERIKA

Keine Länderkunde im hergebrachten Sinne, sondern ein politisches Buch, in dem Dr. Ernst Samhaber die zahlreichen Probleme Spanisch-Südamerikas im Lichte der die Welt umgestaltenden neuen Kräfte untersucht. Land und Volksschichten, Geschichte und geistige Grundlagen, Wirtschaft und Politik — das ist in großen Umrissen der Inhalt dieses aufschlußreichen Buches. Preis in Ganzleinen etwa 6 Mark.

IM DEUTSCHEN VERLAG BERLIN

Hellas gewiesen (Berlin, Verlag Die Waage, Karl H. Silomon. RM 4,50). — Dem erhöhten Bedürfnis nach historischem Wissen, um aus ihm Führung und Klarheit für die Beurteilung des Weltgeschehens zu erhalten, kommen in ausgezeichneter Weise die Bücher entgegen, die im Verlage Koehler & Amelang, Leipzig, neu erschienen sind und deren jedes Einzelne Empfehlung verdient. Da ist Friedrich Meinecke vertreten mit dem Band „Preußisch-deutsche Gestalten und Probleme", einer Sammlung von Aufsätzen zu dem Arbeitsgebiet, dem Meineckes Schaffen durch lange Jahre besonders galt, der preußisch-deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert (RM 3,—). Da ist Otto Hoetzsch mit seiner „Katharina II. von Rußland" (RM 2,50). Da ist Johannes Ullrich mit seinem Buch „Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten" von der Antike bis zum Weltkrieg (RM 4,50). Und weiter Felix Guse, der im Weltkrieg Chef des Generalstabs der türkischen 3. Armee war mit „Die Kaukasusfront im Weltkrieg bis zum Frieden von Brest" (RM 4,—) und endlich W. Kliutschewskij „Peter der Große und andere Porträts aus der russischen Geschichte" (RM 2,50). Jeder einzelne Band ist ausgezeichnet durch die hervorragende wissenschaftliche Eignung seines Verfassers und einen wohltuend klaren und sauberen Stil. In der gleichen Ausstattung ist Carl von Clausewitz' Schrift „Vom Kriege" in der Auswahl von Friedrich Schulze nunmehr in 4. Auflage erschienen. — Der Band 1142 der Sammlung Göschen wird gleichfalls willkommen sein: „Shakespeare" (Berlin, W. de Gruyter & Co. RM 1,62), weil in ihm der Breslauer Universitätsprofessor Paul Meißner auf 115 Seiten mit Namen- und Sachregister in gedrängtester Form alles Notwendige über Shakespeare zusammengefaßt hat, über den Mann, sein Weltbild, sein Leben, sein Werk und seine Wirkung auf die Mit- und Nachwelt. — Eine konsequente Durchführung einer Kunstbetrachtung auf der Grundlage der Schopenhauerschen Philosophie ist das Buch von Konrad Pfeiffer „Von Mozarts göttlichem Genius" (ebd. RM 3,80). Konsequenz ist immer lobenswert, und diese neue Form einer Musikästhetik ist durchaus anregend, auch wenn sie nicht alle überzeugen wird; jedenfalls aber führt sie näher an das Wesen von Mozarts Genie. — Ein sehr reizvolles Buch ist Roland Tentscherts „Musikerbrevier" (Wien, W. Frick. 200 Abb. RM 7,80), in dem er Nachdenkliches und Ergötzliches aus dem Reiche der Musik und seiner Träger auf Erden erzählt. Das Buch quillt von fruchtbaren Anregungen förmlich über und wird jedem die Lektüre lohnen, dem nicht hoffnungslos der Sinn für die Musik verschlossen ist, dem Musikfreunde ebenso wie dem, der sich dem Dienst an dieser Kunst geweiht hat. — Den Freunden eines unverfälschten und echten Humors sei das köstliche Büchlein von Johannes Martin Schupp „Alltag" bestens empfohlen (Hamburg, Alsterverlag E. Brauns. RM 3.—). Diese Geschichten aus Hamburg sind von so herrlicher Echtheit und Eigenart und bringen den nur an der Wasserkante möglichen Humor und Witz so unverfälscht zum Ausdruck, daß man sich in heller Freude auf die Reeperbahn und andere wichtige Hamburger Orte versetzt fühlt. — Immer willkommen werden für Tierfreunde die Bücher von Martha Roegner sein, weil sie aus einer tiefen Liebe zur Kreatur, ohne die falschen Töne eines Hineinlegens menschlicher Empfindungen und Gedanken in die Tiere, lebendige Tiergestalten hinzustellen versteht, die stets die Liebe zum Tier predigen. So sei auf ihren Tierroman „Die Füchse vom Klippenhang" besonders hingewiesen (Baden-Baden, H. Stuffer. RM 4,—) und auf die Sammlung von kleinen Tiergeschichten aus Süd und Nord „Strauß Kurre" (ebd. RM 1,50). Dieses Büchlein eignet sich besonders für die Jugend und hat einen erhöhten Reiz durch die Textzeichnungen von Ottomar Starke.

Walter von Molo

Zum 60. Geburtstage von Walter v. Molo ist eine Auswahl aus seinen Werken erschienen unter dem Titel „Erkenntnis für uns" (Leipzig, Stufen-Verlag E. Koehler). Die Abschnitte lauten: Schiller; Prinz Eugen; Fridericus; Luther; Bobenmatz; Holunder; Bis-

marck; List; Kleist. Die Auswahl zeigt, wie sich das Schaffen dieses ehrlich ringenden Dichters stets an großen Gegenständen orientiert und durch deren Bewältigung gesegnet wurde. Er wollte und will an seinem Teil mithelfen, daß die deutsche Seele reif und klar werde.

Geschichte und Politik

Wer wirklich bemüht ist, das italienische Volk und dadurch die italienische Geschichte und die italienische Politik zu begreifen, dem bietet das Buch von Theodor Bohner, der Italien und das italienische Volk aus langjähriger Erfahrung genauestens kennt, „Mit den Augen des Italieners vom alten zum neuen Italien" einen unentbehrlichen Wegweiser (Leipzig, Felix Meiner. RM 5,80). Es räumt auf mit allen konventionellen Vorstellungen des deutschen Italienreisenden und stellt ein Bild des Italieners hin, wie er wirklich ist und wie er sich selber sieht. Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte: Der Italiener; Der italienische Raum; Aus der italienischen Geschichte; Die italienische Existenz; Kleiner Baedeker. Das Buch erweist sich auch als ein guter Reisebegleiter, da neben den großen Gesichtspunkten die kleinen Hinweise nicht zu kurz kommen. Die letzte Lehre des Buches ist, daß die Politik Italiens sich zwangsläufig aus dem Wesen des Italieners, wie es sich in Geschichte und Gegenwart herausbildete, ergibt. — Eine entscheidende Epoche italienischer Geschichte behandelt Fritz Wagner „Cavour und der Aufstieg Italiens im Krimkrieg" (Stuttgart, W. Kohlhammer. 4 Tafeln, 1 Karte. RM 4,50). Man hat damals in Italien und in der Welt nicht verstanden, warum Cavour, der große italienische Patriot, das kleine Piemont in die aktive Teilnahme am Krimkrieg verwickelte. Heute erkennt man, daß sein genialer Blick hierin die gegebene Möglichkeit sah, den ersten entscheidenden Schritt zur Anmeldung von Italiens Anspruch an der Weltpolitik und damit zur Befreiung und Einigung der Halbinsel zu tun. Die Größe seiner Leistung erkennt man am besten an der Karte mit der damaligen Gewichtsverteilung der Mächte und der Zerrissenheit Italiens in kleine machtlose Staaten. — Der Major a. D. Dr. Carl Mühlmann widmet eine grundlegende Untersuchung einem wichtigen Kapitel des Weltkrieges: „Das deutsch-türkische Waffenbündnis im Weltkriege" (Leipzig, Koehler & Amelang. 1 Bild, 6 Kartenskizzen. RM 18,—). Der Präsident der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, W. Foerster, schrieb ein Geleitwort. Die Bedeutung des Buches liegt darin, daß erstmalig auf der Grundlage der militärischen und politischen Urkunden der Stoff von deutscher Seite behandelt wird, von denen einige dem Buche beigegeben sind. Sehr wichtig und wesentlich sind die Zeittafeln. Es war viel Zwiespältiges in diesem Bündnis, und es galt viele Schwierigkeiten zu überwinden. Mühlmann war mit kurzer Unterbrechung während des ganzen Krieges in wichtigen militärischen Stellungen in der Türkei und kann aus eigener scharfsichtiger Erfahrung urteilen. So ist hier ein Dokument von hohem militärischem und politischem Wert entstanden. — Sehr willkommen ist die „Handkarte der Türkei", die Professor Faik Sabri Duran bearbeitet hat (Wien, Geographisches Institut E. Hölzel. RM 2,40). Sie ist im Maßstab 1 : 2 000 000, 80 × 45 cm groß und genügt allen modernen kartographischen Ansprüchen. — Als ein deutsches Schicksalsbuch ist das vom Deutschen Auslandsinstitut herausgegebene Werk „Der Wanderweg der Rußlanddeutschen" zu bezeichnen, erschienen als Jahrbuch der Hauptstelle für die Sippenkunde des Deutschtums im Ausland (Stuttgart, W. Kohlhammer. 16 Karten, 21 Bilder. RM 9,—). Ein Geleitwort schrieb Karl Goetz. Eine ganze Reihe berufener Mitarbeiter behandeln in Einzelaufsätzen den Weg der verschiedenen deutschen Gruppen nach Rußland, ihr Schicksal dort und ihre erneuten erzwungenen Wanderungen zurück in die alte Heimat, nach Kanada, USA., Mexiko, Brasilien, Argentinien, Uruguay, Paraguay, Sibirien und China. Eine Unsumme von Leid und eine Unsumme von ungebrochener Kraft und Leistung, immer überschattet von dem Schicksal des Gesamtvolkes hat hier eine mustergültige Darstellung erfahren. Sehr bedeutsam vom volks- und sippenkundlichen Standpunkt aus ist die Darstellung der Stammfolge eines rußlanddeutschen Kolonistengeschlechts

Kleine Kostbarkeiten

aus Kunst und Geschichte

Herausgegeben von Dr. J. O. Plaßmann

unter Mitarbeit von Dr. Bohmers, Prof. Dr. Dirlmeier, Dr. Fuchs, Hagebruch, Dr. W. Müller, Prof. Dr. Paulsen, Dr. Plaßmann, Prof. Dr. Till, Dr. Werner, Prof. Dr. Wüst u. a.

Kleine Kostbarkeiten werden hier dem Schauen und dem Verstehen dargeboten: Nicht als Gegenstände gelehrter Abhandlungen, sondern als Stücke aus einem großen Schatz, in denen sich das goldene Blinken von Gedanken aus Jahrtausenden gefangen hat, die von hier aus ihren Schein über weite Zusammenhänge werfen.

Es sind nicht nur die goldenen Schätze des Bodens und der Gräber, sondern auch Bauten von beträchtlichen Ausmaßen, Bilder auf Felsen und nicht zuletzt die leuchtenden und tönenden Altertümer aus dem reichen Lande des Volkstums und der Volkskunst. In ihnen hat uns die germanische Vorzeit ihre reichsten und lebendigsten Schätze hinterlassen. Ihre innige Verwandtschaft mit dem weiten Reiche des indogermanischen Geistes erweist sich hier in ihren kostbarsten und lebendigsten Stücken.

Sie seien allen denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Rechenschaft geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigen durchdringen wollen.

Zu jedem Beitrag gehören zwei bis drei Bilder. Es werden sechzehn Themen behandelt, darunter die Externsteine, das Jahrmännchen von Bremen, ein Bild von Stilicho, langobardische Kleinode, die Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes, das Hammerkreuz auf Hiddensee, die Pelasgermauer der Akropolis, Felsbilder u. a.

Das Buch ist unter Mitarbeit bewährter Graphiker als Geschenkwerk sorgfältig ausgestattet / Hochformat: 12×20 Zentimeter, ca. 112 Textseiten auf Bütten, 36 Kunstdruckbildseiten, Ganzleinen RM 4,80

Ahnenerbe-Stiftung Verlag · Berlin-Dahlem

von 1600 bis 1938. Der beigefügte Apparat ist mit großer Sorgfalt gearbeitet.

Lyrik

Es ist schon eine auszeichnende Visitenkarte, wenn ein Verlag, und gerade in heutiger Zeit, einen wesentlichen Teil seiner Arbeit der Lyrik widmet, denn das beweist, daß der Verlag seine Aufgabe als ernsten Dienst an deutschem Geistesgut und am deutschen Wort ansieht. Seit Jahren gibt der Verlag Heinrich Ehlermann, Hamburg, „Blätter für die Dichtung" heraus unter dem Titel „Das Gedicht", von denen uns die erste Folge des 6. Jahrgangs vorliegt. Alles, was hier gebracht wird, ist wesenhaft und wendet sich an Menschen, die es mit dem Leben und sich selber und ihrer Seele ernst meinen. Die Sammlung will die zeitgenössische Dichtung unter besonderer Berücksichtigung der jungen Dichtung, soweit sie substanzhaltig ist, aufzeigen und damit den Beweis erbringen, welchen geistigen Raum die Lyrik heute beherrscht. In dem 1. Hefte sind Bekenntnisse und Betrachtungen aus neuerem deutschem Schrifttum von H. Nagel zusammengestellt. Ein weiteres dieser kleinen, gut gedruckten Hefte enthält den wundervollen Brief des Wandsbecker Boten Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes und neun weihnachtliche Gedichte verschiedener Lyriker. Das Heft „Heimat, Volk und Gott als Gegenstände neuer deutscher Lyrik" vereinigt in kleinster Auswahl Gedichte von Friedrich Bischoff, Ludwig Friedrich Barthel, Hermann Claudius, Rudolf Alexander Schröder, Kurt Heynicke u. a. Ein weiteres Heft bringt „Ausgewählte Gedichte" von Hans Leifhelm. Und wiederum ein anderes plattdeutsche Gedichte von Hermann Claudius unter dem Titel „De Wegg na Hus". Endlich noch von Ernst Stadler „Ausgewählte Gedichte", in denen 10 Gedichte von erlesener seelischer Feinheit und edler Form vereint sind. — In der Sammlung „Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik" (Potsdam, Rütten & Loening) sind neu erschienen: Matthias Claudius „Das Tagverkünden", eine Auswahl durch Alfred Gerz. Gerz wählte auch die Gedichte der andern Bände mit Feinsinn und Verständnis aus: Klopstock „Der große Gedanke"; „Der Göttinger Hain" mit Gedichten von Hölty, Miller, Bürger, Stollberg, Voß und „Die guten Geister", eine Auswahl in zwei Bänden aus der Lyrik des 18. Jahrhunderts. — Von Georg von der Vring sind unter dem Titel „Dumpfe Trommel, schlag an!" Gedichte, die sich mit Krieg und Manneswerk beschäftigen, erschienen (Hamburg, H. Goverts). — Die schönsten Frühlings- und Liebeslieder der deutschen Dichtung faßt Band 5 der „Wiener Bücherei" (Wien, W. Trick. RM 1,80) zusammen in der Auswahl durch Maria Grengg, die ein zartes farbiges Titelblatt „Rotschwänzchen" der Sammlung „Wie schön blüht uns der Maien" voranstellte. Aufgenommen sind Lieder deutscher Minnesänger, aus dem Wunderhorn, unserer Klassiker, der Romantik bis zu Storm, Meyer und Keller. — Ein köstliches Geschenk sind „Die Vierzeiler 'Omar Chajjāms", die von C. H. Rempis aus dem Urtext verdeutscht sind nach der klassischen Auswahl und Anordnung mit der FitzGerald einen der größten Dichter der Weltliteratur für das ganze Abendland erschloß. Rempis hat das beseitigt, was FitzGerald an eigenen Gedanken in seine Nachdichtung des Persers hineingetan hat, ohne dadurch dessen Leistung irgendwie verkleinern zu wollen. — Eine hübsche Erzählung hierzu bilden die „Hafisischen Vierzeiler", in der Nachdichtung Friedrich Rückerts, deren Ausgabe Wilhelm Eilers besorgte (beide Dessau, K. Rauch. Je RM 2,50). Der persische Text ist dem deutschen gegenübergestellt. Beide Bändchen sind gut mit sachkundigen Erläuterungen versehen.

Erzähltes

Die Verwirrungen, die der Weltkrieg unter den Menschenschicksalen anrichtete, geben den Stoff zu der Erzählung von Willibrord Menke „Die Stimme des Blutes" (Paderborn. F. Schöningh). Ein lothringer Junge, der bei Freunden in Paris bei Kriegsausbruch weilt, verliert durch den Krieg beide Eltern und vermeintlich auch sein Schwesterchen, wird von guten Franzosen als eigenes Kind aufgezogen und trifft dann als Erwachsener im Spiel des Lebens seine Schwester, die von einer deutschen Frau nach dem Tode der

Eltern behütet blieb. Ihm, der ganz Franzose geworden war, wird durch dies Begegnen die Kindheit wieder lebendig und sein deutsches Blut wach. – Arthur Omre, der norwegische Autor, schildert in kunstvoller Schlichtheit in seinem Roman „Intermezzo" mit zartem Verständnis für die ersten Gefühlsregungen junger Menschen, aber ganz unsentimental die Liebe eines Fischersohnes und der Nachbarstochter, zu der er nach dem ersten Sichverlieren an ein Mädchen, das innerlich gar nicht zu ihm paßt, in der Sicherheit echten Gefühls zurückkehrt. – Groß angelegt ist der Roman der Amerikanerin G. B. Lancaster „Die Lovels und ihre Frauen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Deutsche Übertragung von W. E. Süskind. RM 8,–). Er schildert in dem Schicksal einer aus England auswandernden Familie das Werden des Dominion Neuseeland. Mit bewundernswerter Fertigkeit meistert diese Frau die Fülle der Personen, deren jede ausgeprägte Eigenzüge von einfacher englischer Korrektheit und Starrheit bis zu übersprudelndem Abenteurertum trägt. Jede einzelne Gestalt ist ein Meisterstück, und hinter dem Erleben dieser Personen, das man ohne Ermatten in starker Spannung zu Ende liest, erhebt sich das Gesicht eines Koloniallandes, das den auf ihm geborenen Menschen seinen eigenen Stempel aufprägt und sie letztlich über die englischen Eltern mit dem höheren Rechte des neuen Menschentyps siegen läßt. Sehr nachdenkliche Dinge stehen in diesem Buche, geschrieben mit der ganzen kühlen psychologischen Kraft des Angelsachsen über englische Kolonialmethoden im Kampfe mit den Maoris.

Kalender

Blodigs Alpenkalender liegt für 1941 im 16. Jahrgang vor (München, Verlag des Blodigschen Alpenkalenders. Paul Müller. RM 2,90). Er bedarf wirklich keiner Empfehlung mehr, und die Auswahl der Bilder aus den Ostalpen, die besonders reichhaltig ist, den Westalpen und andern, auch ausländischen Gebirgsgebieten ist wiederum durchaus auf der Höhe, die Kriegszeiten haben der Güte dieses Kalenders keinen Abbruch getan. – Als ein echter Hausfreund stellt sich in seinem 78. Jahrgang wiederum der „Mecklenburgische Voß un Haas-Kalender 1941" dar (Wismar, Hinstorff. RM 0,25). Neben den plattdeutschen Beiträgen ist natürlich auch das kriegerische Geschehen berücksichtigt. Die verschiedenen Rubriken zum praktischen Gebrauch entsprechen den Vorjahren. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hanns-Erich Haack, Wiesbaden – Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin – Lotte Taube, Berlin – Gottfried Kölwel, Gräfelfing bei München – Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 89 1267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

ERNESTO GRASSI

Die Bedeutung der Antike für unsere Überlieferung

Die deutsche Veröffentlichung der im Januar 1941 erscheinenden Schrift „Verteidigung des Humanismus. Die geistige Voraussetzung der Reform der Studien in Italien“* vom italienischen Erziehungsminister Giuseppe Bottai verlangt eine klärende Einleitung, welche die Bedeutung des Problems der Beziehung zur Antike innerhalb der deutschen und italienischen Überlieferung andeuten muß. Darin wird sogleich das Ziel offensichtlich, das ihre Ausgabe veranlaßt, und ein Problem, das heute zu seiner Erörterung gelangen muß.

Italienische Überlieferung heißt im wesentlichen Beziehung zur römischen und griechischen Antike. Während des ganzen Mittelalters war in Italien die Beziehung zur klassischen Vergangenheit nie abgerissen. Dies findet seinen symbolischen Ausdruck darin, daß Dante zum Führer Virgil wählen konnte. An der Schwelle der Neuzeit tritt dann die eigentliche „italienische“ Überlieferung aus dem Universalismus des Mittelalters, eben durch die erneute Entdeckung der klassischen Welt, heraus.

Mit der politischen Einigung Italiens erhebt sich, um 1860, die Frage nach dem Wesen der eigenen geistesgeschichtlichen Überlieferung. Zwei verschiedene Richtungen sind da erkennbar, beide wirkten entscheidend auf die italienische Haltung zur Antike ein. Die eine wandte sich ausdrücklich gegen jede Abhängigkeit von fremdem Gedankengut, um die römische, „italienische“ Überlieferung rein zu erhalten. Ihr Führer war V. Gioberti. Die zweite Richtung, die bis vor kurzem in der italienischen Geistesgeschichte allein herrschte, ging auf die deutsche Philosophie zurück, das heißt vor allem auf den deutschen Idealismus, in dem — wie Spaventa meinte — das Wesen jener italienischen Philosophie mündet, die im Zeitalter der Renaissance begonnen habe und in Italien von der Gegenreformation vernichtet worden sei. Durch diese Auffassung wurde auch auf philosophischem Gebiet die Beziehung zur Antike eindeutig und zugleich merkwürdig bestimmt. Denn mit diesem, wenn auch selbständigen, Wiederdenken des deutschen Idealismus wurden Hegels grundsätzliche historische Urteile über die Antike übernommen. Die dialektische Auffassung von der fortschreitenden Entwicklung der Philosophie, die Auseinandersetzung und Überwindung ganz bestimmter Theorien, die auch der antiken Philosophie anzugehören schienen, all dieses führte dazu, daß man eine lebendige Bedeutung der antiken Philosophie für die Geisteswelt der neuen Zeit leugnete. Faktisch hat sich also der Einfluß der deutschen Philosophie auf die italienische in dieser Hinsicht grundsätzlich negativ ausgewirkt. Die Beziehung zur Antike war philosophisch entwertet und damit abgebrochen. Nicht zufällig gehen wir hier von der philosophischen Beziehung zur Antike aus und betrachten

* „Schriften für die Geistige Überlieferung“ (Berlin, H. Küpper vorm. G. Bondi).

sie als entscheidend. Die Frage der Beziehung zur Vergangenheit ist eine wesentlich philosophische.

*

Wenn man die Beziehung zur Antike in Italien ohne rhetorische Gemeinplätze erörtert, so erweist sich ihre Geschichte als äußerst kompliziert und mit dem Problem des Beginns des modernen Denkens innigst verknüpft*. Für die geistige italienische Überlieferung ist sie von schicksalhafter Bedeutung.

Wie wir schon andeuteten, beginnt die geistesgeschichtliche Überlieferung Italiens mit der Erneuerung der Beziehung zur Antike, wie sie im XIV. Jahrhundert durch den Humanismus mit der Wiederentdeckung und Interpretation der antiken Texte, mit dem Entstehen der Philosophie und mit dem Problem des Wortes bewirkt wird.

Innerhalb dieses Humanismus sind zwei grundsätzlich verschiedene Richtungen aufzuweisen. Die eine, rein philologisch, „humanistisch" im traditionellen Gebrauch des Wortes, begnügt sich mit der literarischen Interpretation der Texte und zieht kaum das philosophische Problem der Überlieferung des Wortes auch nur in Erwägung. Jede Philologie ist aber wesentlich mit dem philosophischen Problem des Wortes verknüpft, denn ihre Voraussetzung ist die Lösung des Problems des Verstehens, und dieses ist kein philologisches, sondern ein philosophisches Problem.

Bei der Deutung philosophischer Texte bedient sich diese rein philologische Interpretation christlich-mittelalterlicher, teilweise scholastischer Begriffe, und zwar in solchem Maße, daß später etwa Giordano Bruno, als er in seine Auseinandersetzung mit den klassischen Philologen eintrat, die reine Philologie — soweit sie philosophische Texte interpretiert — mit scholastisch-philosophischer Bildung gleichsetzt.

Die zweite, meist kaum gekannte Richtung erkennt allerdings, daß das Problem des Wortes wesentlich philosophisch ist. Die Philologie ist — etwa für Leonardo Bruni — nicht mehr eine einzelne Wissenschaft, sondern sie umfaßt das Problem des Menschen und seiner Bildung: denn das Wort wird als Wesen des Menschen erkannt. Die Vermittlung der Antike wird so Moment des ganzen philosophischen Fragens, wovon die „Humanisten" in traditionellem Sinne gar nichts ahnen. Die Beziehung zur Antike gewann damit nicht nur eine allgemeine erzieherische Bedeutung, sie wurde nicht bloß Moment eines nur rhetorisch-klassizistischen Wiederauflebens der Antike, sondern sie wurde zur Aufgabe, damit der Mensch über sich selbst Klarheit gewinne.

*

Die rein „philologische" Beziehung zur Antike, welche unbekümmert um das philosophische Problem des Wortes in der Antike nichts als das „klassische" Muster sah, ist für den italienischen Geist lange Zeit bestimmend gewesen.

Diese nur „philologische" Überlieferung, die schon im XIV. Jahrhundert auftritt, setzt sich ununterbrochen fort und verbindet sich teilweise auch mit der christlichen Tradition, die immer wieder das antike Denken zu bändigen und ungefähr-

---

* Diese Frage ist ausführlich behandelt von E. Grassi, Der Beginn des modernen Denkens. Von der Leidenschaft und der Erfahrung des Ursprünglichen. Jahrbuch für die Geistige Überlieferung, Berlin 1940.

lich zu machen versucht. Diese Richtung spielt eine große Rolle auch außerhalb Italiens und führte zu der Auffassung der Antike, die wir dann „klassizistisch" nennen. Ihre Wirkung reicht bis ins Gebiet der modernen Philosophie, welche sich zu eigener Selbständigkeit durchringt, im Kampf gegen Begriffe, die teilweise durch die christlich-neuplatonische Deutung Platos, teilweise durch die naturalistische Deutung des Aristoteles entstanden sind. Die Überwindung dieser Begriffe durch den Idealismus brachte in Italien die feste Überzeugung mit sich, daß damit auch die Überwindung der antiken Philosophie vollzogen sei. Wir selbst leben viel zu sehr in der Atmosphäre der „modernen" Philosophie, um zu erkennen, wie tief, wie entscheidend unsere Haltung zur Antike auch auf dem Gebiet der Philosophie noch immer dieser traditionellen Voraussetzung entspringt.

Daraus folgt bezüglich des Verhältnisses zur Antike für Italien eine sehr merkwürdige Situation. Einerseits fordert schon der Nationalstolz, immer wieder das Fortbestehen eines engen Verhältnisses zur Antike zu behaupten, was dazu führte, daß man sich lediglich auf die „ewige", allgemeine Bedeutung der Antike für das Schicksal der abendländischen Kultur beruft. Andererseits aber hatte man infolge der herrschenden philosophischen Einstellung keine Möglichkeit, eine wirklich neue, lebendige Beziehung zum antiken Denken wiederherzustellen. Die Beziehung zur Antike wurde damit faktisch immer unproblematischer, „selbstverständlicher". — Aber heute kann eine Verteidigung der Antike in einer allgemeinen „klassizistischen" Weise, eben auf Grund der Voraussetzung der „Selbstverständlichkeit" dieser Beziehung, keine Gültigkeit mehr haben.

*

Ganz anders ist die Situation der Beziehung zur Antike in Deutschland. Der Zusammmenbruch des deutschen Idealismus, gleich nach dem Tode Hegels, hat die systematische Haltung dieser Richtung des Philosophierens gegenüber dem antiken Denken wirkungslos gemacht. Schon während Hegel mit Hölderlin und Schelling im Tübinger Stift war, entstand neben einer theoretischen Deutung der antiken Philosophie Hölderlins eine wesentlich untraditionelle Auffassung von der antiken Welt, die in keiner Beziehung mehr zur historischen Überlieferung des italienischen „rein philologischen" Humanismus steht. Hölderlins Auffassung wird erst heute in ihrer ganzen Tragweite und Bedeutung gewertet: seine theoretischen Schriften, etwa die Entwürfe zum Empedokles, enthalten eine tiefe, grundsätzlich untraditionelle Deutung antiken Denkens und Wesens*.

Der deutsche Geist verwirklicht hier eine selbständige Auseinandersetzung mit der klassischen Welt, die sich grundsätzlich von der traditionellen italienischen Deutung der Antike und der klassizistischen Überlieferung scheidet. Hölderlin ist nur einer der Kronzeugen dieser ganz anderen Haltung zur Antike, die im XIX. Jahrhundert Deutschland aufweisen kann. Selbst wenn man die Frage beiseite läßt, welches Verhältnis Winckelmann, Goethe oder Humboldt zur Antike an den Tag legten, so muß unbedingt zugegeben werden, daß nur die deutsche Überlieferung zu einer entscheidenden Auseinandersetzung mit dem traditionellen Humanismus gelangte. Nur in ihr finden wir das unablässige Bemühen, den Geist der grammatischen klassischen

* Zu dieser Frage gibt Walter F. Otto wesentliche Beiträge in seinem Aufsatz: „Der Ursprung von Mythos und Kultus" in dem soeben erschienenen Werk: „Geistige Überlieferung. Ein Jahrbuch" und im zweiten Heft („Der griechische Göttermythos bei Goethe und Hölderlin") der das Jahrbuch begleitenden Reihe der „Schriften für die Geistige Überlieferung".

Philologie — sofern er sich als Hüter der Beziehung zur Antike gebärdet — zu überwinden, in eben jenem Sinne, in dem es um 1890 Nietzsche tat. Hier ist nicht der Ort, auf die mit Nietzsche zum Wort gekommene neue Auffassung der Antike und die damit verbundenen Probleme einzugehen. Wichtig ist nur, festzustellen, daß schon am Ende des XIX. Jahrhunderts — im Gegensatz zur herrschenden Situation in Italien — in Deutschland das Wesen der Beziehung zur Antike grundsätzlich als problematisch erkannt wird.

Hier ist der Punkt, wo die moderne deutsche Überlieferung in der Aufstellung des Problems sich wesentlich mit jener anderen unbekannteren Richtung italienischer Überlieferung berührt, mit jener Überlieferung, die seit dem Zeitalter des Humanismus das Problem des Wortes als ein wesentlich philosophisches aufzufassen lehrte. Diese andere Richtung italienischer Überlieferung wurde im „Jahrbuch" aufgewiesen, auch um zu zeigen, wie ebenfalls innerhalb der geistigen Überlieferung Italiens ein tieferes Verständnis für das philosophische Wesen der Philologie lebendig war und ist.

*

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um ein Verständnis für die geistigen Voraussetzungen der Schrift Giuseppe Bottais zu vermitteln. Diese Schrift ist ein Dokument, welches zeigt, wie innerhalb des italienischen Überlieferns das Problem der Antike aufgegriffen wird.

Wir glauben, daß der Mitteilung dieser Schrift entscheidende Wichtigkeit zukommt. Denn sie ist nicht bloß Ausdruck der beiden verschiedenen Haltungen der italienischen Überlieferung, sondern in ihr kommen die geistigen Voraussetzungen der großen Reform der Studien in Italien, die durch die „Carta della Scuola" bewirkt werden soll, zum Ausdruck, und zwar durch das Wort dessen, der diese Reform nach dem Willen desjenigen, der heute die Geschicke Italiens entscheidet, verwirklicht hat und den hohen Mut aufbrachte, den wertlos gewordenen Begriff „Humanismus" mit neuem Leben zu füllen.

*

Das so verschiedene Verhältnis zur Antike, das innerhalb der italienischen Überlieferung im Vergleich zur deutschen aufzuweisen ist, muß heute zu einer Auseinandersetzung gelangen. Es genügt nicht, nur „vergleichend" vorzugehen, sondern die Frage muß zum Gegenstand eines „agon", eines Kampfes werden, dessen Preis die erneute Beziehung zur Antike sein wird. Nicht der Wille, eine Beziehung zur Vergangenheit herzustellen, entscheidet das Verhältnis zu dieser Vergangenheit, sondern die Fähigkeit, es als ein Problem zu empfinden und zu gestalten.

Wir dürfen die grundsätzlich verschiedenen Schwierigkeiten, die sich heute in Deutschland — im Unterschied zu Italien — einer lebendigen Fortsetzung der Beziehung zur Antike entgegenstellen, dabei nicht übersehen: der langwährende Kampf gegen die Philologie, die Entwertung dieser Philologie, damit verbunden das Sinken ihrer Bedeutung für die Erziehung, all dies sind Momente, die den deutschen Geist scheinbar immer mehr von jener Vergangenheit entfernen. Dennoch hat diese Frage — zu deren Klärung sowohl das „Jahrbuch" wie die „Schriften für die Geistige Überlieferung" auch dienen sollen — weder in Deutschland noch in Italien schon ihre Antwort gefunden. Wird die italienische Überlieferung — in einer eingehenden Auseinandersetzung mit dem traditionellen Begriffe der Antike und des Humanismus — erneut die Frage der Beziehung zur Antike herstellen

oder wird sie sich mit der scheinbaren „Selbstverständlichkeit" dieser Beziehung begnügen und die Erörterung dieser Frage der deutschen Überlieferung überlassen? Wird überhaupt der Faden des Wissens um diese Vergangenheit die Spannung dieser Zeit aushalten oder wird er reißen. Um die Beantwortung dieser Frage muß jeder auf seinem Gebiet innerhalb der Grenzen der eigenen Überlieferung ringen und kämpfen. Die Geschichte, die wir gestalten, wird auch in dieser Hinsicht bezeugen, ob eine jahrhundertealte, für beide Völker geheiligte Überlieferung noch Lebenskraft und Lebensrecht hat.

HANS ROESELER

Staat, Volk, Reich

Volk ist mehr als Staat. Das ist die Lehre, die uns der Weltkrieg und sein unglückliches Ende gaben. Die staatlichen Gebilde, die – einschließlich des Deutschen Reiches von 1919 – dem Versailler System ihr Dasein verdankten, waren unter völkischen Gesichtspunkten gesehen verfälschte und lebensunfähige Kunstbauten, deren Verfall schon seit ihrer Entstehungszeit wahrscheinlich war. Die Völker und ihre Grenzen waren anders gelagert als die Staaten. Sie überschnitten sich mit den staatlichen Grenzen, sie waren ineinander verzahnt. Und mitten durch die verzahnten Grenzen der Volkstümer gingen die Grenzen der Staaten. Daraus ergab sich notwendigerweise der Anlaß des großdeutschen Freiheitskampfes, dessen erstes Stadium wir jetzt siegreich hinter uns haben.

Aber auch innerstaatlich hat sich, wie es scheint, ergeben, daß Volk mehr ist als Staat. Einer der Führer der jungen Staatsrechtlergeneration, Reinhard Höhn, Professor an der Universität Berlin und Direktor des Instituts für Staatsforschung, hat sich schon 1937 auf dem II. Internationalen Kongreß für Rechtsvergleichung, der damals im Haag stattfand, in einem programmatischen Vortrag „Vom Wesen des Rechts*" grundlegend über das Verhältnis von Volk zu Staat ausgelassen und dabei mit größter Deutlichkeit ausgesprochen, daß die politische Einheit und Ganzheit nicht mehr im Staat, sondern im Volk zu sehen ist. „Das geführte Volk wird nicht erst auf dem Wege über den Staat rechts- und handlungsfähig, sondern ist in sich eine lebendige und aktionsfähige Einheit. Der Staatsbegriff beschränkt sich damit auf seine Funktion im Dienste der Volksgemeinschaft. Er verliert den Charakter als eigene Größe und kann insbesondere nicht mehr als Persönlichkeit oder Körperschaft konstruiert werden. Als Behörden- und Beamtenapparat dient der Staat in der Hand des Führers den Zwecken der Volksgemeinschaft. ... Mit der Bezeichnung des Staates als Apparat ist lediglich zum Ausdruck gebracht, daß der Staat für bestimmte Zwecke der Volksgemeinschaft eingesetzt wird und nicht als eigene Herrschaftspersönlichkeit handelt."

Diese Auffassung mag manchen im ersten Augenblick etwas verwundert aufmerken lassen, ja vielleicht sogar erschrecken, der bisher mit Hingabe dem Staate

* Vgl. Sonderheft des 11. Jahrganges der Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht, Berlin 1937. S. 151 ff.

zu dienen gewohnt war und dem es selbstverständlich erschien, dem Staat gegenüber als einer Rechtspersönlichkeit hoher oder höchster Art eine unverbrüchliche Treuebindung zu empfinden. Und es darf auch nicht verschwiegen werden, daß auch von Höhn, wenn er auch vom Staat lediglich als von einem Behörden- und Beamtenapparat spricht, immerhin einschränkend bemerkt wird, daß die deutsche staatstheoretische Auseinandersetzung versuche, der neuen politischen Wirklichkeit gerecht zu werden und das Volk in den Mittelpunkt der staatsrechtlichen Betrachtung zu stellen. „Über dieses Ziel herrscht weitgehend Einigkeit. Der Weg, auf dem es erreicht werden kann, ist noch umstritten. Ihn zu klären und im einzelnen die Folgerungen darzulegen, die sich aus der Neufundierung der deutschen Wissenschaft vom Staate ergeben, ist die Aufgabe der deutschen Staatsrechtstheorie in den nächsten Jahren."

Damit ist deutlich ausgesprochen worden, daß durch die historische Wirklichkeit der letzten Jahre und durch die tatsächlichen Neuerungen, die sie mit sich gebracht hat, nicht nur die Staatsrechtslehre, sondern auch die Staatswirklichkeit in einen krisenhaften Zustand geraten ist, der Altes erschüttert und neue Ziele gesetzt hat. Um den richtigen Weg zu diesen neuen Zielen geht auch hier, wie fast überall, die Auseinandersetzung. Diese Krise ist aber nicht nur innerstaatlicher, d. h. in diesem Falle innerdeutscher Art; sie ist heute mindestens in Europa, auf Grund der völkischen Erneuerungsbewegungen, die überall sichtbar, wenigstens aber spürbar sind, vielleicht sogar aus ähnlichen Gründen auf dem ganzen Erdball deutlich festzustellen. Volk gilt mehr als Staat!

Natürlich ist die Auffassung Höhns, der ja eine gewisse Rigorosität und großartige Einseitigkeit nicht abzustreiten ist, nicht unwidersprochen geblieben. Bisher ist aber diese Auseinandersetzung doch im wesentlichen eine Angelegenheit engerer Fachkreise der staatsrechtlich interessierten Juristen geblieben. Bei der großen und allgemeinen Bedeutung, die dem ganzen Fragenbereich jedoch zukommt, ist es sehr verdienstlich, daß letzthin wenigstens für einen größeren Kreis allgemeinwissenschaftlich Interessierter ein jüngerer Jurist in der auch sonst ausgezeichnet orientierenden Zeitschrift „Geistige Arbeit" auf diesen krisenhaften Zustand, in dem sich unsere Staatsrechtslehre im Augenblick befindet, in einem ungewöhnlich interessanten Aufsatz „Völkisches Denken und Raumdenken in der Staatslehre" (von Dr. W. Mallmann) hingewiesen hat. Er scheint zu den Kritikern Höhns zu gehören; denn er spricht von der Degradierung des Staates durch die neue Staatslehre, vor allem durch die Lehre vom Staatsapparat, die in auffallendem Gegensatze zu dem immer stärker werdenden Umfang seiner praktischen Einflußnahme auf allen Gebieten des Lebens stehe. Nicht umsonst habe man ja eben noch vom totalen Staat gesprochen und seine Totalität gefordert. Bald sei aber die Formel vom „totalen Staat", die zunächst in aller Mund gewesen, scharf abgelehnt worden und fast spurlos aus dem Rechtsschrifttum verschwunden! „Nicht die Totalität erregte Anstoß, sondern — daß der S t a a t ihr Träger sei."

Sehr richtig bemerkt Mallmann weiter, daß die Grundfrage die sei, „ob das dynamisch-völkische Denken angesichts der heutigen Staatswirklichkeit als tragfähige Grundlage einer neuen Staatslehre ausreicht". An dem fundamentalen Wert des völkischen Prinzips sei gewiß nicht zu rütteln, aber zum Staat und zur Staatswirklichkeit gehört ja neben dem Volk auch der Raum, auf dem dieses Volk lebt, arbeitet, und zu dessen Grenzen es sich im Laufe seiner Geschichte seinen Staat, d. h. seine Lebensform gebildet hat und tagtäglich bildet. „Das völkische Prinzip wird durch den Raumgedanken ergänzt."

Und hier ist nun der Augenblick, in dem man neben Staat und Volk von dem dritten Glied der Kette, vom Reich sprechen muß. Reich ist mehr als Staat! Carl Schmitt hat innerhalb der staatstheoretischen Auseinandersetzung (die wir jedoch in Anbetracht der unmittelbar an uns vorüberrollenden Staatswirklichkeiten von welthistorischer Bedeutung nicht überschätzen wollen) auf diesen neuen staatsrechtlichen Begriff des Reiches nachdrücklichst hingewiesen. Nicht als ob Reich und Reichsbegriff – wenigstens in der deutschen oder auch in der europäischen Geschichte nicht schon längst – auch innerhalb der staatsrechtlichen Problematik – ihre große Rolle gespielt haben. Das ist sowohl in der Welt der wirklichen Geschichte des Reichs und Europas, wie auch in der Geschichte der Staatstheorie und Dialektik der Fall gewesen. Heute aber lehren uns die Gegenwart und die lebendige Weltgeschichte, die vor unseren Augen abrollt, daß offenbar nicht nur in Europa, sondern auch in der Welt schlechthin „Reiche" entstehen, die mehr sind als die Staaten, die sie umfassen und deren Souveränität sie auflösen oder erweichen, zumindest aber überwinden, und daß „Reich" auf höherer Ebene als „Staat" einen neuen staatsrechtlichen Begriff darstellt, der als Ordnungsprinzip unseres staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Denkens Anerkennung verlangt, wenn anders wir die Wirklichkeit nicht oder nur schlecht verstehen und einordnen können.

Carl Schmitt spricht in seinem Vortrag „Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte" (gehalten am 1. April 1939 auf einer wissenschaftlichen Arbeitstagung an der Universität Kiel, jetzt in 2. Ausgabe 1940) vom Großraumprinzip als Gestaltungsgesetz der Völkerrechtsordnung, „in dem sich völkisches Denken und Raumdenken vereinigen, das aber auch die Ordnungswerte des Staatsgedankens in sich aufnimmt". Schmitt schließt seine Ausführungen mit den bedeutsamen Sätzen: „Der neue Ordnungsbegriff eines neuen Völkerrechts ist unser Begriff des Reiches, der von einer von einem Volk getragenen, volkhaften Großraumordnung ausgeht. In ihm haben wir den Kern einer neuen völkerrechtlichen Denkweise, die vom Volksbegriff ausgeht und die im Staatsbegriff enthaltenen Ordnungselemente bestehen läßt, die aber zugleich den heutigen Raumvorstellungen und wirklichen politischen Lebenskräften gerecht zu werden vermag; die ‚planetarisch', d. h. erdraumhaft sein kann, *ohne die Völker und die Staaten zu vernichten* und ohne, wie das imperialistische Völkerrecht der westlichen Demokratien, aus der unvermeidlichen Überwindung des alten Staatsbegriffs in ein universalistisch-imperialistisches Weltrecht zu steuern."

Das Deutsche Reich von heute, die starke und unangreifbare Mitte Europas, meinte Schmitt, sei imstande, „ihrer großen politischen Idee, der Achtung jedes Volkes als einer durch Art und Ursprung, Blut und Boden bestimmten Lebenswirklichkeit, eine Ausstrahlung in den mittel- und osteuropäischen Raum hinein zu verschaffen und Einmischungen raumfremder und unvölkischer Mächte zurückzuweisen". Diese Aufgabe ist – seit auch West- und Nordeuropa in diesen Großraum des Reiches einbezogen wurden – noch größer und gewaltiger geworden.

Es geht uns hier nicht darum, die Krisis des Staatsdenkens oder die Wege ihrer Überwindung aufzuweisen. Es ist ja überhaupt eine mißliche Sache, nach den Ereignissen, nach den Veränderungen der Wirklichkeit die ideologische Einordnung oder den offenbar ihnen zugrunde liegenden ideologischen Unterbau zu suchen oder darzubieten. Das wäre ein peinliches Nachhinken der Wissenschaft, sei es der Historie oder etwa wie hier des Staatsdenkens, vielleicht sogar mit

dem gleichfalls etwas peinlichen Nebengeschmack einer nachträglichen Rechtfertigung. Wichtig ist aber doch, sollte man meinen, den richtigen geistigen Standort zu suchen und zu finden, den die historische Wirklichkeit gerade im großen welthistorischen Moment einnimmt und durcheilt, um, wenn einst wieder einmal ruhigere Zeiten (weltgeschichtlich gesehen) eintreten sollten, von dort aus Ausbau und Aufbau des Reiches oder der Reiche zu gestalten, in denen die Völker (als solche) und die Staaten (gleichfalls als solche) zu leben haben und leben werden. Das sind schon heute nicht mehr Staaten wie gestern und vorgestern. Sie haben eines nicht mehr, was uns ehedem (bis heute) als ihr hauptsächlichstes Kennzeichen erschien: die Souveränität. Kennzeichen der Krise des Staatsrechtes und der Staatenwirklichkeit ist eben die Aufweichung des Souveränitätsbegriffs. Das müßige Spiel um die Frage der Souveränität der Bundesstaaten, das die deutsche Staatslehre von vorgestern im Kaiserreich über die Frage, ob Bundesstaat oder Staatenbund trieb, interessiert heute nicht mehr und mag auch nicht mehr in neuer Form unter veränderten Verhältnissen und vergrößerten Maßstäben wieder aufgeführt werden. Die Wirklichkeit, die wir erleben, ist stärker als die Dialektik der Theorien. Das Problem muß nur gesehen und erkannt werden. Dann wird die Zukunft der Völker und Staaten, die in einem „Reich" vereint und von ihm beschirmt, zu ihrem Nutz und Frommen und in einer jedem von ihnen zukommenden Freiheit leben wollen und leben werden, gesichert sein!

HERMANN JOS. SCHMITT

Belehrte Unwissenheit

Zur 500-Jahr-Feier der „Docta ignorantia"

Der „doctor decretorum" Nikolaus Chryfftz, genannt Nikolaus Cusanus oder Nikolaus von Cues, Kardinal und Bischof von Brixen, verdient in diesem Jahre besondere Erinnerung. Sein erstes philosophisch-theologisches Hauptwerk „De docta ignorantia" hat der damals Neununddreißigjährige im Jahre 1440 der Öffentlichkeit übergeben. Weil diese Schrift mit Recht als das grundlegende Werk der Philosophie und Theologie des Cusaners gilt, viele ihrer Formulierungen auch heute noch Gültigkeit haben, ihre Deutung aber mannigfach ist, dürfte es angebracht sein, sie einmal wieder in unseren geistigen Blickpunkt zu holen.

Lange Zeit war der Cusaner in seinem Vaterlande vergessen oder zum mindesten unbeachtet. Obschon hier und dort Anregung gegeben wurde, sich mit ihm zu beschäftigen, z. B. von Johannes von Müller und Adam Möhler, so haben doch nur gelegentlich Philosophen und Theologen seiner Erwähnung getan. Die Theologen zitierten ihn als Gegner der Konziliartheorie und Vertreter der Suprematie des Papstes, die Philosophen hielten gelegentlich einen Hinweis auf seine mathematisch-naturwissenschaftliche Weltbetrachtung für angebracht. Insgesamt muß man heute gestehen, daß wir dieser großen geschichtlichen Persönlichkeit nicht gerecht geworden sind. Seine Zeit hat nicht auf ihn gehört und noch weniger ihn verstanden. Das deutsche Geistesleben der auf ihn folgenden Jahrhunderte hat nur spärliche Fühlung mit ihm gewonnen. Wir erfüllen daher eine Pflicht, wenn

wir uns anläßlich der 500-Jahr-Feier der „Docta ignorantia" mit der Arbeit des Cusaners beschäftigen und sie wieder an die Stelle rücken, die er selbst als ihren geistigen Ort bezeichnet hat, nämlich in die Einheit der Kirche des Christentums.

Im Jahre vor dem Erscheinen der „Docta ignorantia", am Weihnachtstage 1439, hat Nikolaus von Cues zu Augsburg eine von ihm selbst niedergeschriebene und uns erhaltene Predigt gehalten. Sie beginnt mit den Worten: „Dies sanctificatus" – „Der Tag, der geweihte, ist leuchtend aufgegangen." Diese Predigt ist für die Beurteilung des Cusaners wichtig, da sie kurz vor dem Erscheinen der „Docta ignorantia" – deren Erscheinungstag ist der 12. Februar 1440 – gehalten wurde. Sie steht, was verständlich ist, unter dem Eindruck seines ersten philosophischen Hauptwerkes, von dem wir leider das handschriftliche Original nicht mehr besitzen. In dieser Predigt, wie in seinem Hauptwerk, offenbart sich des Cusanus tiefe Sorge um die Einheit der Kirche und um ihre Reform. Eugen IV. kämpft mit dem Baseler Konzil, der Herzog von Savoyen ist zum Gegenpapst gewählt. Die Krönung des Kaisers steht bevor. Der Kampf ist auf dem Höhepunkt. Da besteigt der Cusaner in Augsburg die Kanzel. Die Predigt offenbart den Philosophen, den Theologen und Politiker. Ohne Zweifel wird sie aber vom Theologen beherrscht. Er geht aus von der dreifachen Geburt des Gottessohnes, der ewigen, „die in der Tiefe des Geistes verborgen ruht", „der Geburt, durch die das Wort geworden ist", und „die dritte Geburt ist die, durch welche wir, wenn wir fromm ihm nahen, in der Fülle seines Lichtes in ihm als Söhne Gottes geboren werden". Diese dreifache Geburt und ihre Bedeutung für das menschliche Leben führt dann der Cusaner näher aus; hierbei wird die Übereinstimmung mit der „Docta ignorantia" in Begriffen und in der Form – man beachte die Dreigliederung – augenfällig. Der Theologe bezieht seine Stellung. Der Glaube wird zur stärksten Kraft erklärt, eine Kraft, die alle Sinne und allen Verstand übersteigt.

Zwei Monate später erschien die „Docta ignorantia", durch die er von einigen Gelehrten der Nachwelt als „Frühhumanist christlicher Prägung" legitimiert wurde (Hoffmann-Klibansky, Cusanus Texte; Heidelberg 1929). In Kürze sei der Versuch gemacht, die Gedankengänge der „Docta ignorantia" zu umreißen, um zu zeigen, daß auch in ihr der Theologe Cusanus zur Feder greift.

Das erste Buch handelt über Gott. Gott ist das absolute Wesen, das alles Endliche in unausdenkbarer Weise unendlich überragt. Eine endliche, menschliche Erkenntnis kann ihn nie erfassen! Wir wissen also aus wissenschaftlicher Erfahrung, daß unser Wissen unzulänglich, also eine „Docta ignorantia", ein „gelehrtes Nichtwissen" ist.

Auf Grund des „gelehrten Nichtwissens" versucht aber der Cusaner nun doch eine Gotteserfassung, denn die menschliche Vernunft drängt danach. Die Unwissenheit wird belehrt. Mittel aus dem Bereich des natürlichen Wissens ist ihm zunächst die Mathematik. Diese Wissenschaft kennt ein „absolutes Maximum". In Anlehnung an diesen Begriff öffnet sich dem Cusaner in der unendlichen Geraden, dem unendlichen Dreieck, dem unendlichen Kreise und der unendlichen Kugel ein Symbol, das ihm eine – wenn auch relative – Erfassung des göttlichen Wesens durch den Intellekt ermöglicht.

Diese Erfassung Gottes entfaltet sowohl seine Einheit und Einfachheit, wie auch die Dreieinheit und Vollkommenheit. In dem Einen ist auch die Fülle. Daher nennt er das Eine = Gott die „Coincidentia oppositorum", den Zu-

sammenfall aller Gegensätze. Die Begründung hierfür ist diese: das Absolute muß in seiner transzendenten Unendlichkeit komplizit das enthalten, was in der Explizitheit Universum genannt wird. Nur so ist die Welt eine Offenbarung des Unendlichen, wie z. B. Paulus sie begreift. Das Universum aber hat wegen seiner vielfältigen Vielheit eine offenbare Gegensätzlichkeit in sich, daher muß im Absoluten, in Gott, Koinzidenz vorliegen.

Im 2. Buch verbreitet sich der Cusaner über die Gesamtheit der endlichen Wesen, die Welt. Das Universum ist, da es alles erfaßt, was nicht Gott ist, privativ unendlich, d. h. „weder endlich noch unendlich", ist „konkret beschränkt", denn es bleibt Geschöpf. Im Sein der ersten Größen liegt sein Ursprung, und es ist sein Abbild. Des Cusaners Begriff der Weltseele existiert in Wirklichkeit nur beschränkt und ist in jedem Dinge die konkrete Form des Dinges. „Es gibt kein Mittelding zwischen dem Absoluten und dem Beschränkten, wie sich die einbildeten, die die Weltseele sich als einen Geist dachten.... Nur Gott ist die Seele und der Geist der Welt."

Das 3. Buch behandelt das konkret Größte, Jesus Christus, den Gottmenschen. „Der Erstgeborene der ganzen Schöpfung ist das Abbild des unsichtbaren Gottes... Alles ist durch ihn und in ihm geschaffen, er ist vor allem, und alles besteht in ihm.... So ist denn in Jesus, der Gleichheit alles Seins, als in dem göttlichen Sohne, der die mittlere göttliche Person ist, der ewige Vater und der heilige Geist, und alles ist in ihm als in dem Worte, jede Creatur ist in der höchsten und vollkommensten Menschheit, welche universell Alles, was erschaffen werden kann, in sich faßt, so daß Jesus die ganze Fülle ist, die in ihm wohnt." (3, 4.) Im Anschluß an Sätze des Glaubensbekenntnisses spricht er dann über die Erlösung Christi, um zum Schlusse über den Glauben Tiefgründiges, ja man kann sagen, sehr Modernes vorzutragen. „So groß ist die Kraft des Glaubens, sie macht den Menschen Christus ähnlich (christiformen) – nicht christusgleich – und erlangt die komplette Vollkommenheit der menschlichen Natur." (3, 11.) Das Schlußkapitel handelt von der Kirche, die er so groß und im Plane Gottes so weltbezogen sieht, daß wir von dieser Auffassung aus seinen rastlosen Einsatz zur Rettung dieser Kirche verstehen können. Im Anschluß an das Herrenwort: „Die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben" schreibt der Cusaner: „Nach dieser Glorie trachten wir in größtem Eifer mit Siegesgewißheit (ad quam tanto affectu cum triumpho aspiramus) und bitten Gott den Vater inständig, er möge durch seinen Sohn, unsern Herrn, Jesus Christus und in ihm durch den hl. Geist in seiner unendlichen Güte uns in diese Glorie aufnehmen, um dieselbe ewig zu genießen. Er sei gepriesen in Ewigkeit." (3, 12.) Gerade das 3. Buch zeigt die tiefe Glaubensüberzeugung Cusanus' und den religiösen Zweck seines Philosophierens.

Das Werk der „Docta ignorantia" wird meistens und mit Recht als das bedeutendste und grundlegendste des großen Gelehrten von Cues gehalten. Bis in unsere Tage ist festzustellen, daß Denker aus allen Lagern eine Wertung des Cusaners versuchten. Schon Adam Möhler und Johannes von Müller haben ihre Schüler auf diesen Mann hingewiesen und zur vertieften Beschäftigung mit ihm aufgerufen. Falkenberg hat 1880 die „Grundzüge der Philosophie des Nikolaus von Cues" herausgearbeitet, Uebinger das menschliche Gesamtbild und Max Jakobi „Das Weltgebäude" (1904). Rudolf Eucken hat im Jahre 1906 von seiner Sicht aus eine ehrenvolle Würdigung versucht. Dasselbe hat 1926 der Leipziger Philosoph Ottmar Diettrich in seiner Geschichte der Ethik getan. Die

liebevollste Arbeit hat der Holländer Vansteenberghe 1920 geleistet, der uns Mensch und Werk des Cusaners in einer umfassenden Biographie geschenkt hat. Vor ungefähr 100 Jahren hat der Rottenburger Scharpff, angeregt von Adam Möhler, seine Lebensarbeit dem Cusaner gewidmet, eine Arbeit, die auch heute nicht zu umgehen ist. Das größte Verdienst um den Cusaner in unserer Zeit kommt der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, unter Führung von Ernst Hoffmann zu, die eine Gesamtausgabe der Werke des Cusaners in deutscher Sprache herausgibt.

Viele Deutungen hat Nikolaus Cusanus erfahren müssen. Die meisten gehen mit Recht von der „Docta ignorantia" aus. Der Cusaner ist ein Gebildeter seiner Zeit. Das ganze Bildungsgut der Vergangenheit und des Frühhumanismus hat er als erster Deutscher noch vor Agricola, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf von Lange und Alexander Hegius in Italien durch seine Lehrer in Padua, Julian Caesarini und den Physiker Paulus Toscanelli in sich aufgenommen. Er wußte um die Lehren der Vorsokratiker, eines Thales, Anaximandros und Heraklit, er kannte Plato und Aristoteles, aber auch Augustinus, Thomas und Albert den Großen. Mit Dionysius dem Areopagiten als Neuplatoniker und Vertreter der negativen Theologie war er vertraut. Es geht aber keinesfalls an, wenn z. B. der Cusaner eine Begriffsreihe der hl. Schrift, wie „Weg, Wahrheit und Leben" gebraucht und sie ausdeutet, anzunehmen, Nikolaus habe dann jeweils das alte, beispielsweise griechische Gedankengut in diesen Begriffen gesehen und in seiner Weise und mit eigenem geistigem Fortschritt philosophisch verarbeitet. Der Cusaner war Theologe, Kardinal der Kirche, die er liebte; als Theologe war er ein Gläubiger. Ihm kommt es darauf an, die Menschen zu Gott zu führen. Daher benutzt er die hl. Schrift so, wie er sie findet, ohne etwas in sie hineinzulesen. Sie ist Gottes Wort, Offenbarung Gottes. Des Cusanus Weg und seine Methode waren neu und ungewohnt. Er will aber nicht den aus der Gemeinschaft der Kirche gelösten liberalen oder libertinen Menschen, er bringt ja viele persönliche Opfer um die Freiheit dieser Kirche. Er erstrebt den gläubigen Menschen mit allen Konsequenzen, die er auch selbst gezogen hat.

Es mag dahin gestellt sein, ob der Cusaner im 2. Buch der „Docta ignorantia" wirklich die Unendlichkeit der Welt gelehrt hat; wenn er es getan hat, dann aber nicht im Sinne derer, die nun die Welt unabhängig machten vom Gesetze Gottes, die ihre Autonomie erklärten oder den Menschen in der Lehre des Deismus zum absoluten Herrn der Welt machten. Spengler hat Recht, wenn er den „unendlichen Raum" das Ursymbol des faustischen, abendländischen Menschen nennt. Das ist dann aber der Mensch, dem die Abhängigkeit des Universums von der Allmacht Gottes abhanden gekommen ist, dessen Fortschritt in die Unendlichkeit ihn selbst mehr und mehr relativiert, der, auf sich gestellt, kleiner und armseliger wird, weil er die Transzendenz nicht mehr versteht.

Den Kardinal Nikolaus Cusanus kann auch der Pantheismus nicht für sich in Anspruch nehmen. Allein seine Ansicht, das Universum ist ein Abbild Gottes, eine Auffassung, die er von Thomas kennt, dürfte diese Deutung des Cusaners widerlegen. Ein Abbild ist nie das Original. Wer aber im 3. Buche der „Docta ignorantia" nachliest, was er über die Menschheit Christi aussagt, dem kann bei ehrlichem Willen der Cusaner nicht mehr als Pantheist erscheinen, denn ihm ist auch die Menschheit Christi etwas wesentlich anderes als seine Gottheit. Wäre er Pantheist, könnte er das nie vertreten haben.

Das mathematisch-naturwissenschaftlich fundierte, aber gottbezogene Weltbild

des Cusaners wird zuweilen als eine Vorstufe der Monadenlehre des Leibniz angesehen. Dieser behauptete, das Wesen der Körperwelt bestehe aus unausgedehnten, einfachen, mit Bewußtsein ausgerüsteten Substanzen, Monaden, von denen jede eine in sich abgeschlossene Welt sei, ohne irgendwelche Einwirkung auf andere. Gewiß vertritt Nikolaus die Ansicht, die Gegensätze sollen in der Welt bis zur vollen Ausfaltung des Individuellen entwickelt werden, auch im Geistesleben und gerade in ihm; denn das Eine, Absolute hat die Form der Vielheit vorgesehen. Aber der Sinn der Vielheit ist nicht, Zwietracht zu säen, noch Isolierung im Sinne der Monaden, sondern alles Einzelne in der Gesinnung zu vereinen, daß jedes wirklich Individuelle die Teilhabe am Absoluten in besonderer Weise zu erstreben berufen ist. Nur wo allgemeine Eintracht herrscht, ist das Unendliche im Endlichen gegenwärtig geworden. Des Cusaners Lehre von der Teilhabe widerspricht der Monadenlehre vollends, eine Ansicht, die auch Rudolf Eucken vertritt: „Darum ist ihm aber das Einzelwesen noch nicht mit Leibniz etwas alles anderem gegenüber völlig Selbständiges. Vielmehr läßt er auch von außen her Veränderungen erfolgen." (Eucken, Beiträge zur Einführung in die Philosophie, Leipzig 1906, S. 7.)

Wer der Arbeit des Cusaners nachgegangen ist, wird gewiß in der „Docta ignorantia" eine besondere Art der Einwendung zu Welt und Leben feststellen, die zunächst, gemessen an der Scholastik, in die Augen fällt. Aber gerade hier steht der Theologe Cusanus auf seinem Posten. Er hat, wie keiner, erfaßt, daß die Welt und das Leben in seiner Zeit in einer Loslösung aus der sakramentalen Ordnung begriffen sind und zu säkularisieren drohen, wodurch der Welt auf die Dauer nur Unheil drohen kann. Des Cusaners Arbeit als eine gewollte Loslösung oder Verselbständigung von Welt und Leben deuten zu wollen, geht deshalb nicht an, weil Ziel und Methode seiner gesamten Arbeit von ihm selbst klar und unzweideutig anders bestimmt worden sind.

Das Neue, das Gewichtige und Überzeitliche des Cusaners liegt im Erkenntniskritischen! In seiner Verteidigungsschrift, der „Apologia" gegen seinen ersten Kritiker, Professor Wenk, der seine „Docta ignorantia" angegriffen hatte, macht er auf zwei verschiedene Denkweisen aufmerksam. In der „Docta ignorantia" heißt es: „Es ist nötig, die Vernunft über die Leistungsfähigkeit der bloßen Wörter zu erheben und sich nicht festzulegen auf die Vokabeln." Der Cusaner ist sich als Denker der schöpferischen Kraft der menschlichen Vernunft bewußt, die mit königlicher Sicherheit nach innen schaut, wo sie Ideen, Maßstäbe und Ordnungsprinzipien weiß, die Norm geben für das Forschen und Handeln in der Außenwelt. Diese Auffassung stellte er den Menschen gegenüber, die allein im Vertrauen auf das logische Denken eine Orientierung nach außen suchen, die das Gefundene im Verstande messen, in Begriffe kleiden und so glauben, zur Erfassung des Höchsten zu gelangen. In der schöpferischen Kraft der Vernunft sieht der Cusaner den menschlichen Kontakt mit dem Denken und dem Willen Gottes. Der im Glauben durch die Kraft der Vernunft tätige Mensch ist der wahre und große, der von Gott angesprochene, der in Gnade und mit Christus in der Gemeinschaft der einen Religion lebt. Nikolaus von Cues ist der Überzeugung, daß dem Menschen in der Kraft der Vernunft eine schöpferische Teilhabe an Gott geschenkt wurde, und daß in der Betätigung dieser Kraft der höchste Ausdruck menschlicher Würde liegt. In der Region der Vernunft, die sieht, daß die Zahl in der Einheit enthalten ist, die Linie im Punkt und der Kreis im Mittelpunkt, dort vollzieht sich

der Zusammenfall von Einheit und Mehrheit, von Punkt und Linie, von Kreis und Mittelpunkt durch Vernunftschau ohne schrittweise Verstandesarbeit.

Nikolaus Cusanus steht an der Schwelle einer neuen Welt. Er steht aber dort nicht, um die fallende alte zu stoßen, daß sie tiefer falle, sie zu verurteilen, ihre Werte zu übersehen und noch nicht vom Zweifel befreiten Erkenntnissen oder vagen Hypothesen zuzustreben. Wer den Cusaner so versteht, trifft nicht sein Wesen und seine Berufung, um die er weiß und die er immer wieder betont.

Der Cusaner ist vielleicht der letzte große mittelalterliche Mensch, der noch einmal die Fülle des echten Bildungsgutes in sich trägt. In ihm ist der Beweis erbracht, daß die Kirche des Mittelalters es durchaus zuließ, daß jemand, der auf den Höhen des Wissens stand, forschend und vertiefend seinen eigenen Weg ging. Nikolaus blieb im Bereich dieser Gemeinschaft, hielt mit ihrer Not, aber auch mit religiösen Werten lebendigen Kontakt und suchte von innen her ihre Erhaltung und ihre Wirksamkeit in der Welt sicher zu stellen.

Der Cusaner ist der große Führer in eine neue Zeit, aufgeschlossen allem Wertvollen und Neuem gegenüber, dem alten Erbgut verpflichtet und in der Tiefe seines Wesens gläubig, so gläubig, daß ihn die große Not seiner Kirche im Bereich des Moralischen und Organisatorischen nicht zur Flucht aus der Kirche führt, sondern zur verstärkten Arbeit in ihr antreibt. Rastlos ist er tätig gewesen, die Reform durchzuführen. Hart konnte er gegen solche sein, die sich den Notwendigkeiten gegenüber verschlossen. Wäre man ihm gefolgt, sicherlich hätte dann die Entwicklung einen anderen Weg genommen. Viele harte Prüfungen, Kriege, Zerrissenheit und Spaltung wären dem deutschen Volke erspart geblieben.

Drüben in der Hospitalkirche zu Cues liegt in einer Kapsel das Herz des großen Deutschen und Sohnes dieser Stadt. Hier ruht er im Boden des Vaterlandes, für dessen geistiges Wohl, wenn auch oft verkannt, es stets warm und aufrichtig schlug; es ruht in den Gefilden der Heimat, die er so innig liebte, in die er so oft heimkehrte, Ruhe zu suchen und neue Kraft zu schöpfen. Es ruht dort als eine Mahnung für uns, die wir in ernster Zeit leben, entscheidend ernst besonders für die Einheit des Christentums und das geistige Wohl unseres Volkes. Er mahnt uns Heutige, die Einheit zu wahren, keinen Zwiespalt aufkommen zu lassen und denen die Hand des Friedens zu reichen, die im Sinne der Frohbotschaft guten Willens sind.

PAUL FECHTER

Das Gemeinsame

Das vielbesprochene Buch von Lortz über die Reformation in Deutschland hat die Diskussion zwischen Protestantismus und Katholizismus von neuem in Gang gebracht und damit die Unterhaltung über das Trennende und Verbindende zwischen den Konfessionen überhaupt. Gegen früher spürt man deutlich einen Unterschied im Gespräch: das Einende wird von beiden Seiten so in den Vordergrund gestellt, daß über das Sinnvolle des Zusammengehens unter Wahrung der beiderseitigen Standpunkte kaum noch debattiert zu werden braucht. Die Degen sind

auf beiden Seiten respektvoll gesenkt: der Gegner wird nicht mehr als Gegner, sondern als Partner mit andern Betrachtungsweisen empfunden. Die Annäherung als solche ist trotzdem Problem geblieben, so sehr die Bereitschaft zu ihr gewachsen ist. Beide Partner haben begriffen, daß eine sinnvolle Beziehung zwischen Protestantismus und Katholizismus nur möglich ist, wenn beide ihre Besonderheit rein und unvermischt ohne Kompromiß wahren, wenn die Annäherung nicht verwaschende Angleichung wird: so erhebt sich die Frage, von welchen Punkten aus über die genügend betonte wohlwollende Haltung gegeneinander etwas getan werden kann, das, indem beide es, wenn auch von verschiedenen Betrachtungen aus, unternehmen, eine Gemeinsamkeit ergibt, die ohne Schaden für die beiderseitigen Besonderheiten eine Art von Kommunionsprovinz darstellt, wie der alte Bahnsen so etwas nannte, ein Gebiet, das im Lauf der weiteren Entwicklung Brückenkopf und Ausgangspunkt für ein gemeinsames Vorgehen auch in anderen Fragen werden könnte.

Die Lage der beiden Kirchen ist doch heute so, daß sie nachholen müssen, was sie im Laufe mehr als eines Jahrhunderts allzu gesicherter Existenz an Reinigung und Selbstumformung ins immer neu Lebendige versäumt haben. Sie haben, um nur ein Beispiel zu nennen, jahrzehntelang tatenlos zugesehen, wie die Beziehungen zur Schule automatisch alles Religiöse im Ansehen der Schüler herabsetzen mußten, weil Religion als Nebenfach in der Wertung der Fächer für Prüfung und Versetzung weit hinter Geschichte und Naturwissenschaften, beinahe sogar hinter dem Turnen kam. Sie haben in gleicher Weise nicht erkannt, wie das Aufsteigen des Sozialismus ganz von selbst ein gut Teil der Aufgaben von der Peripherie ihnen abnahm. Sie haben versäumt, rechtzeitig die Rücksicht auf den entscheidenden Grundprozeß alles geistigen Lebens in die dauernde Neuordnung auch des kirchlich-religiösen Lebens einzuschalten und für immer neue Ergänzung des Ausgeschiedenen aus dem ewigen inneren Besitz des Absoluten Sorge zu tragen.

Alles materielle Leben ist Abgleiten vom Organischen ins Anorganische, Durchgang des Stofflichen durch Organismen bis zum Mechanisiertwerden in den Vorgängen des nicht mehr Belebten. Alles geistig-seelische Leben ist Abgleiten vom irrational Unmittelbaren, vom eigentlichen Leben aus dem Dunkeln, Inneren ins Rationale und damit Mechanisierbare, nicht mehr von der Seele Gespeiste, ans Persönliche Gebundene. Wie der Baum immer wieder seine Rinde abwirft und sich von innen heraus erneuert, so wirft das Leben erledigte Phasen seines Prozesses und ihre Ergebnisse aus seinem eigentlichen Bereich hinaus und läßt sie von den nur mit Vernunft, mit Ratio, und damit ebenfalls mechanisch arbeitenden Zwischenreichen übernehmen. Unterweisung, Lehre, einst ein Persönlichstes, Priesterliches, ist längst abgeglitten ins Rationale, wird erledigt ohne Anteil des Unmittelbaren aus den nur peripheren Bezirken der Beteiligten. Das Schreiben von Büchern, überhaupt das Schreiben, war eine feierlich sakrale Angelegenheit frommer Väter: heute ist es mechanisch-technische Leistung von Maschinen, abseits vom Irrationalen – längst der Obhut des Religiösen entglitten. Der Vorgang wird nicht nur an solchen mehr oder weniger dem Weltlichen von Anbeginn verbundenen Institutionen und Übungen des Vergangenen sichtbar: wir erlebten ihn in den letzten Jahrzehnten an einem der Sakramente der katholischen Kirche, an der Ehe. Ein ursprünglich Überrationales, dem Göttlichen Entsprungenes und Verbundenes wird vom Staat der Kirche entzogen, in den Bereich seiner rationalen „bürgerlichen" Ordnung eingegliedert: der Kirche bleibt ein Rest, die freiwillige Anerkennung der ihr innerlich Verpflichteten, nicht mehr. Die Sitte, einst ihr

großes Reich, wird den Ordnungen des Staats unterstellt und löst sich damit als absolute metaphysische Wesenheit auf; die Geheimnisse wie Eheschließung, Taufe, Sterben werden Angelegenheiten der unbeteiligten staatlichen Organe, verlieren ihr Geheimnis oder behalten es bestenfalls noch im persönlichen Leben der Beteiligten, nicht mehr im gemeinsamen Dasein eines Ganzen, das seine Gemeinsamkeit nicht von der Ordnung, sondern vom Glauben, vom Irrationalen her empfängt.

Eine Parallele ergeben die Wandlungen im Gebiet des Sozialen im weitesten Sinne, das früher wesentlichstes Eigentum der Kirche war. Als die Notwendigkeit des Helfens sich, mathematisch ausgedrückt, als eine Funktion der Einwohnerzahl erwies, d. h. als diese Notwendigkeit mit der Bevölkerungszunahme immer bedrohlicher anstieg, mußte der Staat sie seiner Ratio unterstellen, statt sie wie bisher dem Gefühl, der Charitas, der Nächstenliebe, dem kirchlichen Bereich zu überlassen. Als Preußen 1806 zusammenbrach, war der Staat noch so klein, daß er selbst seine Beamten in den damaligen polnischen Provinzen der privaten Hilfe überließ und überlassen konnte: ein Jahrhundert später gab es diese Möglichkeit nicht mehr. Ein ganz großer Teil der kirchlichen Betätigung glitt von der Entwicklung gedrängt mit Notwendigkeit aus den Bezirken des Religiösen in die des Staatlichen: die Ratio forderte auch hier ihre Opfer an seelischem Anteil, mußte sie fordern.

Der Prozeß wäre Vernichtung, wenn ihm nicht als Ausgleich ein entsprechender Vorgang ständigen Nachwachsens neuen Lebens aus der Tiefe gegenüberstände. Gewiß, Schreiben und Unterweisung, Bindung und Unterstützen und viele andere Phänomene des Lebens sind wie die Rinde vom Baum vom Stamme der Kirchen abgeblättert, abgefallen: die Geheimnisse des Lebens, der Welt, des Göttlichen sind darum um nichts geringer, die Aufgaben um nichts kleiner geworden. Es gilt nur, sie zu finden und zu fassen, das Abgestorbene sinken zu lassen und dafür dem neuen, neu heraufsteigenden Geheimnis die neue Wirklichkeit für alle und damit die neue werbende Kraft für das Leben zu geben. Es geht der inneren Welt des religiösen Daseins nicht anders als der Wissenschaft: beider Reiche kennen keine Grenzen. Die Wissenschaft vom unendlich Kleinen hielt beim Atom, heute hält sie bei Jonen und Elektronen, morgen tut sich hinter diesen ein Zauberreich noch tieferer Rätsel auf. Das Gleiche gilt vom Leben im Göttlichen: die Unendlichkeit kennt auch dort keine Grenzen. Was an den Grenzen des Lebens in die helle Kühle rationaler Begriffe und damit des Unlebendigen geraten ist, fällt ab: an den dunkeln Grenzen des ewig Unfaßbaren steigt Neues auf, will Form, Gestaltung, Sinnbild und Deutung für die heutige Welt des Religiösen.

Hier aber tut sich für die Kirchen von heute das Reich der gemeinsamen Arbeit, des sinnvollen Zusammenwirkens und damit eines sinnvollen Zusammengehens auf. Den ewigen Säkularisationsprozeß, dem alles Leben, das des Einzelnen wie das des Ganzen, das Leben der Künste, der Wissenschaften, des Glaubens unterstellt ist, kann niemand aufhalten, weil er wohl die Erscheinungsform des Lebensprozesses an sich im Bereich der geistigen Bezirke ist. Die Aufgabe ist vielmehr, zu verhindern, daß dieser Prozeß eines Tages nichts mehr zu säkularisieren hat, daß die Substanz, weil sie keinen Nachwuchs, kein neues Leben aus der ewigen Tiefe empfängt, aufgebraucht ist und ihre Erscheinungsform, weil sie nun ein nicht mehr Lebendiges ist, in sich zusammenfällt. Die christliche Welt hat — man braucht nur einmal Hegels Philosophie der Geschichte nachzulesen — ihr Leben daran, daß sie Verwirklichung des Mythos der Seele überhaupt ist. Solange die Seele also ihre Substanz behält — und deren Zerfall ist wohl erst mit dem Untergang

des letzten Menschen zu befürchten – bleibt die Aufgabe der Realisierung dieses Mythos bestehen, und mit ihr für die irdischen Gemeinschaftsformen des Christlichen die Aufgabe, die weiteren Wege dieser Verwirklichung zu erahnen und zu zeigen. Der Staat hat den Kirchen heute alle äußeren Aufgaben abgenommen, er hat vieles seinem rationalen Bereich unterstellt, was er mit den Mitteln dieses Bereichs erheblich besser und umfassender lösen kann. Er hat damit den Kirchen den Weg freigemacht für ihre neuen Verpflichtungen – an deren Schaffung Protestantismus und Katholizismus nun gemeinsam herangehen könnten. Für beide liegt hier eine Lebensnotwendigkeit und eine Lebenserneuerung, in Ausmaßen, wie sie nur selten eine Zeit der christlichen Welt ermöglicht hat.

Die Aufgabe ist um so reizvoller, als sie eine zwiefache ist, am Außenbezirk, wie am Inneren, am empirischen wie am geistigen Pol Betätigungsfelder findet. An den Außenbezirken entgleiten mit den der Ratio anheimfallenden Gebieten zugleich die Scharen derer, die mit diesen Gebieten dem Gesamtbereich des Irrationalen den Rücken kehren. Es erhebt sich das Problem, was hier geschaffen werden kann, um vom symbolhaft Faßlichen aus neue Werte für diejenigen zu schaffen, die Zugang nur zu diesen äußeren Bereichen haben, trotzdem aber mit ahnendem Tasten Zugang zu wirklicheren Gebieten des Lebens als den lediglich aufklärerisch rationalen suchen. Ein guter Teil der heutigen kirchlichen Arbeit gilt der Lösung dieser Aufgabe: sie könnte, da beide Konfessionen hier vor sehr verwandten Problemen stehen, in gemeinsamer Arbeit geleistet werden, so daß hier einer der Gemeinschaftskreise von Protestantismus und Katholizismus entstehen könnte. Ein zweiter könnte sich am geistigen Pol entwickeln, da, wo die Gottheit immer neu aus ihrem An Sich heraustritt und sich dem gläubig Erkennenden offenbart, in Wesensformen, die nun ihrerseits die an diesem geistigen Pol den Beziehungen zum Religiösen Entwichenen von neuem bannen könnten. Das gefährliche Goethe-Wort „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion" hat seine Gültigkeit vor tieferer Einsicht allmählich verloren: die vielen aber, die trotz Wissenschaft und Kunst einsehen mußten, daß jenseits dieser Bezirke ein weit tieferes und geheimnisvolleres Reich des Geistes liegt, eben das Religiöse, sind, wie die Erfahrungen der letzten Jahre beweisen, ebenso wieder zu binden, wie die am Außenpol, sobald man ihnen den Blick in die wirkliche Landschaft der religiösen Welt eröffnet und jenseits des Gewohnten den Zugang erschließt zu neuen Geheimnissen und Offenbarungen des Göttlichen.

Beide Pole aber sind zuletzt den beiden großen Konfessionen des Christentums gemeinsam: das Unterscheidende liegt im Zwischenreich, nicht an den Grenzen. Darum wäre es wohl denkbar, daß der Wille zur Annäherung über alles Trennende hinweg hier auf diesen Arbeitsgebieten sehr fruchtbare Tätigkeit finden könnte, weil jeder von beiden von einem andern Blickpunkt aus Erlebnisse und Erfahrungen seiner Sonderform des Religiösen dem andern mitbringen und hinbreiten kann. Das persönliche und das allgemeine Glaubenserlebnis, die beiden großen Annäherungen an das Göttliche, wenn auch aus verschiedenen Richtungen, kämen so zusammen und würden nun, in gegenseitiger Befruchtung gemeinsam ihren Reichtum ausbreitend, dem inneren Gesicht der Welt neue und tiefere Züge der Beziehung zum Absoluten und zum Göttlichen geben können.

Friedrich von Hardenberg
(1772–1801)

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum des Barbaren, und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Kultur gerade unter den größesten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tiergeiste – eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.

*

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegenteil sein: er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch den Tempel (das Gebiet) der allumfassenden Tätigkeit.

*

Die alte Hypothese, daß die Kometen die Revolutionsfackeln des Weltsystems wären, gilt gewiß für eine andere Art von Kometen, die periodisch das geistige Weltsystem revolutionieren und verjüngen. Der geistige Astronom bemerkt längst den Einfluß eines solchen Kometen auf einen beträchtlichen Teil des geistigen Planeten, den wir die Menschheit nennen. Mächtige Überschwemmungen, Veränderungen der Klimate, Schwankungen des Schwerpunkts, allgemeine Tendenz zum Zerfließen, sonderbare Meteore sind die Symptome dieser heftigen Inzitation, deren Folge den Inhalt eines neuen Weltalters ausmachen wird. So nötig es vielleicht ist, daß in gewissen Perioden alles in Fluß gebracht wird, um neue, notwendige Mischungen hervorzubringen, und eine neue, reinere Kristallisation zu veranlassen, so unentbehrlich ist es jedoch ebenfalls diese Krisis zu mildern und die totale Zerfließung zu behindern, damit ein Stock übrigbleibe, ein Kern, an den die neue Masse anschließe, und in neuen schönen Formen sich um ihn her bilde. Das Feste ziehe sich also immer fester zusammen, damit der überflüssige Wärmestoff vermindert werde, und man spare keine Mittel, um das Zerweichen der Knochen, das Zerlaufen der typischen Faser zu verhindern.

Würde es nicht Unsinn sein, eine Krisis permanent zu machen, und zu glauben, der Fieberzustand sei der echte, gesunde Zustand, an dessen Erhaltung dem Menschen alles gelegen sein müßte? Wer möchte übrigens an seiner Notwendigkeit, an seiner wohltätigen Wirksamkeit zweifeln.

*

Kein Staat ist mehr als Fabrik verwaltet worden, als Preußen, seit Friedrich Wilhelm des Ersten Tode. So nötig vielleicht eine solche maschinistische Admini-

stration zur physischen Gesundheit, Stärkung und Gewandtheit des Staats sein mag, so geht doch der Staat, wenn er bloß auf diese Art behandelt wird, im wesentlichen darüber zugrunde. Das Prinzip des alten berühmten Systems ist, jeden durch Eigennutz an den Staat zu binden. Die klugen Politiker hatten das Ideal eines Staates vor sich, wo das Interesse des Staats, eigennützig, wie das Interesse der Untertanen, so künstlich jedoch mit demselben verknüpft wäre, daß beide einander wechselseitig beförderten.

An diese politische Quadratur des Zirkels ist sehr viel Mühe gewandt worden: aber der rohe Eigennutz scheint durchaus unermeßlich, antisystematisch zu sein. Er hat sich durchaus nicht beschränken lassen, was doch die Natur jeder Staatseinrichtung notwendig erfordert. Indes ist durch diese förmliche Aufnahme des gemeinen Egoismus, als Prinzip, ein ungeheurer Schade geschehn und der Keim der Revolution unserer Tage liegt nirgends, als hier.

*

Wer Gott einmal suchen will, der findet ihn überall.

*

Vernunft, Gemüt, Ernst und Wissenschaft sind von der Sache Gottes unabtrennlich.

*

Unser ganzes Leben ist Gottesdienst.

Alles Gute in der Welt ist unmittelbare Wirksamkeit Gottes. In jedem Menschen kann mir Gott erscheinen. Am Christentum hat man Ewigkeiten zu studieren. Es wird einem immer höher und mannigfacher und herrlicher.

*

Unter Menschen muß man Gott suchen. In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten.

*

Gemeinschaftlicher Wahnsinn hört auf Wahnsinn zu sein und wird Magie, Wahnsinn nach Regeln und mit vollem Bewußtsein.

Aus den „Fragmenten".

*

Wer weiß, ob des Kriegs genug ist, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistige Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Tränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren.

*

Die anderen Weltteile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. Sollte es nicht

in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüter wieder geben, sollten nicht alle wahrhafte Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken? und gern zusammentreten und heilige Chöre anstimmen?

*

Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Überirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. Aus dem heiligen Schoße eines ehrwürdigen europäischen Konziliums wird die Christenheit aufstehn, und das Geschäft der Religionserweckung nach einem allumfassenden, göttlichen Plane betrieben werden. Keiner wird dann mehr protestieren gegen christlichen und weltlichen Zwang, denn das Wesen der Kirche wird echte Freiheit sein, und alle nötigen Reformen werden unter der Leitung desselben als friedliche und förmliche Staatsprozesse betrieben werden.

Wann und wann eher? darnach ist nicht zu fragen. Nur Geduld, sie wird, sie muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird; und bis dahin seid heiter und mutig in den Gefahren der Zeit, Genossen meines Glaubens, verkündigt mit Wort und Tat das göttliche Evangelium und bleibt dem wahrhaften, unendlichen Glauben treu bis in den Tod. Aus „Die Christenheit oder Europa".

CLEMENS BRÜHL

Wilhelmine Herzogin von Sagan

Als man vor kurzem, ganz gefangen von den großen Geschehnissen der Gegenwart, doch einen Rückblick auf den Wiener Kongreß warf, der vor 125 Jahren abgerollt war, gab es in Deutschland einige wenige Kenner der Kulturgeschichte jenes Zeitabschnittes, die dabei auch einer Frau gedachten, einer bedeutenden deutschen Frau, der sie schon wenige Monate vorher bei ihrem 100. Todestage eine Stunde der Erinnerung geweiht haben mochten: der Herzogin Wilhelmine von Sagan, Prinzessin von Kurland, die auf jenem Kongreß eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte.

Wenn ihr Andenken in so starkem Maße geschwunden ist, so liegt das zum großen Teil in ihrem eigenen Entschlusse. Bewußt hatte sie in späteren Jahren einen Schleier um ihr einst so viel beobachtetes, besprochenes und beklatschtes Leben gelegt. Nachdem es ihr nicht vergönnt gewesen war, die Stellung zu behaupten, zu der sie emporgewachsen war und die sie als die ihr allein gemäße ansah, hatte sie es verschmäht, die Erinnerung an ihr Leben, das sie als Torso empfand, wachzuhalten. Sie hat keine Memoiren verfaßt und keinen Briefwechsel für die Nachwelt gesammelt, gesichtet und aufbereitet, wie es ihre berühmt gebliebenen Zeitgenossinnen, etwa ihre jüngste Schwester und Nachfolgerin in Sagan, Dorothée von Talleyrand-Périgord, Herzogin von Dino, Talleyrands Nichte, oder

die Fürstin Lieven getan haben. Im Gegenteil: ihre bedeutende politische Korrespondenz hat sie absichtlich vernichtet.

Und doch würde wohl auch sie selbst keine Einwendungen mehr erheben, wenn sich einer, hundert Jahre nach ihrem Tode, unterfängt, auf dieses Leben hinzuweisen, das menschlich voll Größe, Stolz und edler Tragik, kulturgeschichtlich als das Bild einer bedeutenden Frau aus dem hohen Adel belangvoll und politisch aufschlußreich ist.

Daß sie eine Deutsche war, war für die politische Rolle, die sie spielte, bestimmend. Es war ihr starkes deutsches Empfinden, das sie zur erbitterten Feindin Napoleons machte, zu einer der Sprecherinnen gegen ihn in der politisch maßgebenden Gesellschaft Wiens, zur Aufpeitscherin des vorsichtigen Metternich nach dem Zusammenbruch des russischen Feldzuges der Franzosen, zum Stern und dann zum Unstern des Leiters der österreichischen Staatsgeschäfte. In ihr, der gebürtigen Baltin, war noch das Gefühl der deutschen Sendung in Europa lebendig, das damals in Fürstenegoismus, Kleinstaaterei und Einzelnationalismus schon fast völlig erstickt war.

Bis sie zu ihrem Ruhm und politischen Einflusse gekommen war, hatte sie einen nicht leichten Weg zurücklegen müssen. Ihre Jugend war ohne Freude gewesen. Der alte Vater, der Herzog Peter von Kurland, noch ganz eine jener prunkenden und etwas verschrobenen Kraftgestalten, die uns im Barock immer wieder entgegentreten, Sohn jenes Grafen Biron, der als Günstling der Zarin Anna Rußland beherrscht hatte, hatte bei den polnischen Wirren zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nach langem, sorgen- und intrigenreichem Ringen seinen Herzogsstuhl an Rußland abtreten müssen. Die so viel jüngere Mutter hatte sich bald dem greisen Gatten entfremdet, so daß sich nicht die Wärme eines liebevollen Elternhauses um die Töchter gelegt hatte. Zwei kurze Ehen hatten sich bei Wilhelmine selbst als Fehlschläge erwiesen. Beide waren sie im Grunde Ergebnisse verletzten Stolzes gewesen. Den zweiten Mann, einen schwerblütigen, ernsten Russen, den Fürsten Trubetzkoi, der sie an den geliebten Vater gemahnt haben mochte, hatte sie erwählt, als sie gespürt und zu spüren bekommen hatte, daß ihr erster Gatte, der lustig schwätzende Prinz Louis Rohan, in der Welt nicht ernst genommen wurde. Diesem mittellosen jungen Emigranten aber hatte sie sich in die Arme geworfen, als ihrer ersten, leidenschaftlichen und begeistert erwiderten Liebe zu dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen durch ein Heiratsverbot des preußischen Königs die Erfüllung versagt worden war. Stolz und trotzige Unbedingtheit bis zur Selbstzerfleischung, das gehörte zu ihrem Wesen. Dem preußischen Könige sagte sie für sein Verbot die Fehde an und hielt sie durch: zeitlebens betrat sie, die preußische Lehnsfürstin, nicht mehr Berlin.

Zeiten der Einsamkeit und des Reisens folgten. Das Barock, in dem sie aufgewachsen war, leitete ins Empire über. Napoleon wurde die beherrschende Gestalt Europas. Ihn, den Schuldigen an dem Tode Louis Ferdinands, des heldischen Jünglings, an dem Wilhelmine auch in Zukunft immer wieder die Männer maß, Napoleon, dessen Truppen ihr Herzogtum jahrelang besetzt hielten und ausbeuteten, den Korsen, in dem sie nicht allein die Gefahr für diesen oder jenen deutschen Staat, sondern für Deutschland als europäischen Organismus sah, bekämpfte sie mit der gleichen Unbedingtheit, mit der sie auch sonst handelte. Reich, unabhängig — von dem Vater, der rechtzeitig große Vermögensteile ins Ausland gebracht und für seine Abdankung eine gewaltige Abfindung bekommen hatte, waren ihr sein schlesisches Lehnsfürstentum Sagan und die reiche böhmische

Herrschaft Nachod vererbt worden – war sie schnell eine der geistigen Führerinnen der Napoleongegner geworden. In Nachod hatte Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls seine schwarzen Jäger zusammengestellt, hatte Friedrich Gentz mit dem Grafen Götzen, dem Haupte des schlesischen Widerstandes gegen die Franzosen, verhandelt. Wilhelmine selbst hatte Gelder zur Aufstellung von Truppenkontingenten in Böhmen gegeben. In Wien aber war ihr Salon schnell ein Verschwörerzirkel gegen den Franzosenkaiser geworden, während – seltsames, aber sinnvolles Zusammentreffen – in Paris die Mutter, die Herzogin Dorothea von Kurland, mit dem Kopf der französischen Opposition gegen Napoleon, dem Fürsten Talleyrand, der seinem Neffen und Erben die jüngste der kurländischen Prinzessinnen als reiche Frau verschafft hatte, ihre Pläne schmiedete. Mancher vertrauliche Bericht aus Paris lief über Wilhelmine an den Zaren.

Nach abermals verlorenem Kriege gegen Napoleon war um diese Zeit, im Januar 1810, Graf Clemens Lothar Metternich in glänzender Laufbahn sechsunddreißigjährig an die Spitze der österreichischen Staatsgeschäfte getreten. Herzogin Wilhelmine kannte ihn schon aus seiner Dresdner Zeit als österreichischer Gesandter am kursächsischen Hofe. Damals war er ein leichtlebiger, eleganter, nicht sonderlich bedeutender junger Mann gewesen. Dies Urteil schien sich jetzt zu bestätigen. Seine ganze Politik schien sich in der Anschmiegung an das triumphierende französische System, in Lavieren, Ausweichen und Umschmeicheln zu erschöpfen. Alle Napoleongegner in Wien empfanden es als einen Schlag, daß der Korse, nicht ohne Metternichs Zutun, eine Kaisertochter zur Frau erhielt. Es waren keine angenehmen Stunden, die Metternich, dem ständigen Besucher des Saganschen Salons, und seinem Sekretär Gentz, der noch häufiger als Vertreter erschien, dort von den Damen bereitet wurden. Vorwürfe und Anfeindungen mußten mit Rechtfertigungen und Begründungen erwidert werden. Es mochte dem Herrn Staatskanzler ganz recht sein, daß er aus Anlaß der Hochzeitsfeierlichkeiten sich auf Monate hinaus nach Paris begeben konnte. Völlig zum Verzweifeln aber schien es mit dem Manne, als er – der Feldzug Napoleons gegen Rußland lag schon in der Luft – mit Frankreich ein Bündnis einging, das Österreich zum mindesten verhinderte, sich gegen seinen Besieger zu stellen. Andere hätten es unter solchen Umständen aufgegeben, weiter mit diesem Manne geistig zu ringen. Den Trotz der Herzogin von Sagan aber mochte diese Aufgabe nun erst recht reizen. Die bestrickende Einunddreißigjährige gewann Metternichs Vertrauen, und nun erst erkannten beide, wie sehr sich ihre letzten Ziele deckten. Auch in dem Rheinländer Metternich lebte noch die große, übernationale Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Hatte der europakundige, aus seinem angestammten Erbe an der Mosel vertriebene Mann, der in seiner Jugend den Zerfall der österreichischen Niederlande miterlebt hatte, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt wie die kurländische Herzogstochter? Auch Metternich sah in der Ferne einen Tag allgemeiner Erlösung. Hinter der scheinbaren Weichlichkeit und gespielten Bequemlichkeit lässigen Zuwartens erstrebte auch er nur die Erstarkung seiner zusammengebrochenen Wahlheimat. Nur lehnte er es ab, für sein Herrscherhaus noch einmal irgendein Wagnis einzugehen. Sein ganzes Trachten war, Gefahren abzuhalten und nach dem rechten Zeitpunkt auszuspähen, zu dem Österreich seine Fesseln abstreifen und seine alte Rolle in Deutschland wieder aufnehmen könne. Nun sah Wilhelmine ihre Aufgabe. Sie mußte seinem

Schwanken zwischen dem Wunsche nach Sicherheit und dem nach Befreiung zur rechten Stunde ein Ende machen.

Daß dieses glänzende Menschenpaar, gleicher gesellschaftlicher und politischer Anschauungen, einander ebenbürtig an Geist und körperlichen Gaben, auch in Liebe zueinander fand, verwundert nicht.

Napoleon war geschlagen aus Rußland zurückgekehrt. Alles drängte Österreich, sich mit Rußland, Preußen und England zur Vernichtung des Eroberers zu vereinen. Aber Metternich zögerte. Da war es die Geliebte, die den österreichischen Staatskanzler mitriß, die seine ängstlichen Berater band und den Staatsmännern der Allianz Gehör verschaffte. Zwischen Dresden, wo Napoleon weilte, Gitschin, dem Aufenthalte des österreichischen Kaisers und Metternichs, und Reichenbach, wo sich der Zar und der König von Preußen befanden, wurde ihr lieblicher Landsitz Ratiborschitz, zu der Herrschaft Nachod gehörig, ein Knotenpunkt in den entscheidenden Waffenstillstandstagen nach dem erneuten Vordringen der Franzosen während des Sommers 1813. Hier trafen die Staatsmänner Rußlands, Preußens und Englands mit Metternich zusammen. Hier war zweimal Kaiser Alexander zu Gast. Hier leistete die Hausherrin den Napoleonfeinden dankbar anerkannte Dienste. „Jahre hindurch hast du auf den glücklichen Augenblick gewartet, Clemens! Jetzt ist er da. Längst ist er da. Versäume die Zeit nicht! Laß Napoleon nicht wieder stark werden. Die Zeit arbeitet für ihn. Schlag endlich zu! Jeder versäumte Tag wird bei dem Entscheidungskampfe mehr Deutschen das Leben kosten!" Das muß der Sinn ihrer Rede gewesen sein nach allem, was man vorher und in der Folge von Wilhelmine weiß.

So wirkte sie auch stützend auf dem sich anschließenden Kongreß in Prag, den Napoleon vorgeschlagen hatte und während dessen sich die Staatsmänner der werdenden Verbündung allabendlich bei der Herzogin trafen. Es soll nicht behauptet werden, daß Wilhelmine von Sagan auf Metternichs Entschlüsse den entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Aber daß sie als liebende und geliebte Frau mit einem ausgesprochen politischen Wollen den so lange schwankenden Minister vorwärtsgetrieben hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Am 11. August 1813, als auch Österreich Napoleon den Krieg erklärte, konnte sich die Herzogin nach vielen Niederlagen ihrer politischen Gedanken endlich als Siegerin fühlen. Als dann Erfolg auf Erfolg eintraf und die Schlacht bei Leipzig das Werk krönte, durfte auch Wilhelmine sich ein Verdienst daran zuschreiben.

War die Herzogin von Sagan in diesen Zeiten der Hochspannung und Entscheidung Metternichs Glücksgöttin gewesen, so wurde sie ihm nicht lange darauf fast zum Verhängnis. Daß sie eine Legitimierung ihrer Gemeinschaft mit Metternich erstrebte, ist natürlich; daß der verheiratete Minister Seiner Apostolischen Majestät sie ablehnen mußte, ist ebenso zu verstehen. Während der Festwochen in London, die auf den ersten Pariser Frieden folgten, rangen Metternich und Wilhelmine von Sagan, die ihn nach England begleitet hatte, miteinander, jeder mit einem anderen Ziele. So ging es weiter während der Wochen in Baden, wo sich die politische Gesellschaft im Wiener Wald vor dem großen Kongreß zusammengefunden hatte.

Wilhelmine war, da andere Mittel versagt hatten, dazu übergegangen, sich dem Liebhaber zu entziehen. Bis tief in den Kongreß hinein nahm dieser Kampf Metternichs ganze Kraft gefangen. Seine Umgebung jammerte über seine Teilnahmslosigkeit an den Staatsgeschäften. „Immer hat er nur die verdammte Frau im Kopf." Die ernsten Leute waren empört, die Jugend spottete, alles

bereitete sich zu Metternichs Sturz vor. Bis sich der Lebenskünstler in letzter Stunde doch noch fing, bis er der Frau entsagte, bis seine Tatenlosigkeit durch den Lauf der Ereignisse eine plötzliche Rechtfertigung erhielt.

So sehen wir Wilhelmine von Sagan in der Mitte des Kongresses strahlend und wegen ihres Einflusses beneidet, und doch letztlich als Verliererin. Gesellschaftlich ist sie eine kleine Macht und das aus eigener Kraft, nicht etwa als Ableger Metternichs, noch weniger durch Unterstützung Talleyrands, der in ihrem Salon Stammgast ist und durch ihn manche Beziehung erhält und unterhält, am wenigsten als Exponentin des Zaren oder des preußischen Lehnsherrn. Mitten zwischen diesen Kräften kann sie hierhin und dorthin vermitteln. Die Schwestern, die Fürstin Hohenzollern-Hechingen und die Herzogin von Acerenza, mehr aber noch die jüngste, die Gräfin Périgord, die sich zur ständigen Begleiterin ihres Oheims Talleyrand entwickelt, geben Wilhelminens Glanz einen würdigen Hintergrund.

Der Aufwand an Schmuck, Kleidung, Dienerschaft, Pferden und Gefährten und allem sonstigen Luxus, den die reiche österreichische Aristokratie und die vielen vermögenden Fremden auf dem Kongresse treiben, ist unerhört. Wilhelmine von Sagan sticht auch unter diesen Wettbewerbern noch hervor. Ob sie sich auf Hoffesten bei der Vorführung lebender Bilder beteiligt, ob sie auf Maskenbällen in kostbarer, sinnbildlicher Verkleidung erscheint oder ob sie mit ihrer berühmten langen Perlenkette und mit herrlichem Diadem die Gesellschaften durchwandert, immer lenkt sie viele Augen auf sich. Es ist nicht nur ihre Schönheit, das vollendete Ebenmaß ihrer mittelgroßen Gestalt, die wohllautende Altstimme, das edle Antlitz mit der klaren Stirn, mit der feinen, leichtgebogenen Nase, mit dem gepflegten Haar in nachgedunkeltem Blond, zu dem die großen, braunen Augen einen reizvollen Gegensatz bilden, es sind nicht die zartgeformten Hände, nicht der hoheitsvolle Adel ihres Auftretens allein, die die Zuschauer fesseln. Sie wissen und fühlen, daß sich bei ihr zu der Schönheit, die sie mit mancher anderen großen Dame teilt, ein scharfer Geist, ein starker Wille und ein heißes Herz fügen. Voll Stolz ist sie und doch, wenn sie will, von bezaubernder Liebenswürdigkeit, hochgesinnt und auch hochmütig, gewiß, aber nicht aus Torheit, sondern aus echtem Eigenwerte heraus, anspruchsvoll, aber auch großen Ansprüchen gerecht werdend.

War es dasselbe Gefühl der Enttäuschung, das früher die Neunzehnjährige zu Rohan getrieben hatte, was jetzt auch die Vierunddreißigjährige zu einem anderen, gegenpoligen Manne führte? War es die Sprache des Herzens oder einfach der Wunsch, endlich zu geordneten Verhältnissen zu gelangen, der die Herzogin eine neue Verbindung suchen ließ? Als sie nach der endgültigen Niederwerfung Napoleons zu den in Paris versammelten europäischen Staatsmännern stieß, war es nicht der geschmeidige Metternich, den sie dort wie vor eineinhalb Jahren suchte, sondern der martialische Lord Charles Stewart, der britische Botschafter in Wien, der Bruder des mächtigen englischen Außenministers Lord Castlereagh.

Aber auch diese Beziehung war nicht von langer Dauer und führte nicht zu dem politischen Einfluß zurück, den die Herzogin Wilhelmine schon einmal besessen hatte. Sie aber lehnte es ab, nun von dem alten Ruhme zu zehren und als verhinderte Politikerin die klägliche Spottfigur einer gestürzten Größe zu werden, die sich nicht bescheiden kann. Mit klarem Blick für ihre Lage und sicherem Gefühl für Würde stellte sie ihr Leben völlig um. Sie verließ Wien für Jahre, ging auf ihre Güter und begann dann ein Wanderleben, das sie jahrelang hauptsächlich

in Neapel und seiner schönen Umgebung festhielt. Vom Empire war sie in die Romantik eingetreten.

Diese Zeitspanne ihres Lebens ist für den Betrachter nicht minder reizvoll als die vorhergehende. Wilhelmine von Sagan entwickelte Gaben und Kräfte, die man in ihr während ihrer politischen Zeit nicht vermutet haben mochte. An Stelle des ausgeprägten Sinnes für Politik und Geselligkeit und einer fast männlichen Verschwiegenheit traten nun weiblichere Züge in den Vordergrund. Da ihr eigene Kinder versagt waren, hatte sie drei junge Mädchen zu Pflegetöchtern angenommen. Ihnen war sie jetzt eine echte Mutter, eine strenge Erzieherin zwar, aber doch auch voller Güte und Verständnis. Sie konnte ganz in der Jugend aufgehen und wurde von ihr schwärmerisch verehrt. Durch eine dritte Heirat mit einem Grafen Schulenburg, der aber für sie kaum mehr bedeutete als ein Hofmarschall und Vermögensverwalter, gab sie den Kindern auch einen Vater. Durch ihre Mutter, die zusammen mit deren Schwester, der gefühlvollen Dichterin Elisa von der Recke, die Verbindung zu dem gelehrten und künstlerischen Bürgertum pflegte, erhielt Wilhelmine zu diesen geistigen Trägern der Romantik Verbindung. In Löbichau, auf dem Landsitze der Mutter, traf sich die Familie mit kurländischen Verwandten und Bekannten und vielen Köpfen der deutschen Geisteswelt. Da fanden sich Tiedge, der Dichter der einst so berühmten „Urania", der Recke ständiger Begleiter, ein und Christian Gottfried Körner, der Freund und Anreger Schillers, der Vater Theodors, der diesen Namen nach seiner Patin Dorothea von Kurland erst später angenommen hatte, da waren der große Kriminalist Paul Anselm von Feuerbach, der Vater so bedeutender Gelehrter und Großvater des Malers, der Berliner Verleger Hofrat Parthey, der seine Laufbahn als Hauslehrer im kurländischen Elternhause der Herzogin begonnen hatte, und die Verleger Eberhard und Brockhaus, da sah man den alten Dramaturgen und Dichter Schink, dem Wilhelmine dann das Altersbrot als Bibliothekar in Sagan gab, den redegewandten Berliner Theologen Marheineke, den bedeutenden Archäologen Karl August Böttiger und nicht zuletzt den Legationsrat Jean Paul Richter.

Am meisten wurde Wilhelmine von Sagan aber erfüllt durch die Liebe zur Natur und zur Kunst. Als eines der wenigen Dokumente aus ihrer Hand ist die reizende Schilderung einer Kunstreise in Sizilien im Sommer 1825 auf uns überkommen — es war das erstemal, daß eine Dame diese Insel zum Vergnügen bereiste — in der sich ihr echtes Kunstverständnis ebenso widerspiegelt wie ihr kritischer, ein wenig spottfreudiger Sinn gegenüber den Menschen und Verhältnissen. Und um den Zug der Romantik ganz zu erfüllen, trat sie in geheimnisvoller Weise auch zum katholischen Glauben über.

Aber letzte Befriedigung empfand sie doch nie. Dazu hatte sie eine viel zu unruhige und vielspältige Natur. Wie es das Los so vieler alternder Frauen ist, vereinsamte sie allmählich nach der Verheiratung der Töchter. In Wien, wo immer noch Freund Metternich das Staatsruder führte, war sie zuletzt schlechthin „Die Sagan", ein Stück Geschichte. Ihre letzte große Reise galt der Schwester Dorothée in Paris; doch als sich Talleyrand damals auf das Sterbebett legte, verließ sie diese für sie so erinnerungsreiche Stadt. Als sie 1839, achtundfünfzigjährig und doch schon sehr müde, starb, horchte die Welt noch einmal auf und gedachte wehmütig der Zeit ihres Glanzes und ihrer vielseitig begabten, stolzen Persönlichkeit voll edler Größe.

Rundschau

Kellerfatalismus. Sind wir denn unter der Hand Mohammedaner geworden, stellt ein Krieg vielleicht eine verschleierte Selbstinfektion mit den Geistern des Islam dar, möchte man sich heute öfter fragen und bisweilen auch die eigene Stirn reiben, wenn wir mit aufreizender Monotonie nun schon durch die ganzen Kriegsmonate, wo auch immer unter uns die mit dem Kriege und besonders mit dem hinterhältigen nächtlichen Luftkriege gewiß etwas erhöhte generelle Gefährdung unserer Existenz zur Sprache kommt, als der Weisheit letzten Schluß von Soldaten wie Zivilisten, Männern wie Frauen, Greisen wie Halbwüchsigen die Redensart vorgesetzt bekommen, daß „alles eben Schicksal sei…" Fehlt als Kommentar dann nur noch der ominöse Ziegelstein, der uns ebensogut wie die Bombe auf den Kopf fallen könne. „Alles ist Schicksal." Wer's noch deutlicher sagen will, fügt hinzu: Fatum, Kismet, Moira, Anangke; oder er variiert den deutschen Schicksalsbegriff ein wenig mit dem der „Bestimmung". Dagegen macht sich eine interessante Scheu vor dem doch immerhin ebenfalls parallelen Ausdruck Vorsehung geltend. Schicksal klingt uns männlich, obwohl es mit einem ausgezeichneten Hintersinn seiner deutschen Grammatik nur sächlich ist. Fatum und Kismet erwecken vollends Vorstellungen erhöhter kriegerischer Männlichkeit. Man sieht bei diesen Worten sozusagen berittene Araber vor sich, die sich ohne Wanken in den Kugelregen eines Maschinengewehrs stürzen. Über den grammatisch weiblichen Begriff der Vorsehung scheint uns dagegen allzusehr der warme, weiche Tauwind christlicher Metaphysik hinweggestrichen zu sein. Eine seltsame Pädagogik und Diätetik, die wir da mit unserem Geiste betreiben, indem wir ihm absichtlich die Rute harter, kalter, forciert toter und sächlicher Begriffe auf den Rücken binden, obwohl doch die Reife unseres Weltzeitalters lange über sie hinausgekommen war und ihre Unzulänglichkeit eben in zahllosen „Schicksalen" erprobt hatte. Betrachtet man nämlich diesen in den Luftschutzkellern heute wiedergeborenen Fatalismus orientalischer Prägung etwas genauer, so stellt sich heraus, daß er uns gar nicht vor der Gewalt des wirklichen Schicksals, vor Tod und Verderben, sondern bestenfalls vor unseren Phantasievorstellungen dieser düsteren Vorgänge einpanzert. Eine wirkliche Todesbegegnung bringt z. B. der nächtliche Fliegeralarm ja Gott sei Dank nur einer verschwindenden Zahl von Individuen. Bei unzähligen anderen belebt sich dagegen nur ein schreckhaftes metaphysisches Vorstellungbilden. Nun gibt es in uns eine deutliche Pflicht zur Eindämmung abgründiger und verängstigender innerer Vorstellungen, und schließlich ist jeder kraftvolle und herrscherliche Begriff, der hier Hilfe leisten kann, besser als gar keiner. Fragt sich nur, ob nicht gerade die „männliche" Starre und Steifheit des Schicksalsgedankens vor den komplizierteren Stadien einer solchen Aufgabe am ehesten ihre Schwäche herauskehren wird. Nicht nur das behagliche Aussprechen, sondern bereits der bloße Denkvollzug solcher Schicksalsweisheit pflegt ja, den überwiegenden Erfahrungen nach, dem Menschen schon mit jenem ersten Augenblick zuschanden zu werden, wo er sich eigentlich erst bewähren müßte, in dem Augenblick nämlich, wo das Schicksal in der Tat einmal Wirklichkeit in uns wird und aus dem Äther der bloßen Phantasievorstellung heraustritt. Jeder verwundete, schwer erkrankte oder anderweitig in die Wirklichkeit der Todesgefahr

hineingerückte Mensch läßt gern allen Glauben an kalte, tote Determinationen, in denen sein Geist in der Gesundheit des Leibes sich vielleicht einmal großartig geborgen wähnte, dahinfahren und glaubt an nichts so leidenschaftlich wie an die Freiheit, an die im eigenen oder im Willen anderer Menschen beruhende Möglichkeit, das „Schicksal zu wenden". Ist es hierfür aber wirklich einmal zu spät, dann müßte ein seltsamer Starrkrampf auch einen „harten" Geist erfassen und festhalten, wenn jener Fatalismus nun wirklich seine letzte geistige Gebärde bleiben sollte. Der Schicksalsgedanke in seiner alttürkischen Gestalt mag für den Krieger in den „dummen" Stunden und Augenblicken vor dem Kampf, wo volles Leben und voller Tod, dichtestes Sein und entleertestes Nichts sich übergangslos im Innern der Seele anstarren, eine dienliche Gedankenzucht sein; wer indessen die verzweigten Abhängigkeiten unserer Existenz öfter, reichlicher und umsichtiger erfahren hat, wird das Allerdunkelste seines Herzens, den schwarzen Stein unserer inneren Kaaba, um es vollends in mohammedanischer Symbolik auszudrücken, doch früher oder später lieber mit belebenderen und erwärmenderen Begriffen als dem des Fatums, mit einer reicheren und gelösteren Metaphysik unseres Erdenlaufs überleuchten und sich hierbei vielleicht oft im Alter erst an Güter, Worte und Werte, die ihm in der Jugend und in seinem „Kinderglauben" überliefert waren, als an die treusten und stichhaltigsten Genien und Fährmänner über dunkle Ströme wieder entsinnen.

Bismarck und kein Ende. Die Fehlbarkeit menschlichen Urteils über Zeitgenossen oder Persönlichkeiten der Geschichte läßt sich nicht besser und wohl auch nicht amüsanter erhärten als durch Gegenüberstellung verschiedener gleichzeitiger Urteile über einen Menschen oder durch das Verfolgen des Wandels im Urteil durch lange und zuweilen oft verblüffend kurze Zeiträume. Nachdem die Feinde des ersten deutschen Reichskanzlers einzig wegen der Tatsache, daß er nur durch drei Kriege die deutsche Einheit erkämpfen konnte, ihn als typischen Machiavellisten und Gewaltpolitiker hinstellen wollten, schlug beim Zugänglichwerden immer neuen Aktenmaterials der Pendel der Beurteilung derartig stark aus, daß man gegen ihn den Vorwurf allzu starren Festhaltens an einer Friedenspolitik sans phrase erhob. Dieser Vorwurf ist genau so unhaltbar wie der erste. Bismarck hat, nachdem der Reichsbau errichtet war, grundsätzlich auf jede Kriegs- und Prestigepolitik verzichtet, er wollte kein „Prestigenarr" sein und verfolgte, gleichfalls nach seinen eigenen Worten, keine Macht-, sondern eine Sicherheitspolitik. Das tat der große Staatsmann, weil er einmal die Realitäten der europäischen Politik mit unerbittlicher Klarheit und Nüchternheit sah und sich bei dem Abwägen „die gänzliche Abstraktion von gemütlichen Regungen" zur Pflicht machte. Zum andern aber beherrschte Bismarck mit unübertroffener Meisterschaft die Psychologie der andern Völker und verstand es, das eigene Handeln unter dem Gesichtspunkt der von ihm mit Instinktsicherheit berechneten Reaktion der andern Mächte und Völker abzuschätzen. In *einen* Satz ballt er in klassischer Kürze sein treffsicheres Urteil über einen Menschen zusammen und zieht zugleich daraus die Konsequenz für seine Behandlung. So schreibt er, als ihm die Äußerung des rumänischen Außenministers Boerescu über Gregor Sturdza, den Vorkämpfer für Rumäniens Anschluß an Rußland, er sei „halb verrückt", berichtet wird, dieser Ausdruck sei recht stark, „aber für politische Unternehmungen sind Leute, die man in der gewöhnlichen Welt so zu nennen pflegt, häufig die geeignetsten und gefährlichsten". Bismarck hat, um auf den törichten Vorwurf zurückzukommen, es

grundsätzlich abgelehnt, einen Präventivkrieg zu führen, da ein Krieg zwischen zwei großen Nationen „doch nicht mit einem Feldzug abzumachen, sondern daraus eine Serie von Kriegen entstehen werde". Er meisterte eben die Kunst der Politik, so daß er jederzeit durch seine geschickte Hand die möglichen Gefahren zu beschwören und als Herr des politischen Spiels, gerade weil ein mächtiges Reich hinter ihm stand, allen möglichen gegen das Reich gerichteten Koalitionen andere entgegenzustellen oder die Gegner wieder zu trennen verstand. Auch starke sittlich-religiöse Momente spielten mit. Er kannte keine Ungeduld, kein Ressentiment — und er konnte warten. Unter kluger Rücksichtnahme auf innere und äußere Widerstände, die nun einmal zu den Realitäten jeder Politik gehören, vermied er in überlegener Klugheit jeden erhöhten Druck auf andere Mächte — und erreichte sein Ziel. So stand über seiner ganzen Politik als Kanzler des Reiches der Leitgedanke: die nach allen Seiten ohne Ausnahme hindurchgeführte Sicherung Deutschlands vor jeder möglichen Kriegsgefahr. „Voraussetzung also für den dauernden Erfolg des Bismarckschen Systems war feinstes Einfühlen in die Empfindungen und Gedankengänge der anderen Mächte, schärfstes Erfassen des Grades, bis zu dem ihnen der Zwang zu ständiger Rücksichtnahme auf Deutschland als tragbar und über den hinaus er ihnen als selbstentmündigende und sachlich schädigende Demütigung gelten würde. Mit einem Wort, diese Politik stand und fiel mit der höchsten und schwersten staatsmännischen Kunst, der des Maßhaltens." Diese Worte entnehmen wir der neuen, eine Sensation bedeutenden Veröffentlichung „Bismarck und die europäischen Großmächte 1879—1885", die Wolfgang Windelband auf Grund unveröffentlichter Akten vorgenommen hat (Essen, Essener Verlagsanstalt. RM 18,—). Ihm standen neu zur Verfügung die Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, nachdem er schon vorher den Nachlaß des letzten Chefs der Reichskanzlei unter Bismarck, v. Rottenburg, das Friedrichsruher Archiv, das in Varzin und die Korrespondenz von Herbert Bismarck mit seinem Freund, Graf Ludwig von Plessen-Cronstern, auf Schloß Nehmten ausgeschöpft hatte. Auf 656 Seiten mit einem hinzugefügten reichlichen Apparat hat Windelband dieses Material in souveräner Beherrschung des Stoffes, ohne sich je von seiner Fülle erdrücken zu lassen, mit der prachtvollen Klarheit und der stilistischen Sicherheit des geborenen Historikers verarbeitet. Man kommt von dem Buche nicht los, weil der Reiz nicht nachläßt, sich in die Gedankengänge eines echten Meisters der Politik zu vertiefen, der erhöht wird durch den reinen Genuß bei der Lektüre dieses Meisters auch der deutschen Sprache.

Jean Sibelius, der finnische Tonschöpfer, vollendet am 8. Dezember sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr. Er ist im stetigen Rhythmus seines Lebens und Schaffens eine der wenigen ruhenden Größen in der bewegten musikalischen Entwicklung unserer Zeit. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war er, was er jetzt ist: der repräsentative Meister seines Landes und einer der Großen der europäischen Musik. Seinen deutschen Lehrern mag er die Einordnung in die Tradition der deutschen Sinfonik verdanken, eine musikalische Baugesinnung, deren Konservativismus noch Brahms entfernt verwandt ist. Aber in seiner Musik ist auch eine Fülle des Bildhaften, das nicht eigentlich musikalischen Wesens ist und das Musikalische umformend durchdringt: Erinnerungen, Stimmungen, Träume eines Volkes, das eigentümliche, phantastisch-hintergründige nordische Element, das sein ganzes Werk als eine „Saga", einen Märchengesang, erscheinen läßt. Seine Melodik und Harmonik sind aus den Quellen der Volksmusik gespeist, und diese betont folklo-

ristische Haltung hat ihm früh und dauernd den Ruhm eines Vorkämpfers der nationalen Musik eingetragen. Stärker wirkt aber noch jenes Phantastisch-Unwägbare der Stimmungen und Klänge, das Landschaftliche, wenn wir es so nennen dürfen; die bildgesättigte Eigenbedeutung des Motivs, die Neigung zur rhapsodischen Form, die immer wieder den festen sinfonischen Bau auflockert. Diese Seite seines Wesens eigentlich meinen wir, wenn wir „Sibelius" denken. Ihr verdankt der Meister seine Popularität in weiterem Kreise, ihr entstammen die Eingebungen seiner kleinen Formen, der Klavierstücke und charakteristischen Instrumentalbilder. Sie spricht auch in der schweren akkordischen Primitivität und im Liedmelos seiner Tondichtung „Finlandia", im dämmernden e-moll-Klang seiner ersten oder im märchenweichen D-dur der zweiten Sinfonie. Dies ist die eigentliche Landschaft seines Werkes, eine dunkle, mollbeschwerte Weite, voller Höhen und tiefer Durchblicke, bewegt wie vom unablässigen Wogen eines unendlichen Meeres — eine erhabene Einsamkeit, nur in den langsamen Sätzen von den menschlicheren Stimmen ernster Violen und Hörner durchklungen. Aber die Weite kann sich verengen zur lieblichen Nähe, die große Melodie sich auflockern zu höchst individuellen, reizvoll verfeinerten Bildungen, wie in den traumhaft durchsichtigen Klängen und Linienführungen der vierten Sinfonie im stillen a-moll, der intimsten, stilistisch höchstgezüchteten Schöpfung dieses Stils, die ganz zur versonnenen, schwermutseligen Improvisation auf dem Orchester wird und nur mehr im Scherzosatz, dem leichtgewichtigsten, die feste Form wahrt. In einer Epoche, da der sinfonische Gedanke im Zentrum seiner Entwicklung an Lebenskraft verlor, da die auflösenden Kräfte von Impressionismus und romantischem Ausdruckswillen die große architektonische Linie durchbrachen, wahrte der Meister an der Peripherie der musikalischen Welt, weniger den Spannungen ihrer Mitte ausgeliefert, das Lebensgesetz der Form; und eine spätere Betrachtung wird in seinem Werk nicht nur das Ur-Eigene, National-Begrenzte, sondern ebensosehr die Fäden, die aus der großen Sinfonik zu ihm hin und, lebendig-kunstvoll verwoben, aus ihm in die europäische Musik zurücklaufen, ins Auge zu fassen haben.

„Aus Vergangenheit und Gegenwart der Zoologischen Station in Neapel" lautete der Titel eines Aufsatzes im Augustheft der Deutschen Rundschau im Jahre 1892. Er war eine Fortsetzung der Verbindung unserer Zeitschrift mit dem Begründer eben dieser Station A n t o n D o h r n, von dem im Januar 1876 eine Arbeit nach einem Vortrage Dohrns vor der geographischen Gesellschaft in Berlin „Über die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme" erschienen war. Anton Dohrn ist am 29. Dezember 1840 in Stettin als Sohn Carl August Dohrns und seiner Frau Adelheid geb. Dietrich geboren. Vom Vater her, der ein Sammler und Naturfreund war und eine besondere Vorliebe für die Insekten hatte — er leitete durch 40 Jahre die „Entomologische Zeitung" — übernahm der Sohn das große Interesse für die Kleintierwelt, das zur Leidenschaft seines Lebens wurde. Schon der Neunzehnjährige nannte sich einen „Hemipterologen", einen Wanzensammler, der über diese interessanten Tiere schon mit 16 Jahren in seines Vaters Zeitschrift einen Beitrag veröffentlichte. Das entscheidende geistige Erlebnis für Anton Dohrn war die Begegnung mit den Darwinschen Lehren, das durch die Freundschaft mit Ernst Haeckel noch vertieft wurde. Was dem Vater gefehlt hatte, besaß der Sohn in hervorragendem Maße: die Begabung des großen Naturforschers. Seine wissenschaftliche Laufbahn war keine einfache, aber früh schon formte sich in ihm der

Gedanke, der zum Inhalt seines Lebens wurde: die Begründung der Station Neapel, die nach gründlichsten Methoden die Möglichkeit geben sollte, die Lebewelt des Meeres in ihren eigenen Gesetzen zu studieren. Diese Aufgabe, die wahrhaft ein finanzielles und politisches Abenteuer war, hat er mit bewundernswürdiger Ausdauer gegen alle Widerstände von Behörden und andern Instanzen, gegen Eifersucht von Kollegen in Deutschland wie jenseits der Alpen durchgeführt und durfte mit Recht stolz darauf sein, daß hier in gemeinsamer Arbeit der beiden Völker eine Kulturtat großen Stils vollbracht wurde. „Daß ich dabei in der ersten Person Singularis sprechen mußte, lag in der Natur der Sache – möge man es nicht mißverstehen und mir glauben, wenn ich versichere, daß in mir das Bewußtsein, meinem Vaterlande auf das tiefste verpflichtet zu sein, das vielleicht verzeihliche Gefühl persönlicher Genugtuung weit überwiegt", mit diesen Worten schließt der oben erwähnte Aufsatz Dohrns in der „Deutschen Rundschau". Wir haben allen Grund, dieses Mannes zu gedenken bei der Wiederkehr seines 100. Geburtstages, denn er hat eine Ära kulturellen Zusammenarbeitens einleiten helfen, die beiden Völkern zugute gekommen ist. Zu rechter Zeit erscheint daher eine Biographie Anton Dohrn, die Theodor Heuß schrieb (Berlin, Atlantis-Verlag). Heuß stand der Nachlaß Dohrns und eine Fülle von Aktenmaterial zu Gebote, an dem er wiederum seine Meisterschaft bewähren konnte, in der Lebensdarstellung eines Mannes die geistige und politische Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Dohrns Leben brachte viel Überraschendes und Unwahrscheinliches, seinem Nachlaß erging es nach den geheimen Gesetzen nicht anders. Man mußte befürchten, daß er während des ersten Weltkrieges in Rußland verlorengegangen sei, bis man ihn im Kellergeschoß der ehemaligen Bildungsanstalt zu Hellerau bei Dresden wiederfand. So groß der Reiz ist, sich mit der ungewöhnlich fesselnden Persönlichkeit Dohrns, der alle Grenzen eines Fachgelehrten durch seine sprühende Persönlichkeit und seine Vitalität sprengte, der ein Freund von Marées und Hildebrand war, der mit Bismarck, Moltke, Haeckel, Delbrück, mit großen englischen Naturforschern, unter ihnen Darwin persönlich, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kaiser Wilhelm II., Ernst Abbe, Fanny Lewald, Ernst Stahl Berührungen hatte: stärker noch ist der durch Heuß vermittelte lebendige Eindruck dieser sonderbaren, so oft geschmähten Zeit zwischen 1860 und 1910. Damals entfaltete sich eine deutsche Jugend, die ohne Schranken sich dem geistigen Kampfe und einem ehrlichen Ringen um Erkenntnis stellen durfte und das Glück hatte, mit ungewöhnlichen geistigen Menschen der eigenen und der früheren Generation sich auseinanderzusetzen – man lese Dohrns noble Abrechnung mit Haeckel! -- und zu geistig freien und charaktervollen Persönlichkeiten heranzuwachsen, um für ihr Volk Großes in Verbindung mit den führenden Geistern anderer Völker zu leisten.

Tante Minnetrost. Das war der Name, den im Familienkreise die Prinzessin Marianne von Preußen, Tochter des Landgrafen Friedrichs V. von Hessen-Homburg und Gemahlin des vierten Sohnes König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, Prinz Wilhelm von Preußen, führte. Nach dem Tode der Königin Luise, die ihr in naher Freundschaft verbunden war, leitete sie die vaterländische Liebestätigkeit und war den Kindern der Königin in allen persönlichen Nöten Helferin und Beraterin, wodurch sie besonders ihrem Neffen, Kaiser Wilhelm I., in seiner Herzensnot um Elisa Radziwill nahekam. Ein so klarer Menschenbeurteiler wie Stein schrieb in Preußens tiefster Not an die Prinzessin: „Über-

lassen sich Eure Königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereignisse dieser Tage, und geben Sie den Vorsatz auf, wieder einsam in sich zu leben! Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenschaften, als daß diese nicht in unserer verhängnisvollen Zeit in das Leben einwirken müßten. Sie besitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen gebildeten Geist. Sie und Ihr Gemahl sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Besseren und Edleren sammeln." Daß eine Frau von solcher Art das Vertrauen von Preußens Königin gewann und bewahrte, ist zu verstehen. So sind die Briefe der Königin an die Prinzessin Zeugnisse einer unmittelbaren, intimen Aussprache unter Frauen, die neben Wichtigstem auch die kleinen Dinge des Lebens sich mitteilten. Die Briefe waren bisher unbekannt, jeder von ihnen zeigt Königin Luise in der ganzen Anmut ihres Geistes, der auch in den trübsten und schwersten Zeiten nach einem freundlichen und scherzhaften Wort für den Angeredeten suchte und in dem Reichtum ihres Herzens und in der Liebe, mit der sie die ihr Nahestehenden umgab. Es sind Briefe darunter aus der tiefsten Not, so vor und nach der Begegnung mit Napoleon, an der die Königin unendlich schwer trug, und nach ihrer Enttäuschung über den Zaren. Sie ergeben ein feines Kabinettstück als Ergänzung zum großen politischen Geschehen. Der Leiter des Hohenzollernschen Hausarchivs Kurt Jagow hat sie in einem schmucken Büchlein mit vielen Bildern herausgegeben: „Königin Luise. Briefe der Freundschaft" (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 4,—). Aus seiner reichen Kenntnis und den Schätzen des Archivs gab er Ergänzungen, die das Bild der Persönlichkeiten um den König und die Königin abrunden. Prinzessin Marianne schreibt nach dem Tode der Königin, von dem sie bei einem Aufenthalt in ihrer Heimat erfuhr, an den Freiherrn vom Stein über ihren Verlust: „Sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereignis sie, ach, mit ewigem Kummer vermisse."

Aus lauterem Quell. „Nicht irgendwelche lobenswerte persönliche Eigentümlichkeit hat mich zu diesen Handlungen vermocht — das gestehe ich in aller Wahrheit ein — sondern ich erkenne Schritt für Schritt einzig und allein die große Gnade Gottes, die mich geleitet hat und ausführen ließ, wozu ich selbst die Fähigkeiten nicht besaß. Ich habe diese Überzeugung vielfach in großen und in kleinen Dingen während meiner mannigfaltigen Erlebnisse gewonnen, und mein Auge ist auch geschärft worden, diese Führung Gottes handgreiflich wahrzunehmen." Wer mit solchen Worten das Fazit seines Lebens zieht, dem Leistungen gelangen, die die Welt mit Bewunderung erfüllten und Neuland für die Menschheit gewannen, der muß schon das Muster eines echten Mannes und eines großen Christen gewesen sein. Der Admiral Baron Ferdinand von Wrangell, Admiral der Kaiserlich russischen Flotte, Generaladjutant des Zaren, Mitglied des Reichsrats ist es, der diese Worte in echter Bescheidenheit und wahrer christlicher Demut am Ende seines Lebens über sein Leben setzte. Aus baltischem Adel trat er 1810 in das Seekadettenkorps der russischen Marine ein und nahm schon im Jahre 1817 als Zwanzigjähriger an einer Weltumseglung auf der Schaluppe „Kamtschatka" teil; nach seiner Rückkehr wurde er zur Vorbereitung einer neuen Fahrt, die Nowaja-Semlja umschiffen sollte, an die nordsibirische Küste geschickt, wo er in schwierigsten Verhältnissen erneut seine große Eignung für wissenschaftlich-geographische Unternehmungen erwies. Im Jahre 1825 ging er auf eine neue Fahrt um die Welt auf der Brigg „Krotki", die bis 1827 dauerte und zu

der Entdeckung unbekannten Landes führte, einer Insel nördlich von Kap Jakan, das 1865 wieder entdeckt und nach Wrangell benannt wurde. Man darf nicht vergessen, was damals die christliche Seefahrt bedeutete, um die Leistung richtig einzuschätzen. Nach seiner Rückkehr heiratete er und führte seine junge Frau, die in Wahrheit eine Lebenskameradin für ihn wurde, nach Alaska, der damals russischen Kolonie, wohin er als Gouverneur ging. Wrangells Leistungen gehören der Geschichte der wissenschaftlichen Entdeckungen an, und neben der Anerkennung des Zaren wurden ihm unzählige Ehrungen der bedeutendsten wissenschaftlichen Gesellschaften aller Länder zuteil. 1849 nahm er seinen Abschied aus dem aktiven Dienste, wurde aber vom Zaren sehr bald in neue, hohe Ämter, so als Verweser des Marineministeriums, berufen. 1870 starb er. Es ist ein selten erhebender Genuß, sich mit dem Charakter dieses Mannes zu beschäftigen, für dessen Leben Wahrheit, Ehre und christliche Gesinnung die Leitsterne waren, und der bis in die letzte Faser seines Wesens ein Mann und ein Edelmann zugleich war. Unter dem Titel: „Ein Kampf um Wahrheit" ist, hauptsächlich auf seinen eigenen Aufzeichnungen aus Briefen beruhend, sein Leben und Wirken dargestellt von Baron Wilhelm von Wrangell (Stuttgart, Quell-Verlag. RM 3,50). Man kann ihn nicht besser charakterisieren als mit seinen eigenen Worten, in denen nicht nur die hervorragenden Eigenschaften seines Charakters, sondern auch sein klarer, unbestechlicher Blick für das menschliche Getriebe zum Ausdruck kommen. „Das Treiben der Menschen, die sogenannten großen Lebensinteressen der Völker lassen mich kalt; es ekeln mich an die kleinlichen unedeln Triebfedern zu den Handlungen Hoch- und Niedriggestellter. Ich möchte, wie Diogenes, mit der Laterne am hellen Tage nach Menschen suchen, die der Bestimmung, Kinder Gottes zu sein, würdig wären. Ich möchte mich vom öffentlichen Leben, dem ich eigentlich nicht mehr angehöre, zurückziehen, um in stiller Abgeschiedenheit Ruhe und Frieden zu finden. In meinen teuren Kindern lebe ich noch fort, und meine Gedanken weilen am liebsten bei meinem Heiland, in der Vergangenheit mit ihren mir geschenkten Freuden und Mühen, in der Gegenwart bei meinen Kindern. Ich befinde mich auf der letzten Station der irdischen Lebensreise." ... „Bei dem starken Verlangen, sich mit irgend etwas zu beruhigen, irgendwo einen Ausweg zu finden und ein Hoffnungszeichen zu erblicken, das auf die Einstellung der Not hinweist, verweile ich gerne bei dem Gedanken, daß ein allgemeines Sittengesetz sich erfüllen soll, auch bei den jetzigen vermessenen Übertretungen seiner heiligen Weisung. Diese sind ein Zeichen moralischer Schändung, Fehlen eines aufrichtigen edlen Sinnes und ein Zeichen der unglücklichen Resultate, welche immer die Folge unserer aufs Äußere gerichteten Erziehung sein werden, die niemals vermocht hat, die Werte des inneren Menschen zu schätzen. Daran sind sie nicht schuld, die jetzigen Übeltäter, sondern gerade die, von denen es abhing, ihre Bildung zu leiten. Schuld sind dieselben Gewalten, gegen die die Übeltäter auftreten, unsere dumme Gleichgültigkeit, unsere affige, lächerliche Gesellschaft, unsere unklaren Begriffe vom wahren Geist des Christentums. Zur Heilung unserer Geschwüre ist es natürlich nicht zu umgehen, mit einem scharfen Messer zu operieren; und irgend einmal muß die Epoche der Wiedergeburt der Menschheit erfolgen. – Geht einer Wiedergeburt immer eine vollkommene Einschläferung voraus? Darüber kann ich mir keine Rechenschaft ablegen ..."

LILY GÄDKE

Von fremder Hand geschrieben das kleine Wort „Gefallen"

Erzählung

I.

Mit einem schwerfälligen Rucken bremste die Lokomotive in der zierlichen Halle der Rheinstadt. Hilde Jansen sprang aus dem Zug. Sie drängte sich eilig durch die Gruppen der Wartenden, unglaublich unhöflich, wie sie selber fand. Dann lief sie die Bahnhofstreppe herunter, riß die Tür eines Taxis auf: „Ich bin Ärztin," sagte sie, „zur Frauenklinik, Professor Bugge, ist es weit, bitte?" – „Nicht sehr weit, liebe Dame", sagte der Fahrer, „bitte Platz nehmen." Nicht sehr weit, nicht sehr weit, dachte sie während der Fahrt, aber wenn ich zu spät komme, wenn sie tot ist, dann war es eben doch zu weit, und ich will ja nur ein Wort zu ihr sagen, zu dieser Frau, die ich nicht kenne, nur dies eine Wort: „Danke! Ich danke Ihnen! Ich danke Dir – ich danke Ihnen." Es ist ja unsinnig, eine Sterbende mit „Sie" anzureden. Ich werde gar nichts sagen, ich werde sie vorsichtig umarmen und ganz leise küssen.

Hilde überlas noch einmal das Telegramm, diesen Ruf eines Herzens, dem sie, alles in Stich lassend, gefolgt war. Karl hatte seiner Mutter doch wohl mehr geschrieben, als sie ahnte. Obwohl ja zwischen ihnen alles in der Schwebe geblieben war. Weshalb eigentlich in der Schwebe, dachte Hilde bedrückt, war es meine zu große Sachlichkeit, meine Leidenschaft für meinen Beruf, was ihn gestört hatte, oder war es das allzu intensive Verhältnis, das er zu seiner Mutter hatte? Unmodernes Theater nannte sie es einmal spöttisch, und er hatte so grenzenlos überlegen gelächelt und kein Wort gesagt.

„Fahrer, ist es noch weit?" – „Nein liebe Dame, gleich da." Ich werde noch mehr arbeiten, dachte sie, zäh arbeiten, ich werde für mein Werk, für meine Sache leben. Karl war nur ein Traum, ein Abweichen vom Wege. Karl ist gefallen. Er ist gefallen. Ich kann nicht blindlings eine Frau lieben, weil sie zufällig Karl geboren hat. Aber ich will ihr danken, ich habe ihr zu danken.

Sie stieg aus, als der Wagen am Ziel war. Sie suchte erregt die Münzen zusammen. Ihr Herz jagte, als sie die Schwester höflich antworten hörte, nein, es dürfe niemand zu der Operierten hineingelassen werden. Ja, es bestände die Hoffnung, daß die Patientin durchkäme. Wieder sprang dies Wort aus Hildes Mund: „Ich bin Ärztin", fordernd und kühl, sehr selbstbewußt gesprochen flog es der Schwester zu. Aber es blieb ohne Wirkung diesmal, gänzlich ohne Wirkung. „Ich bedauere, Frau Doktor, Verzeihung, Fräulein Doktor, ich habe Anweisung, wenn Sie Fräulein Doktor Jansen sind, Sie zu Herrn Professor zu führen, aber nicht zu der Patientin." – „Sie hat mich rufen lassen, Schwester, verstehen Sie

doch, ich habe ihr etwas Dringendes zu sagen, ich will ihr danken, sie hat mir ihr Haus geschenkt, ich darf es in eine Kinderklinik umwandeln, das bedeutet soviel für mich, Schwester, bitte lassen Sie mich zu ihr, nur eine einzige Minute lang.“

„Ich bedauere, Fräulein Doktor, Herr Professor erwartet Sie, bitte den Gang ganz durchgehen, letzte Tür links.“

Als Hilde eintrat, kam ihr der Arzt sehr freundlich entgegen. „Liebe Kollegin“, sagte er, „ich habe seit etwa zwei Stunden die Hoffnung, Ihre Freundin durchzubringen, aber ich darf heute noch kein Wiedersehen erlauben.“ Meine Freundin, dachte Hilde. Ich hatte Kameraden, aber nie im Leben eine Freundin. Er sprach weiter: „Sie gab mir vor der Operation einen Brief und zwei Schlüssel für Sie, nehmen Sie, lesen Sie in Ruhe, ich bin gleich wieder bei Ihnen, lassen Sie sich durch Niemanden aus diesem Zimmer hinauswerfen, bitte, setzen Sie sich doch, hier sind Zigaretten, wenn Sie rauchen.“

Hilde legte die Schlüssel und den Brief auf den Tisch. Sie setzte sich und nahm eine Zigarette. Das war die gleiche feste Schrift, in der Frau Dr. Kammann ihr die Schenkungsurkunde über das Haus und das Verfügungsrecht über das Geld zum Umbau ausgeschrieben hatte. Nur das Datum war um einen Tag vorgerückt. Hilde las: „Liebes Kind, ich bin ganz sicher, daß Sie kommen werden, wenn ich Sie rufen lasse. Ich habe keinerlei Angst vor dieser Operation, keinerlei Angst vor ihrem Ausgang. Mein Haus, jetzt Ihr Haus, habe ich bestellt. Seitdem Karl gefallen ist, kommt es mir vor wie mein eigenes Herz, tot und leer, ein ausgehobenes Vogelnest. Meine alte Anna ist jetzt auf dem Land. Ich bitte Sie übrigens, in der Sache mit dem Wohnrecht ganz als Ärztin zu handeln. Solange Anna die Treppen nicht schwer werden, mag sie noch oben wohnen, später werden Sie das ändern müssen. Sie kommen also in ein sehr stilles, verlassenes Haus. Der kleine Schlüssel öffnet Ihnen meinen Schreibtisch. Sie finden rechts einen flachen, braunen Holzkasten. Die Briefe, es sind nur drei, liebe Hilde, die er bewahrt, sollen Sie lesen und erst danach zu mir kommen. Auf jedem der Briefe steht von fremder Hand geschrieben das kleine Wort ‚Gefallen‘. Zwischen diesen Briefen liegt mein Leben. Ich möchte nicht, weil ich Karls Mutter war, wie ein Schatten über Ihrer Jugend sein, nicht für ein Jahr, nicht für einen Monat, ja nicht für einen Tag. Doch wird es Ihnen leichter werden, Karl und seine Bedeutung für mich zu verstehen, wenn Sie diese Briefe gelesen haben. Nehmen Sie dies wie einen Auftrag Ihres eigenen Geschicks entgegen.

Wenn ich mit dem, was ich noch Leben nennen kann, davon komme, möchte ich Sie gerne ein einziges Mal sehen. Karl schrieb mir von Ihnen, Sie ersehen aus dem letzten der drei Briefe, aus meiner Antwort, was er mir schrieb. Wenn ich aus der Nacht der Narkose wieder ans Licht tauche, dann lasse ich Sie vielleicht rufen. Ich weiß, daß Sie sofort kommen. Ihre Ilse Kammann.

Ich glaube, mein liebes Kind, ich lasse Sie ganz sicher rufen.“

Hilde drückte den Rest der Zigarette in den Aschbecher. Sie krampfte die Hände ineinander: „Stirb nicht“, flüsterte sie, „stirb nicht, ich brauche dich, ich habe dich nötig, ich weiß genau, was Karl dir geschrieben hat. Er hat dir gesagt, mein Herz könnte nicht blühen, aber ich schwöre dir, es kann blühen, glaube mir. Ich hatte

nicht das, was Karl besaß: Pflege, Liebe, Mütterlichkeit, Kultur, ich hatte ja immer nur Kolleg, Kolleg, Kolleg, Examen, Examen, Examen.“ Sie sprang auf, der Professor war zurückgekommen. „Kann ich sie sehen, Herr Professor?“ – „Nein, es geht nicht, es geht wirklich nicht! Kommen Sie morgen früh, wir müssen warten.“

Hilde nahm die Schlüssel und den Brief, sie war sehr blaß. Der Arzt sah sie die paar Schritte zur Türe gehen, er sagte väterlich: „Hören Sie, Kollegin, Sie müssen einen Happen essen, setzen Sie sich her, ich lasse Ihnen rasch eine Kleinigkeit bringen. Sie haben die Fahrt hinter sich, wo kommen Sie doch her? Assistieren wohl noch, warten Sie mal, ich alarmiere die Küche, es ist ja schon bald sieben, zum Kuckuck!“

Hilde würgte an der Mahlzeit. Liebenswürdig serviert waren diese Speisen, und der Professor hatte ihr schweigend einen wunderbaren Rotwein dazugestellt. Sie hatte trotz ihrer Erregung das Glas mit ihrer breiten, kräftigen Hand fest und ruhig gegriffen, fest und ruhig nach einem durstigen Zug wieder an seinen Platz gestellt, und sie merkte genau, daß ein interessierter Beobachter – psychologisch interessiert, dachte sie – bei ihr saß.

„Chirurgenhände haben Sie, Kollegin, ausgesprochene Chirurgenhände, wissen Sie das?“ Hilde fand, er sprach das Wort „Kollegin“ verteufelt ironisch aus. Die Auseinanderlegung des Falles verlief völlig oberflächlich. Er strich mit seiner rechten Hand den verwilderten Schopf seiner dichten grauen Haare zurück und erklärte hochmütig: „War ein Appendix perityphlitis, wissen ja, ich konnte da nur noch säbeln und Ausgang schaffen, müssen eben sehen, wie es wird.“ Er läßt mich nicht mitarbeiten, fühlte sie erbittert, er hat mein Geltungsbedürfnis längst erkannt und will mir nun deutlich zeigen, daß er nichts von mir hält. Die Farbe seiner Iris ist ja gänzlich undefinierbar, Nordsee bei bedecktem Himmel, was für ein schmaler Kopf! Und er dachte: Die Kleine hat Zukunft, kann mir aber nichts beibringen, tolles Mädchen, heiliges Kreuz Christi, entweder eiskalt oder glühend heiß, entweder kriegt die sechs Jungens, oder sie schneidet ihr Leben lang im Fleisch herum. Apartes Gesicht übrigens, hübsches Filzhütchen.

Plötzlich die Frage: „Sie kennen Frau Doktor Kammann sehr gut, liebe Kollegin?“

Und Hilde nach einer Weile: „Ich möchte darüber nichts sagen. Und ich muß jetzt gehen und danke Ihnen herzlich für alles. Stirbt sie, Herr Professor, stirbt sie?“

Drohend kommt die Antwort: „Ich hoffe, wir erhalten uns diese Kostbarkeit, Sie, verzeihen Sie, Vertreterin einer neuen Generation, werden das Wort ‚Kostbarkeit‘ entschieden übertrieben finden, aber glauben Sie mir, Jungärztin, die Sie sind, es kommt doch darauf an, wer stirbt oder nicht stirbt, es gibt noch dieses ‚wer‘, das sich zusammensetzt aus der rätselhaften Summe vieler seelischer Wiedergeburten, man nannte es doch wohl Persönlichkeit, wie? Schmerz und Demut, liebe Kollegin, sind die heiligen Zeichen aller Geburt, können Sie sich das merken? Essen Sie doch das Rührei noch auf – ich meine, wir Ärzte wissen es ja, Tuberkeln machen vor einem Schiller nicht kehrtum, und die Wassersucht

hat keinerlei Respekt vor einer Neunten Sinfonie, sie schreckt nicht davor zurück, daß eine Zehnte geheimnisvoll vielleicht im Entstehen sein könnte, sie rast nur, wie Krankheiten eben rasen, Genies und Dummköpfe haben vor ihnen durchaus den gleichen Wert –“

„Und der Krieg?“ schrie Hilde und schlug mit der Faust auf den Tisch, zornig und wild, daß die Teller klirrten, und mit einem Male weinte sie, fassungslos und ohne Rückhalt. Sie konnte den bissigen Ton dieses Menschen einfach nicht ertragen, sie war so allein, Angst bohrte sich in ihr Herz, und sie weinte verzweifelt. Und dann fühlte sie im uferlosen Strom ihres Schluchzens wie etwas Festes, Formendes die Hand des Mannes in ihrer Hand.

„Ihr seid ja gar nicht so hart“, sagte er leise, und drückte seine Lippen auf die zarte Wölbung ihrer Wange, „ihr könnt ja doch wohl lieben und liebhaben, ihr Jungen, und habt doch auch das, was wir Gefühl nannten, wir, die wir noch leiden konnten aus Liebe.“

Mein Herz blüht, dachte Hilde, und sie war ganz überflutet von einem brennenden Wogen, das weh tat und gar nicht zu ordnen war. Ich kann es nicht ordnen, fühlte sie beglückt, es hat die Gewalt einer Sturzflut, und ich sehe doch plötzlich lauter Bilder, mein Gott, war ich denn blind? Ich sehe ja deutlich, der Mann, der mich freundlich streichelt, hat diese Frau lieb. Das Überströmende seiner Zärtlichkeit war nicht mehr zu umgrenzen, es stürzte aus ihm heraus, und er hatte noch die Kraft gehabt, ihm Form zu geben in diesem schwebenden Hauch von Kuß.

Sie hörte wieder die Stimme des Mannes. Er war aufgestanden und ging unablässig hin und her: „Ihr seid ja doch nicht so diszipliniert, ihr Jungen, wie? Glauben Sie denn, kleine Kollegin, wenn immer gedämmt und gestaut wird mit Energie und, heiliges Kreuz Christi, mit diesem verdammten Ehrgeiz, den ihr habt, glauben Sie denn, es könnte ein Leben lang so weitergehen? Glauben Sie denn, man könnte ein System daraus machen? Hochtrabend, wie ihr seid, nennt ihr euch alle Kämpfer, obwohl ich nirgend eine Jugend in Europa kennengelernt habe, die es so unerhört gut hat, wie unsere deutsche Jugend es hat! Kämpfer ohne Widerstände! Seid doch nicht so schamlos! Seid dankbarer, lernt als erstes einmal dankbar zu sein! Ich finde es, vom Leben aus gesehen, empörend, wie ihr mit allem fertig werdet. Ihr erledigt alles, Kameradschaft, Liebe, Ehe, es gibt nichts, was ihr nicht mit staunenswerter Geschicklichkeit erledigen würdet. Serviert der Mitwelt einen guten zweiten Aufguß Hölderlin und nennt euch Dichter! Ist doch zweiter Aufguß, Kinderchen, aber ihr habt es mal wieder erledigt! Euer grenzenlos praktisches Denken ist von einer so krankhaften Selbstüberschätzung angefallen, daß ihr gar nicht einmal merkt, wie billig denn eigentlich die Ware Wirklichkeit ist, die ihr Stück für Stück mit dem bezahlt, was bei euch noch Seele heißt. Ihr lebt beständig vom Kapital, und eines Tages seid ihr bettelarm. Ihr rennt ohne Selbstkritik, und das will sagen, ohne Ehrfurcht herum. Bereichern, liebes Kind, bereichern kann die Wirklichkeit, in der ihr in seelischer und geistiger Beziehung beständig mit fünfzig PS umherjagt, den Menschen nicht. Ich will Ihnen was sagen, hatte mal einen Patienten mit TB., Kerl wollte und wollte nicht Liegekur machen, raste in Arosa herum wie ein Verrückter. Schließlich sagte

ich zu ihm: ‚Lieber junger Freund, laufen Sie nur, laufen Sie weiter, wir wollen mal sehen, wer das Rennen zuerst aufgibt, Sie oder Ihre Tuberkulose!' Er kam zur Besinnung, und ich habe ihn noch hingekriegt, leicht havariert, aber der Kerl lebt noch heute. So ist es mit euch. Das Leben ist stärker, Kindchen, als ihr unter eurer fabelhaften Dauerwelle denkt! Euer Tempo ist höchst verdächtig, ihr seid verdammt leicht, wollt nichts tragen, belastet euch mit nichts, ihr wollt nicht mehr leiden, das ist es! Ja — was wollt ihr denn? Das Programm erledigen, das ihr euch vorgenommen habt und das ihr Leben nennt!

Na, nun sagen Sie schon was, kleiner Lockenengel! Ausgeweint, wie? Das rassige Näschen geputzt und wieder Kinderärztin mit dem Messer in der Hand. Das „Labyrinth der Brust" ist barer Unsinn. Wo hat's denn? Polypen? 'raus damit! Das Kind fürchtet sich im Dunkeln? Gibt's ja gar nicht. Diphtherie? Machen wir Behringsche Spritze und fertig! Tüchtig seid ihr, außerordentlich tüchtig."

Hilde ballte die Fäuste vor Wut, aber dann faßte sie sich. Es ging doch furchtbar mit ihr um, dies Überstarke, was so plötzlich in ihr losgebrochen war. Sie wußte sich fortgetragen, entrückt in eine Sphäre des Erlebens, zu der sie bisher keinen Zugang gehabt hatte. Es ging sie nichts mehr an, was dieser merkwürdig bestrickende Mensch ihr an Vorwürfen und Ungerechtigkeiten vor die Füße warf. Sie dachte an Karl, der mit soldatischer Selbstverständlichkeit sein Leben hingegeben hatte. Auch er hatte viel mit seinem Leben vorgehabt, nein, das ist doch wohl nicht richtig, vielmehr das Leben, so schien es, hatte mit Karl viel vorgehabt. Gehörte er zu ihr oder zu Professor Bugge? Er stand als Künstler zwischen den Generationen, so war es, er hatte keine geistige Heimat gehabt außer in der Verantwortung für seine Musik. Sie blickte auf.

Fragend, eindringlich sah der Professor sie an.

Sie knöpfte die beiden Knöpfe ihrer Jacke ganz fest zu, so, als ob sie etwas behalten wollte und gerade nicht sagen und sagte dann doch ganz ruhig: „Ich hatte Karl Kammann lieb."

Da schwebte das Wort im Raum! Sie horchte seinem Verklingen nach, und die Einmaligkeit dieser Sekunde drängte sich für immer in ihr Bewußtsein. War es eine Lüge? Nein, in Wahrheit umgewandelt seit diesen letzten Augenblicken des Innewerdens ihrer selbst. Preisgabe des soeben Gewonnenen zum Schämen bitter vor diesem Menschen und doch süß bis in die Abgründe einer nie erahnten Seligkeit. Sie erwartete ein Lospoltern. Aber es kam nichts. Gar nichts. Sie glaubte, noch etwas dazusetzen zu müssen, aber dann ließ sie es so, wie es war. So still wie es war. Sie fand, es war eine Totenstille.

Leise stand sie auf. „Ich muß jetzt gehen", sagte sie ermattet, „ich komme morgen früh."

Er antwortete kurz: „Ja, gut, kommen Sie morgen früh." In seiner Verbeugung, als er ihr die Tür öffnete, spürte sie wieder den festen Halt eines zarten Geneigtseins.

*

Sie ging durch viele lange Reihen gepflegter Vorgärten. Die Häuser mit fest verschlossenen Läden lagen still wie Tote, denen man die Augen zugedrückt hat. Oft war das viele Schwarz hinter den spiegelnden Scheiben der Reihenhäuser so einheitlich, als trüge die Straße Trauer. Die Sonne hatte zuletzt über einer flachen Hügelkette ein wildes Finale aufgeführt, nun war der Glanz dahin, und der Himmel sah aus wie ein verlassener Konzertsaal, in dem Licht um Licht gelöscht wird. Hilde fühlte eine große Müdigkeit, in der ihre gespannte Schrittweite mehr und mehr verfiel, je länger sie ging. Es war, als hätte sie keine Kraft mehr in den Knien. Sie geriet in das Helldunkel einer uralten Kastanienallee, deren überschwere rosa und weiße Blütenfülle in lautlosem Verwelken den breiten Mittelgang tupfte und dem Sand der Reitwege eingeschmiegt lag, wie das Geflock eines allzu frühen Schneefalls. Aus dem dichten Blattgewölbe der dunkelernsten Baumkronen drang noch das Schwätzen der Stare. Soldaten saßen Arm in Arm mit lachenden Mädchen auf den Bänken. Die Allee mit dem immer gleichen Sein ihrer Ausdrucksform, mit den Blütentupfen und den Bänken, auf denen Soldaten und Mädchen saßen, war seltsam traurig.

*

Behutsam wob die Nacht an den heiligen Bildern, und wie mit silbergrauen Sammetpfoten spielte der Strom unter der Weite seines Himmels an den steingefaßten Ufern, als Hilde das Haus fand.

„Esta su casa“, „Dies Ihr Haus“, sagen die Spanier, wenn sie Gäste empfangen, und sie nehmen diese Redewendung ernst, sie meinen es wirklich so. Esta su casa, aber ich bin ja kein Gast, ich bin ja ein Eindringling, ich bin der neue Besitzer, denn der Erbe ist tot! Ich werde nichts ansehen in diesem Hause, nichts, nichts außer den mir befohlenen, vom Schicksal befohlenen Briefen, die ich lesen soll und lesen will. Ich werde dieses Haus nicht nehmen, ich will ja nur die Liebe dieser Frau.

Sage doch „wünsche mir“, sage doch „erhoffe“, „erhoffe die Liebe dieser Frau“, Jungärztin, die du bist, „Vertreterin der neuen Generation“. „Schmerz und Demut sind die heiligen Zeichen aller Geburt, können Sie sich das merken?“

Sie stand vor der dunklen Türe, öffnete sorgsam und zog den Schlüssel wieder heraus. Als sie die Hand auf die Klinke legte, wich ihre Müdigkeit einer wilden Erregung. Sie lehnte sich an den festen Rahmen der Türe, bedrückt und gequält, wie sie nun wieder war. Liebe, liebe Ilse, dachte sie, und dann horchte sie still in das Erleben dieses Tages zurück. Sie fühlte wieder den Einstrom aus Angst und Entzücken, der sie heute zum ersten Male überkommen hatte. Erlasse mir diese Prüfung, ich weiß ja, du willst mich lernen lassen an diesen Briefen, aber sieh, mein Herz ist mir vertauscht worden, ich habe mich verloren in der Angst um dich. Ich bin verwandelt, jetzt werde ich angefordert und fühle, daß ich versagen werde. Gib mir Zeit.

Sie setzte sich auf die schmale Stufe der Treppe. Vielleicht, dachte sie, ist es so, wenn man ein Kind empfangen hat, daß man sich bereit fühlt, einem unbekannten Plane zu genügen, daß man sich verschenkt und doch sich erst gewinnt, daß man

sich verliert und dann erst sich findet. Es war so still, der Himmel atmete wie hinter Fieberschleiern. Sie legte ihre Hand an den Stein. Über diese Stufe war Karl gegangen, über diese Stufe in den Tod! Wie hat man dich denn gebettet in die flandrische Erde, die wir fremd nennen, und die doch uns gehört, wie alle Blumen, alle Bäume, alle Vögel uns Menschen gehören! Hat man je und je eine Drossel singen hören: „Ich bin Franzose?"

Wenn das Geistige uns trennt und zerfetzt und auseinanderreißt, wenn Leiden nicht ausreicht! was kann uns Menschen noch einen? Der Tod? Das ausschließlich Allergemeinsamste, das jeglicher Kreatur dieser Erde bereitet ist, und das die endgültige Vereinigung Aller bedeutet?

Vereinigung Aller in Blüte, Regen und Wind, Vereinigung in Wurzel, Baum und Frucht, zu neuem Entzücken für die Lebenden. Das war es, der Tod. Das Leben konnte nicht einen, nicht einmal das Leiden einte die Menschen. Karl hatte es schöpferisch genannt. Das Leiden, dachte sie erbittert, das ich bekämpfe! Karl war Künstler gewesen, ich bin Arzt. Karl war überdies Soldat gewesen, und er war in Pflichterfüllung gefallen. Ich habe ihn lieb, werde ihn immer lieb behalten, aber ich kann für alles, was dieser Tag mir geschenkt hat, dennoch nur auf meine Weise danken: Meine Pflichterfüllung gehört dem Leben. Unsere Wege trennen sich, es tut mir leid, Karl, wir müssen uns noch einmal trennen. Und von den beiden heiligen Zeichen der Wiedergeburt steht nur der Schmerz über mir. Die Demut leuchtet mir nicht. Ich setze die Tat, die Pflicht und meine ganze Opferbereitschaft gegen dieses zweite Zeichen!

Und plötzlich kam ihr das Wort zurück: „Hochtrabend, wie ihr seid, nennt ihr euch alle Kämpfer", und sie wußte nur noch, daß sie bestehen mußte, so schwer es auch sein würde. (Schluß folgt.)

PAUL FECHTER

Spielplan Groß-Berlin

Berlin hat, abgesehen von Opern- und Operettenhäusern, immer noch schlecht gerechnet ein gutes Dutzend Sprechbühnen. Jede hat einen Spielplan, jede baut ihn für sich auf, im Zusammenhang höchstens mit dem zum gleichen Komplex gehörigen zweiten Hause, wie es Staatstheater, Volksbühne, Deutsches Theater besitzen. In verwegenen Momenten malt man sich aus, was sich an Möglichkeiten ergäbe, wenn dieses Dutzend trefflicher Theater den Versuch machte, einmal einen Spielplan Groß-Berlin gemeinsam auszuarbeiten. Hie Klassiker, hie alte, hie junge Meister – dazwischen zum Ausgleich und Lückenfüllen die jeweiligen Entdeckungen der einzelnen Intendanten: in einem Hause Wallenstein, im andern Der Bruderzwist im Hause Habsburg; hüben Hamlet, drüben Faust, hier Leonce und Lena, dort ein Versuch mit Ponce de Leon, bei Hilpert Der Marquis von Keith, bei Klöpfer Essigs Überteufel – es genügte eine Woche, um die großartige Repräsentanz, die solch eine Konvention von der Bismarckstraße bis zum Gendarmenmarkt ermöglichte, sichtbar zu machen.

Man kommt auf solche Vorstellungen, wenn man rückschauend die Premierenliste der letzten Wochen überblickt und wieder das unzusammenhängend Zufällige emp-

findet, das sich im Nebeneinander der Aufführungen eines Monats ergibt. Hebbels Bernauerin und Brachvogels Narziß, Halbes Strom und Zinns Eisheilige, Bahrs Meister und Ibsens Nordische Heerfahrt, Hauptmanns Henschel und Kahns Oberst Rossi: man sucht vergebens Verbindendes und findet eine Ordnung nur von außen, vom eigenen Entschluß her.

Am Beginn der Reihe stand Hebbels „Agnes Bernauer", die das Deutsche Theater herausbrachte. Es gab eine kühle, klare, in ihrer Abstraktion fast auf Paul Ernst gestimmte Aufführung, die der Regisseur, Herr Günther Hänel, sauber einheitlich getönt hatte: es gab einen Moment, in dem das Ganze einen so noch nicht empfundenen Zug bekam — das war der Schluß, die Szene, in der Vater und Sohn sich gegenüberstehen und in Albrecht aus Haß und Willen zur Vergeltung auf einmal Stille und Versöhnung wachsen, in dem Augenblick, da Herzog Ernst ihm den Herzogstab, das Zeichen der Macht, übergibt. In dem Moment, in dem der junge, aber noch nach Rache für die schmählich gemordete Agnes schreiende Herzog das Symbol der Macht an sich preßt, verstummt seine Klage: der vom Vater geweckte Wille zur Macht tötet Rachedurst und Liebe. Ein fernes Wagnermotiv klingt auf: Nur wer der Minne Macht entsagt — hier vollzieht sich das Nämliche in andrer Reihenfolge. Albrecht entsagt in dem Augenblick der Liebe, in dem seine Seele den Zauber der Macht verspürt. Nicht weil der Fürst, der Mann der Verantwortlichkeit in ihm erwacht, vergißt er die Bernauerin: die Süße der Macht, die er in dem Herzogsstab in seinen Händen brennen fühlt, ist stärker als alle Süße der Liebe, läßt das Bild des Mädchens versinken, eine andere, härtere, dunklere Welt heraufsteigen, die sein Leben aufsaugt und wandelt. Am Ende der Tragödie um das reinste Opfer der Notwendigkeit erhebt eine neue Tragödie das Haupt, die des Willens zur Macht, vor dem das Leben versinkt, dessen Summe, wie selbst Wilhelm Busch wußte, die Stunden sind, da wir lieben.

Es war das Verdienst der Aufführung, in diesem Moment das Drama gipfeln zu lassen. Herr Dahlke als Herzog Ernst gab hier jenseits seiner ironischen Überlegenheit für einen Augenblick die Dämonie des Wissenden, der Schicksale bereitet: Herr Skoda als Herzog Albrecht verbrannte sein Gefühl und damit sich selber. Das Abseitige, das Frau Gisela von Collande als Bernauerin mit zartem Takt gewahrt hatte, bekam hier seinen Sinn: in der Welt der durch die Macht vom Leben Abgetrennten ist weder für die Frau noch für die Liebe Raum.

Das Rosetheater brachte Brachvogels alten „Narziß" und stellte damit die Frage nach dem Theaterwirksamen wieder einmal zur Diskussion. Die Geschichte von der Pompadour und ihrem jungen ersten Mann, Narziß Rameau, dem sie nach einem Jahr fortlief, um ihm erst am Ende des Lebens auf der Höhe der Macht wieder zu begegnen, woraus sich dann die Tragödie Brachvogels entwickelt — diese Geschichte war einst eine Sensation des Theaters, machte ihren Verfasser mit einem Schlag berühmt, wurde von allen großen Schauspielern bis in unsere Tage leidenschaftlich gern gespielt. Sieht man sie heute, fragt man sich vergeblich nach dem Geheimnis dieses Erfolgs. Ein blasses Theater des Rokoko zieht vorüber, die Reden des verbummelten Genies Narziß, seine berühmte Unterhaltung mit der nickenden Pagode, seine Überlegenheit über die schwatzenden Enzyklopädisten, sind zerfallen, versunken: es blieb eine Rolle und nicht einmal eine sehr wirksame. Zwischen Komödien und ihrer Entstehungszeit muß ein geheimer Zusammenhang bestehen: das gemeinsame zeitgenössische Leben schafft um Autor und Zuhörer offenbar ein bestimmtes, nur der Epoche gehörendes Fluidum, das mit ihr versinkt, dem aber, der es einzufangen und auf die Szene zu bringen weiß, die Magie des Mitreißens verleiht — selbst wenn sein Werk vom Künstlerischen her betrachtet der Vergänglichkeit unterstellt ist. Brachvogel besaß wohl die Gabe des Gestaltens dieser Zeitatmosphäre der bürgerlichen Dämonie und Geistigkeit; aus ihr stieg sein Erfolg; mit den problematischen Naturen und dem Weltschmerz ist er wieder versunken. Paul Rose hat sein Drama gründlich bearbeitet: die Zeitlebendigkeit von einst, die inzwischen erstorbene, ist dabei mit Recht gefallen; was blieb, will aber nicht mehr tragen, trotz allem sauberen Theater und allem Einsatz der Schauspieler von Traute Rose, die die

Pompadour, bis zu Josef Keim, der den Narziß spielte.

Ähnliche Erfahrungen machte man bei Hermann Bahrs „M e i s t e r", den das Theater in der Saarlandstraße wieder einmal auf die Szene stellte. Auch hier gab es eine Bearbeitung, die Friedrich Schreyvogel besorgt hatte: auch hier ist ihr die Zeitatmosphäre zum Opfer gefallen und damit das, was einst wirkte, heute versunken ist und keinen Ersatz bekommt. Die Jahrzehnte der Problematik vor dem Leben, in der Brachvogel schon ebenso schwelgte wie später Ibsen und die Moderne, sind vergangen: die Menschen nehmen nicht mehr vom Bewußten her Attitüden ein, von denen aus sie die Aufgaben des Daseins zu lösen oder zu umgehen versuchen: sie nehmen unter Verzicht auf Psychologie und vor allem auf Selbstpsychologie die Begegnungen mit sich und mit der Welt der Andern auf sich und überlassen Lösung und Regelung dem Leben, nicht den Worten, mit denen es die Vergangenheit versuchte. Bahrs „Meister", der große Chirurg und überlegene Herr des Lebens, hat sein Dasein wie seine ganze Zeit wesentlich aus solchen Worten, und zwar aus denen der Zeit. Die gaben der Komödie einst das Wirkungsfluidum, das Zeitbesondere; gerade das ist gestorben, und gerade das hat der Bearbeiter natürlich gestrichen. Die Gestalt des Meisters lebt aber aus solchen Irrlichtern der Zeit: nimmt man sie ihr, nimmt man ihr Wesen, das eben Wesenlosigkeit aus Worten ist. Der Mann ist nicht überlegen und stark, sondern spielt Stärke und Überlegenheit — mit den Formeln seiner Zeit. Ohne diese ist er ein seltsames Phantom aus Robustheit und Blässe: man geniert sich ein wenig, weil er gewissermaßen nackt leben muß. Man begreift auch seine Wirkung auf die andern nicht mehr ganz: die Atmosphäre des Lebensraums ist dahin und damit das Eigentliche der Welt Bahrs. Herr Kampers hatte durchaus recht, daß er die Gestalt aus dem Österreichisch-Wienerischen ins Bayrisch-Gebirglerische verlegte: so bekam sie vom Dialekt her neuen Halt. Die Frau, die den Vergewaltiger des Lebens zuletzt verläßt, als er ihre Untreue ebenfalls als ein Nichts hinnehmen will, war mit feinen Zügen Ehmi Bessel.

Eine Verwandlung anderer Art erlebte Halbes „S t r o m" im Schillertheater, in dem das Schauspiel zur Feier des 75. Geburtstags seines Dichters herauskam. Man hatte nicht den Text bearbeitet, sondern die Substanz: Herr Fehling als Regisseur hatte die Dichtung aus dem Verhaltenen ins Expressive, aus dem Gespannten ins Ausbrechende übertragen. Die westpreußische Tragödie der feindlichen Brüder, deren ältester, um den Hof nicht teilen zu lassen, das Testament des Vaters unterschlug und die Jüngeren enterbte, ist echter Halbe, wächst aus der schweren, weichen Stimmung des Weichsellandes: die Leidenschaften der Menschen bleiben im Innern, geknickt, relativistisch, nur in den Augenblicken der höchsten Not einmal ausbrechend. Herr Fehling trieb sie bewußt nach außen: der Jüngste, der, als er den Betrug erfährt, in rasender Wut den Damm zu durchstechen versucht, hinter dem der Strom gerade mit Eis geht, wird Hauptrolle mit seiner siebzehnjährigen Verbocktheit, die an den Amandus der „Jugend" erinnerte. Er ist nur Haß, Wut, rasende Liebe zu der Frau des Ältesten, die ihrerseits wieder nichts als gequälter Jammer um den Tod ihrer beiden Kinder und um des Mannes dadurch sinnlos gewordenes Verbrechen ist. Das ursprünglich Statische des Dramas wird ganz ins Dynamische gewendet: der Titel könnte mit besserem Recht Eisgang lauten. Es ergibt sich eine Intensivierung weit über die ursprüngliche Anlage hinaus: über Halbes westpreußisch-lyrischer steigt die niederdeutsch-dämonische Welt Barlachs auf — das Stück erlebt ebenfalls eine Verwandlung aus einem Zeitfluidum ins andere. Die Wirkung wird mit allen Mitteln verstärkt: der Eindruck geht weit über die ursprüngliche Vision hinaus in eine Gestaltungsform, die erst einer späteren Generation angehört. Herr Horst Caspar, der den jüngsten Bruder spielte, war ein ständig ausbrechender Ekstatiker an den Grenzen der Pathologie: die junge Frau Renate des Fräulein Säuberlich stand ihm nicht ferne. Herrlich Herr Wegener als der alte Onkel, eine östliche Gestalt von einer Lebensechtheit, die die Atmosphäre der Entstehungszeit des Werks noch einmal strahlend aufleuchten ließ.

Zwei neue Dramen gaben das Zeitfluidum von heute, vor allem das eine, das im Staatstheater am Gendarmenmarkt erschien. Es hieß „O b e r s t V i t t o r i o R o s s i",

stammte von Edgar Kahn und ging darauf aus, die Atmosphäre der faschistischen Welt einzufangen. Der Verfasser hat zugleich den Ehrgeiz, Spannungen und Wirkungsmittel des Films einzusetzen: so entsteht ein Gebilde, dessen Grundlinien, referierend wiedergegeben, zuweilen wie ein wider Willen sich ergebender Kritikersatz wirken könnten. Oberst Vittorio Rossi ist in Libyen Kommandant des Forts Santa Barbara, mitten im Aufstandsgebiet der Berber. Im Fort kriselt es auch; Sabotage an der Funkanlage, Diebstähle und dergleichen geben ein Gefühl leichter Unsicherheit. In diese Atmosphäre kommt Stabsarzt Moretti mit der Meldung, daß ihm ein Kamelreiter gestorben sei — an der Pest — und daß ferner das helfende Serum unwirksam geworden sei. Beweis: er habe es an sich selbst erprobt — denn er habe sich gleichfalls mit der furchtbaren Krankheit infiziert.

Konsequenz dieser Meldung: schweigendes Erstarren Rossis, im weiteren der Vorschlag Morettis, er wolle nach dem Nachbarfort reiten und neues Serum holen; der Oberst solle es gestatten. Rossi sträubt sich zuerst, dann sieht er die Notwendigkeit und gestattet. Moretti zieht ab.

Bis hierher reicht das Militärische. Nun setzt Privates ein: Moretti hat eine Frau, die auch im Fort ist und sich grauenhaft langweilt. Sie war einst mit Rossi verlobt, liebt ihn immer noch, und als jetzt Moretti davonreitet, sieht sie ihre Stunde gekommen. Sie erscheint nachts bei Rossi und entwirft ihre Deutung der Situation: Moretti sei nicht freiwillig geritten, sondern Rossi habe ihn in den Tod geschickt, um sich den Weg zu ihr freizumachen. Moretti hätte gar nicht die Pest; der Totenschein des Kamelreiters, den sie an sich genommen hat, laute auf Herzschwäche (Moretti schrieb ihn so, um Panik zu vermeiden). Wenn Rossi ihr gehören wolle, sei alles gut: wenn nicht, so würde sie handeln. Und da er nicht will, handelt sie. Sie erhebt Klage beim Kriegsgericht: die Reste des Serums hat sie beseitigt: das Endergebnis ist Verurteilung und Degradation Rossis, obwohl sein alter Divisionär kein Wort von dem ganzen Schwindel glaubt.

Man sieht, wie das Zeitfluidum hier Filmfluidum geworden ist. Der Verfasser fühlt sich denn auch im zweiten Teil zur Milderung berufen. Er spielt fünf Jahre später: Rossi ist unter anderem Namen Bauer geworden, Siedler, züchtet Kautschuk und Baumwolle — bis der Abessinienkrieg ausbricht. Da meldet er sich als Freiwilliger, und nun kommt die ausgleichende Gerechtigkeit. Rossi wird zwar bei einer freiwilligen heldischen Unternehmung tödlich verwundet: zu gleicher Zeit aber gelingt es seinem alten General, Frau Moretti das Geständnis zu entlocken, daß sie damals das Serum beseitigt habe. Er fliegt, ohne sie mitzunehmen, nach Afrika und kommt gerade noch zurecht, dem sterbenden Rossi die Ehrenrettung und den Oberstenrock ins Grab mitzugeben.

Man sieht aus dem Umriß den Wirkungswillen und das Streben nach Zeitatmosphäre mit den Mitteln der Zeit: man versucht sich vorzustellen, wie dies im zeitlichen Abstand etwa von Meister, Strom oder gar Narziß wirken könnte. Das Staatstheater brachte das Schauspiel sehr wirksam heraus: Oberst Rossi war mit all seinem Edelsinn Herr Hartmann; mit der bösen Frau Moretti schlug Pamela Wedekind sich aufopfernd herum. Ausgezeichnet Herr Bildt als der alte General: er brachte beinahe ein Menschenbild mit gelegentlichen Momenten des Lebens zustande. Was dem Autor vorgeschwebt hatte, zeigt Herr Haubenreißer als Oberleutnant, später Major Acerbo: er gab einen modernen Typus von so klarer Schärfe, wie man ihn selten sah.

Die zweite Komödie von heute waren „Die Eisheiligen" von Adelbert Alexander Zinn, die das Deutsche Theater zur Erstaufführung brachte. Der Hamburger Autor hat wieder ein kluges, geschicktes Spiel geschrieben, das seine Zeitbesonderheit daraus bezieht, daß es das Zeitgenössische nur indirekt gibt, allein in den Gestalten der Menschen, die auf der Szene seine These vom Einbruch der Eisheiligen in das Leben junger Gefühle erweisen müssen. Die drei Akte spielen in der Atmosphäre einer kleineren Universitätsstadt im Bereich der Medizin: Zentralgestalt ist ein überlegener alter Geheimrat, der die Verwirrung in der Ehe des Kollegen für neuere Philosophie ebenso repariert wie die Erkältung in den Beziehungen seiner Tochter zu seinem ersten Assistenten, dessen Neigung zu der Philosophenfrau etwas zu be-

tont geworden ist. Alles geht ohne viel Ausbrüche und Leidenschaft, großbürgerlich gehalten vor sich und kommt infolgedessen zum Schluß auch ohne weiteres in Ordnung: das Ganze hat selbst etwas von der Temperatur der kühlen Maitage mitbekommen, von denen es den Titel erhielt. Der Hauptreiz der Komödie liegt in der Gestalt des Geheimrats, der Herr Pfaudler eine seiner feinsten schauspielerischen Leistungen verdankte. Er legte die Gestalt mit so leichten Farben ohne alle beschwerenden Akzente an, daß eine wirkliche Komödiengestalt mit geistigen Mitteln gegeben entstand.

Noch einmal erhob sich das Problem des Gebundenseins an die Zeit vor Ibsens „Nordischer Heerfahrt", die die Volksbühne spielte. Man erlebte den Romantiker Ibsen und sah wieder einmal, daß auch der Mann des Modernen heimlich immer Romantiker geblieben war. Er suchte unter Qualen den Weg ins Freie und blieb bei den Tragödienvorstellungen einer vergangenen Zeit hängen, verschleppte das Absolute in die bürgerliche Welt und blieb dabei im Grunde hinter Hebbel zurück. An den muß man angesichts dieser Tragödie des öfteren denken: auch hier wird der Kampf zwischen dem letzten Riesen und der letzten Riesin ausgefochten und am Schluß über den Toten das Kreuz des Christentums aufgerichtet. Nur daß Ibsen, darin ein echter Sohn der Romantik, die Aktivität allein der Frau überträgt: Hjördis, wie Brunhild hier heißt, ist bereits stärker als die ganze Männerwelt, Siegfried eingeschlossen. Sie allein beschwört das ganze Unheil herauf, insofern mit Recht, als der Starke, auf den sie Anspruch zu haben glaubt, in männlicher Bequemlichkeit sich die leichter zu behandelnde Dagny nahm statt der allzu absoluten Hjördis, zu der er ihrer Meinung nach verpflichtet war. Die Problematik dieser Gefühle liegt uns zeitlich noch am nächsten, näher sogar als die Hermann Bahrs und des Meisters: hinter Hjördis tauchen die Schatten der gestern noch modernen Gestalten Ibsens von Hedda Gabler bis zu Rebekka West auf: gerade darum empfindet man den Sprung doppelt stark, den die Zeit seitdem gemacht hat. Vor dem Leben stehen die Erwägungen: die Wertungen herrschen, nicht das Sein — die sterbende Welt der alten Tragödie sieht mit schon müden Augen in die veränderte Welt von heute, die kaum noch Zugang zu ihr hat.

Die Aufführung war sehr lehrreich, lehrreicher noch als im Vorjahr die von Frau Inger auf Östrot. Es hatte einen sehr guten Sinn, daß die Frauen, Dagny wie Hjördis, in fast heutiger bürgerlicher Tracht erschienen: die alte Sage enthüllte sich als Teil der Saga der bürgerlichen Welt, deren Sterbelied Henrik Ibsen in seiner Dichtung gesungen hat. — Interessant wieder die Hjördis des Fräulein Lieselotte Schreiner: aus dem Sprachlichen und seinem Klang entwickelte sie die Klage des betrogenen Gefühls — nur daß das letzte Böse wie bei ihrer Medea auch hier noch fehlte. Schöne nordische Bühnenbilder von Cesar Klein.

Literarische Rundschau

Für den Weihnachtstisch

Der Schöpfer der „Jocosa", Hans Weis, dieser anregenden und amüsanten Sprachspielereien, der damit bewiesen hatte, daß man mit der höchst lebendigen toten Sprache, dem Latein, spielen kann wie mit einer jungen Katze, weil die Gelenkigkeit seines Sprachbaus unausschöpflich ist, erfreut uns mit der 2. Auflage dieses reizenden Büchleins und beschert dazu gleich eine prächtige Fortsetzung: „Curiosa", die sich völlig ebenbürtig dem ersten Büchlein anreiht (München, R. Oldenbourg. Je RM 2,60). Nett und entgegenkommend gegen den Leser ist ein Wortverzeichnis für Gedächtnislücken angefügt. Für jeden, der sein Latein noch nicht vergessen hat, sind diese graziösen Spielereien eine helle Freude, für den, dem seine Sprachkenntnisse einrosteten, wird hier ein vergnüglicher Weg gezeigt, sie wieder aufzutauen. Mit Ent-

zücken stellt man fest, daß der selige Franz Dülberg als Anagrammatiker schon im Altertum herumgeisterte. — Aus seiner fundamentalen Kenntnis der Antike hat Hans Weis ein weiteres treffliches Büchlein zusammengezaubert: „Die Laterne des Diogenes", die Anekdoten aus dem Altertum bringt von geschliffenem Witz und souveräner Bosheit (ebenda. RM 2,50). — In der gleichen Reihe, die „Fröhliches Denken" bescheren will, hat Karl Menninger unter dem Titel „Ali Baba und die 39 Kamele" ergötzliche Geschichten von Zahlen und Menschen zusammengestellt mit sehr viel Humor (ebenda. RM 2,60). Hier sind Gerüste aufgerichtet, an denen der Verstand turnen und klettern kann, um sich zu üben. Hilfsstellung wird gegeben in den beigefügten Lösungen, die die Zahlensophistik entschleiern. Alle Bändchen sind wieder von der sicheren Hand Hanna Forsters, die unerschöpflich in ihren witzigen Einfällen ist, mit Textbildern und fröhlichen Umschlägen versehen. Wer Freude verschenken will, hat hier eine feine Möglichkeit. — Grundsätzlich wird man jeden Versuch begrüßen, der mit zulänglichen Mitteln es unternimmt, die Werke der älteren deutschen Literatur für die Gegenwart wiederzugewinnen und lebendig zu gestalten. Wenn ein solcher Versuch noch dazu mit Fingerspitzengefühl für die sprachlichen und dichterischen Werte begonnen wird, so kann er jede Beachtung und Förderung verlangen. In der Sammlung „Die epischen Dichtungen des deutschen Mittelalters", herausgegeben von Friedrich Knorr und Reinhard Fink (Jena, Eugen Diederichs) ist Wolfram von Eschenbachs „Parzival" erschienen und Hartmann von Aues Epische Dichtungen, umfassend Erec, Gregorius, Der arme Heinrich und Iwein. Hartmanns Dichtungen übertrug Reinhard Fink, den Parzival die beiden Herausgeber gemeinsam. Sie haben darauf verzichtet, die großen Epen in Versübertragung wiederzugeben, und dem muß man zustimmen. Wenn auch dadurch dem Leser es nicht möglich ist, die große Formkunst gerade Hartmanns kennenzulernen, so bleibt doch das Wesentliche, daß der Leser in den Sinn, die Problematik und die Ethik unserer mittelhochdeutschen Dichter eindringen kann. Der Sinngehalt der Dichtungen ist bei Hartmann wie im Parzival vollauf gewahrt, ohne daß man sich die gefährliche Last der wörtlichen Übertragung auferlegt hätte. Auch mit den Auslassungen von Stellen, in denen die Schilderungslust des Mittelalters sich breit auslebte, wird man einverstanden sein. So fehlen im Erec die so beliebten Beschreibungen von Pferden und reiterlicher Ausrüstung, die zum Eindringen in die mittelalterliche Gedankenwelt wirklich nicht notwendig sind. Ebenso spricht es für das richtige Gefühl der Übersetzer, daß im Parzival nichts fortgelassen ist, da sonst die unübertroffene, streng geschlossene Einheit des großen Werkes gelitten hätte. Hier hat man die Lachmannsche Gliederung in 16 Bücher beibehalten und nur in den Übergängen vom 12. zum 13. und vom 13. zum 14. Buch leichte Änderungen vorgenommen. Der Verlag hat durch diese Veröffentlichung seinem Bemühen um die deutsche Vergangenheit ein wesentliches und dankenswertes Verdienst hinzugefügt; man möchte hoffen, daß diese so offen daliegenden Gaben nun auch wirklich von unserm Volke genutzt werden. Nehmt und lest! — Worte der Weisung hat Fritz Usinger gesammelt unter dem Titel: „Erfüllung und Grenze" (Dessau, Karl Rauch. RM 3,60), in denen Antwort gegeben wird auf geistige Fragen unserer Zeit, die allen Zeiten gestellt waren, mit den Worten von redlichen Denkern aller Völker aus alten Zeiten bis zu Unamuno, Pannwitz, Kaßner, Ernst Jünger und E. G. Winkler, ein wesentliches Buch. — In der „Kleinen italienischen Kunstgeschichte" (Frankfurt, Societäts-Verlag) geben Eckart Peterich und Wolfgang Braunfels in wenigen Strichen einen Umriß und einen Überblick in kluger Auswahl, die zum Erkennen des Wesentlichen führt und sehr anregend ist, mit ausreichenden Bildbeigaben. — In „Meyers Bild-Bändchen" wird die Landgewinnung an der Westküste Schleswig-Holsteins von Harald Boldt geschildert, das erfolgreiche Ringen mit dem blanken Hans um neues Land für deutsche Menschen (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM. 0,90). — Professor Peter Heinrich Schmidt gibt in den „Veröffentlichungen der Handels-Hochschule

St. Gallen" zum ewigen Thema Goethe einen neuen und guten Beitrag: „Goethe als Geograph" (St. Gallen, Fehr. RM 1,40), der Goethes Leistung auch auf diesem Gebiete klarstellt. – Selbstzeugnisse aus drei Jahrhunderten bringt die Sammlung „Der deutsche Jüngling", herausgegeben von Gerhard F. Hering (Hamburg, H. Goverts. RM 7,80), ein Buch, das gerade die Älteren mit Nachdenklichkeit lesen sollten. Die Zeugnisse sind gut ausgewählt, sie umfassen Äußerungen von Johann Christian Günther bis zu den Gefallenen des ersten Weltkrieges. Es entsteht ein ergreifendes Bild vom ewigen Ringen des Jünglings, der zum Manne werden will, mit all seiner Problematik und dem Glanz jugendlichen Überwindertums. – Carl Lange schildert mit innerem Beteiligtsein in seinem Buche „Die Befreiung Danzigs" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. RM 1,80) die Rückkehr Danzigs zum Reich aus eigenem Erleben. – Otto Heuschele hat aus seinen früher veröffentlichten Aufsätzen, aus Briefen und Gesprächen eine Übersicht über seine anständige und ehrliche Arbeit für echtes deutsches Wesen getroffen: „Geist und Nation" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse. RM 6,–), und in einer schmalen Schrift auf Büttenpapier, in schöner Antiqua gesetzt, „Fragmente über das Dichtertum, den Dichter und das Dichterische" (Burg Giebichenstein, Werkstätten der Stadt Halle) erscheinen lassen. Man freut sich der Unterhaltung mit diesem verantwortungsbewußten Geiste, der ja unsern Lesern kein Fremder ist. – In der immer wieder zu empfehlenden Sammlung „Unsterbliche Tonkunst" hat Nikolai van der Pals das Lebensbild Peter Tschaikowskys geschrieben (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. RM 3,50). Hier ist, unter Berücksichtigung der neuen russischen Forschungen, ein gültiges Bild des Meisters und des Menschen Tschaikowsky geschaffen, das durch 50 Notenbeispiele und 18 Abbg. unterbaut wird. – Sehr interessant ist „Der Bühnen-Spiegel", in dem Johannes Günther Stimmen zur Schauspielkunst aus allen Zeiten gesammelt hat (Leipzig, Otto Beyer. RM 3,50). Von Aristoteles und Cicero an äußern sich bis zu unsern Tagen schaffende Künstler und kritische Betrachter zum Thema in Nachdenklichkeiten, Gescheitheiten und Ketzereien mit tieferer Bedeutung und lebendiger Beziehung. Das Buch ist so hübsch ausgestattet, wie wir es nun schon von den Büchern der „neuen linie" gewohnt sind. – Zu einem andern, gleichfalls die weitesten Kreise angehenden Thema liefert Werner Kortwich in seinem „Filmbrevier" (Berlin, F. A. Herbig. RM 3,80) in prächtig lebendiger und sehr oft bissiger Form Beiträge aus der tiefen Kenntnis und der Illusionslosigkeit des Mannes vom Bau. Das Buch ist nicht nur humorig, sondern gibt wesentliche Hinweise und Anregungen. – Eins der Bücher, die man gleich der eigenen Handbibliothek einordnet, ist Carl J. Burckhardts Tagebuch „Kleinasiatische Reise" (München, G. D. W. Callwey. 3. Auflage). Der Biograph Richelieus hat hier wiederum eins der feinsten und klügsten Bücher geschrieben, voll Weisheit und das Wesentliche aussagend über Land und die Menschen, uns bereichernd um tiefe Erkenntnisse über das Leben und die Menschenseele, in adligem Stil und nobler Haltung, das Buch eines kultivierten, wahren Europäers. – Als willkommene Ergänzung zu den monatlichen Freuden, die die Langenscheidtschen Zeitschriften „English Monthly" und „Le Journal français" geben, empfehlen wir die Konversationsbücher des gleichen Verlages „What's that in English?" und „Comment dit-on ça en Français?" (Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Beide 4. Auflage. RM 3,–). Das englische Konversationsbuch schrieb Louis Hamilton, das französische von Eduard Coursier bearbeitete neu Oscar Tatge. Beide sind wie die Zeitschriften immer anregend und immer zuverlässig. – In der Reihe „Lebendige Politik" ist ein gescheites Buch von Ulrich von Hassell „Das Drama des Mittelmeers" erschienen (Berlin, H. Reinshagen. 1 Karte. RM 3,50). v. Hassell weist nach, daß das Mittelmeerbecken zu allen Zeiten der Geschichte eine so starke Anziehungskraft auf die Anwohner und die an dem Schiffahrtsweg interessierten Mächte ausgeübt hat, daß immer wieder der Zwang sichtbar wurde, zum Eroberer

des Raumes zu werden, wenn man nicht in fremde Abhängigkeit geraten wollte. Ein Gesetz, das auch wohl heute in alter Kraft besteht. Lebendig schreibend zeigt v. Hassell den geschichtlichen Ablauf vom Auftreten des Pyrrhus bis zum Abessinischen Kriege. In Beherrschung des Stoffes und geleitet von einer großen politischen Konzeption wird hier ein zuverlässiger Führer zu den Problemen des Mittelmeers geboten in einer Zeit, da die Machtfrage im Mittelmeer erneut von Italien aufgeworfen ist. – Ein ernstes Kriegsbuch ist das „Tagebuch einer Batterie" von Gerhard Scholtz (Potsdam, Rütten & Loening), das in dem Ausschnitt eines kleinen Truppenkörpers für eine kurze Zeitspanne in unaufdringlicher und sehr überzeugender Form alle die unvergänglichen Werte in leuchtendem Glanze wiedergibt, die das deutsche Heer durch den Weltkrieg trugen.

Aus fremden Ländern

Die drei hier zusammengefaßten Bücher sind ausgezeichnet durch ein Gemeinsames: den Elan des Reisenden aus Leidenschaft. Dieser Rhythmus ist bei Ernst Klippels Buch „Der weiße Beduine" (RM 6,80) ebenso spürbar wie in Arthur Ernst Grix' „Erlebnis Mexiko" (RM 8,20), wie in Karl Helbigs Buch „Urwaldwildnis Borneo" (Braunschweig, Gustav Wenzel & Sohn. RM 8,20). Alle Bücher sind mit reichlichen Aufnahmen geschmückt und weisen auch genügendes Kartenmaterial auf. Klippel, der dank seines langjährigen Aufenthalts im Orient fähig war, in müheloser Beherrschung des Arabischen als Beduine unter den Arabern zu leben, vermittelt uns eine Kenntnis des Volkes und der Wüste von stärkster Eindruckskraft, während Grix wie ein wahrer Jäger Mexiko in seiner Eigenart mit der Kamera und mit dem geschärften Blick des geborenen Journalisten einfängt. Die Arbeit Helbigs ist das Ergebnis beschwerlichster Monate in der Einsamkeit Borneos, dessen Bevölkerung er mit viel Liebe studierte und über die und deren Land er als Wissenschaftler von Verantwortungsbewußtsein grundlegende Forschungsergebnisse mitteilt. Seine Arbeit verdient schon darum jede Beachtung, weil er als Heizer vor den Kesseln sich aus eigener Kraft die Mittel verdiente, um seiner Berufung als Forscher nachgehen zu können. Eine weitere Gemeinsamkeit dieser drei Bücher besteht darin, daß alle fesselnd erzählt sind.

Karl Voßler gehört zu den bedeutendsten deutschen Gelehrten der Gegenwart, und jedes neue Buch von ihm empfindet man als ein Geschenk. Das gilt ebenso für das tiefe Buch „Die Poesie der Einsamkeit in Spanien" (München, C. H. Beck. 4 Taf. RM 13,50), in dem er dem deutschen Leser ein nahezu unbekanntes und höchst reizvolles Gebiet spanischer Dichtung erschließt. Er untersucht die Dichtung, die neben den großen Epen, Romanzen, Romanen und Schelmenbüchern wuchs, die Lyrik der Beschaulichkeit, des In-sich-Abgeschlossenseins, der Einsamkeit. Man lernt aus diesem Buche, geführt von Voßlers sicherer Hand und seiner stilistischen Meisterschaft, mehr von dem eigentlichen Wesen des Spaniers als aus dicken Büchern über Land und Leute der iberischen Halbinsel. – Das gleiche gilt von den beiden Bänden „Aus der romanischen Welt" (Leipzig, Koehler & Amelang. Je Band RM 3,–). Hier sind seine Arbeiten und Einzeluntersuchungen zur Literatur und Kunst in Frankreich, Italien, Spanien, Portugal zusammengefaßt und abgerundet durch Aufsätze über Argentinien und Kuba. Die starke Wirkung von Voßlers Werk beruht darauf, daß dieser große Sprachforscher ein philosophischer Philologe ist.

Bücher zur Kunst

Wer je das Glück gehabt hat, zu den Füßen Heinrich Wölfflins in seinen Vorlesungen zu sitzen und den lebendigen Bogen spürte, den Wölfflins starke Persönlichkeit in seiner ernsten und bisweilen strengen Auslegung der großen Kunst spann, der wird beglückt zu einem Buche greifen, in dem eine Reihe schon veröffentlichter, aber auch ungedruckter Reden und Aufsätze zusammengefaßt ist: „Gedanken zur Kunstgeschichte" (Basel, Benno Schwabe & Co. 24 Abb. RM 18,–). In jedem Satz hat man hier den Wölfflin, den man im Gedächtnis trug, und erneut den Genuß einer wahrhaften Belehrung und Bereicherung. Die 17 Arbeiten sind zusammengefaßt unter den großen Abschnitten: Grundbegriffe; Das Klassische; Kri-

tische Kunstgeschichte; Nationale Charaktere; Jacob Burckhardt. Von besonderer Eindruckskraft sind die Aufsätze über den großen Schweizer Burckhardt und zum Thema Nationale Kunst. — Für einen großen Gegenstand hat man in dem Buche „Deutsche Wasserburgen" den besten Interpreten gewonnen: Wilhelm Pinder (Königstein i. Taunus, K. R. Langewiesche. RM 2,40). Die meisterhaften Aufnahmen mit feinster Einfühlung stammen von Albert Renger-Patzsch. Pinder deutet in seiner Einführung den Wehrbau als zur Bauform gewordenen Kampfwillen und betont seine Unabtrennbarkeit vom menschlichen Dasein. Er analysiert dann das besondere Wesen der Wasserburg, findet feinste Formeln grade für die Burgen in Westfalen und mahnt nachdrücklich das gesamte deutsche Volk, mitzuwirken, daß diese Burgen, ein unschätzbares Gut, erhalten bleiben, die durch die Zeit, aber auch durch den Bergbau bedroht sind.

Paul Fechters Geburtstagstisch.

Auf verschiedene Anfragen aus dem Leserkreise weisen wir darauf hin, daß von der Festschrift zu Paul Fechters 60. Geburtstag, der gegebenen Weihnachtsgabe für alle Freunde der „Deutschen Rundschau", noch eine beschränkte Anzahl von Exemplaren abgegeben werden kann (RM. 1.—).

Kinderbücher

Von den drei neuen Büchern im K. Thienemann Verlag, Stuttgart: Erich Wustmann, „Faltbootfahrt von Fjord zu Fjord" (Mit vielen Fotos. RM 2,40), Heinrich Frieling, „Begegnung mit Sauriern" (Zeichnungen von Helmut Schwarz. RM 2,40) und Grete Westecker, „Junges Herz am Morgen" (RM 4,80) kann man sagen: sie sind gut und für die Jugend durchaus geeignet. Erich Wustmann erzählt in frischer, ansprechender Form von einer Faltbootfahrt, die ihn von Trelleborg bis hinauf nach Narvik führte, ihn, den damals 19jährigen. Dieser junge Mensch hat sich auf der Fahrt mit ihren vielen Unbilden und Schwierigkeiten in jeder Weise bewährt und wuchs in das Leben auf See hinein. Das Buch ist keine Verführung zu Abenteuern, aber eine gute Unterweisung, wie man Dinge, die man einmal unternommen hat, mutig zu Ende bringt. — In der Form von Träumen eines Jungen bringt Heinrich Frieling, der durch eigene Forschungen in der Urzeit Bescheid weiß, der Jugend die rätselhaften Tiere der Saurierzeit nahe. Wissenschaftliche Kenntnis allein genügt dazu nicht, denn wenn sie auch viel ermittelt: manche Dinge bleiben ihr auch trotz der Funde entzogen, so z. B. die Farbe und die Stimme der Saurier. So muß denn schon dichterische Phantasie hinzukommen, um die verklungene Welt lebendig zu gestalten. Über diese verfügt Frieling in zureichendem Maße. — Für junge Mädel zwischen 13 und 17 hat Grete Westecker ihr Buch zusammengestellt, in dem Dichterinnen und Schriftstellerinnen wie Elsa Bernewitz, Käthe Miethe, Paula Grogger, Maria Kahle, Martha Roegner u. a. aus dem eigenen Erleben Geschichten ihren jungen Mitschwestern erzählen. Der fruchtbare Gedanke dieses Buches ist der, daß alle deutschen Gaue und das Auslanddeutschtum berücksichtigt sind, so daß unaufdringlich den Mädels der Reichtum und die Vielfältigkeit der Kräfte ihres eigenen Volkes bewußt werden. Rudolf Pechel.

Die Staufen-Bücherei

Der Staufen-Verlag zu Köln beginnt die Herausgabe einer neuen Kleinbuch-Reihe, die sich mit ihren ersten zehn Bändchen ebenbürtig neben die bestehenden Kleinbuch-Reihen stellt. Sie unterscheidet sich von anderen solcher Unternehmungen dadurch, daß sie neben der Dichtung gute Unterhaltungslektüre und volksbildnerische Plaudereien aus allen Wissensgebieten pflegen will und dadurch von vornherein für die Gewinnung eines breiteren Leserkreises geeignet ist. Die vorzügliche Ausstattung des Bändchens wird dazu beitragen, dieser neuen Kleinbuch-Reihe (je Bändchen RM —,90, das Doppelbändchen RM 1,80) recht bald viele Freunde zuzuführen. — Das erste Bändchen „Deutsch allewege!" bringt Zeugnisse großer Deutscher über das Wesen des deutschen Geistes und deutschen Menschen aus allen Zeiten, die vom Herausgeber Dr. Martin Rockenbach aufs beste ausgewählt und zusammengestellt wurden. Im zweiten Bändchen „Bekenntnis zur Zeit"

sind Reden von **Josef Magnus Wehner** gesammelt worden, die der Dichter auf Veranlassung des Kölner Senders für dessen Hörer verfaßt hat: Gedanken von tiefer Bedeutung in meisterliche Prosa gefaßt. – Zwei besondere Leckerbissen sind die beiden Bändchen von **Otto Gmelin** „Granada – Jajce – Dublin" und **Alfons Paquet** „Gaswelt": Gmelin, der nie an der Oberfläche des Gesehenen haften bleibt, sondern stets die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge aufzuspüren bestrebt ist, bringt vortreffliche Schilderungen seiner Reisen nach Spanien, Bosnien und Irland – und Paquet bietet uns einige seiner glänzenden dichterischen Reportagen, die bekannte Dinge des Alltags ebenso lebendig werden lassen wie unbekannte ferne und zum Beispiel aus der nüchternen Leuchtgasversorgung einer Großstadt eine Welt voll erregender Abenteuer und Seltsamkeiten hervorzaubern. Vier Bändchen bringen unterhaltsame Geschichten mannigfacher Art, die je nach Abstammung ihrer Erzähler diesen oder jenen deutschen Gau mit seinem besonderen Menschenschlag vor des Lesers Auge erstehen lassen: Jugenderinnerungen des Rheinländers **Otto Brües** „An den vier Wällen", neue „Schiffermär" des Hamburgers **Hans Fr. Blunck**, von dem Straßburger **Eduard Reinacher** ein Geschichtenbuch „Das Gesicht der Flamme" und von dem Schwaben **Anton Gabele** feinsinnige Erzählungen „Das Nachtlager". – Aus **Adalbert Stifters** „Nachsommer" hat Dr. Martin Rockenbach das köstliche Kapitel „Rückblick" als selbständige Liebesgeschichte „In den Rosen" herausgegeben, und aus dem Werk des russischen Dichters **Anton Tschechow** wurde zum ersten Male die ungemein packende Novelle „Steppe" von Reinhold von Walter übersetzt.

Franz Hammer.

Erzähltes in Stichworten

Ina Seidel: „Unser Freund Peregrin" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,50). Auf steiler Höhe höchster und reifster Kunst steht diese neue Erzählung, die zu den stärksten Schöpfungen der Literatur von heute gehört. Sie schildert in der Form der „Aufzeichnungen des Jürgen Brook" die geheimnisvollen, magischen Beziehungen von drei jungen Menschen, zwei Knaben und einem Mädchen, zu einem Ahnen der Familie, einem frühvollendeten Dichter, und die innige Verbindung der drei durch ihn und mit ihm zueinander, die in wechselnder Stärke von geistig-magischer Berührung bis zum zweiten Gesicht in den dreien sich manifestiert und ihr Leben lenkt und für immer bestimmt. Mit fast unbegreiflicher Meisterschaft versteht es die feine und doch so kräftige Hand der Dichterin, die letzten, fast der Festhaltung durch das Wort sich entziehenden seelischen Vorgänge im Vorder- und noch mehr im Hintergrunde des magischen Halbdunkels der Seele darzulegen, und auch das Wunderbarste wird geglaubte Wirklichkeit. Hier ist eine unmittelbare Fortsetzung der tiefen und großen Werke der älteren Romantik. Der Zugang ist nicht ganz einfach, aber das Bemühen um den letzten Gehalt belohnt mit unverlierbarem Gewinn.

Hans Löscher: „Das befreite Herz" (Tübingen, Rainer Wunderlich). Nach seinem einmaligen Entwicklungsroman „Alles Getrennte findet sich wieder" hat Hans Löscher nun allen denen, die mit seinem Buche leben, ein neues Werk beschert. Bei der Jubelfeier eines alten Gymnasiums läßt er alte Schulkameraden sich wieder treffen, und in vertrautem Gespräch zwischen zweien, die in dem festlichen Getriebe einsam bleiben und den Verlust der Kameradschaft durch das Leben mit den meisten zutiefst empfinden, die Lebensbeichte eines mißverstandenen Mitschülers erstehen. Löscher erweist auch hier sein tiefes Wissen um das wahre Leben, und mit Erschütterung hören wir den Leidensgang eines reinen Menschen, der nach Wahrhaftigkeit bis zum Letzten strebte und ihr unter Vermeidung jeglicher Lüge sein Leben opferte.

E. A. Greeven: „Ein Amulett wandert" (Hamburg, Broschek & Co.). Greeven ist sparsam mit den Gaben seiner Muse. Um so größer ist die Freude, in diesem Buche sieben erlesene Proben seines stillen und sorgfältigen Schaffens vereinigt zu sehen. Er ist ein überlegener, ironischer Betrachter des Lebens, in dem die Güte,

aus Einsicht geboren, stark genug ist, auch das Abwegige und die Käuze menschlich zu sehen und zu deuten. Unsere Leser werden hier die feine Erzählung „Schattenspiel" wiederfinden, die in der „Deutschen Rundschau" zuerst erschien. Neben diese nachdenkliche Erzählung treten Schwestern, die jeden vom innersten Herzen her lachen lassen, der noch für wahren Humor den Sinn nicht verloren hat. Die Titelnovelle bleibt noch auf der nachdenklichen Seite und verfolgt den Weg eines Amuletts, das ein Liebender einer Geliebten schenkte, durch seine wechselvollen Schicksale in vielen Händen, ein Beitrag zur Fruchtlosigkeit allen menschlichen Bemühens, den Dingen und eigenen Wünschen Dauer zu geben, weil alles seinen Wert verliert, wenn die Kraft des eigenen Herzens ihn nicht hält. Ebenso die kleine Tragik des Mädchens der Erzählung „Briefe aus Asuncion". Dann aber beginnt ein phantastisch bunter Reigen mit bemerkenswerten und merkwürdigen Teilnehmern, ob es sich nun um das junge Paar auf der Ferienfahrt zu Frankreichs Inseln handelt, das zu Schatzsuchern und -findern wird, oder um Ottilie Quasselbarth und Dora Fuchs, eine wie die andere mit dem gleichen Mann verbunden, in der Erinnerung an ihn sich findend und durch den Wunsch der ewigen Vereinigung mit ihm im Himmel in tödlichem Haß den Wettlauf mit der andern aufnehmend, um zum früheren Lebensende als die Nebenbuhlerin zu gelangen, oder um die konkurrierenden Anwärter auf Vaterschaft, nachdem das verleugnete Kind angeblich zur reichen Erbin wurde, oder endlich um Emerentias Erbschaft, die als ehrsame Jungfrau ein Haus der Liebe erbte und durch den Zwang der Hausgeister und die Wünsche des Städtchens das Haus und sich selbst seiner früheren Bestimmung zurückgibt. All das wird prachtvoll erzählt mit dem klugen, wissenden und etwas wehmütigen Lächeln eines Menschen, der in Reife und Nachsicht von der Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge zutiefst überzeugt ist.

„Das Spielzeug der Komteß" (Leipzig, Otto Beyer. RM 5,80). Als Fortsetzung von „Die Preiserzählung" sind in den Büchern der „neuen linie" 15 Novellen erschienen, zu denen Dichter und Schriftsteller unserer Tage Beiträge ausgesprochener Eigenart beisteuern. Von August Scholtis, dessen Erzählung dem Buche den Titel gab, über Britting, Alverdes, Luserke, Ulrich Sander, Wilhelm von Scholz, Bergengruen, Blunck bis zu Wittstock, J. M. Bauer, W. G. Hartmann, Naujoks, H. Stahl und Helmuth von Cube ist hier ein Querschnitt durch lebendiges Schaffen gelegt. Der Herausgeber der „neuen linie" Bruno E. Werner zeigt sich als kultivierter Erzähler eines bemerkenswerten Schicksals. Der ausgezeichnet ausgestattete Band erhält einen besonderen Reiz durch die feinen Initialen von Friedrich Stabenau.

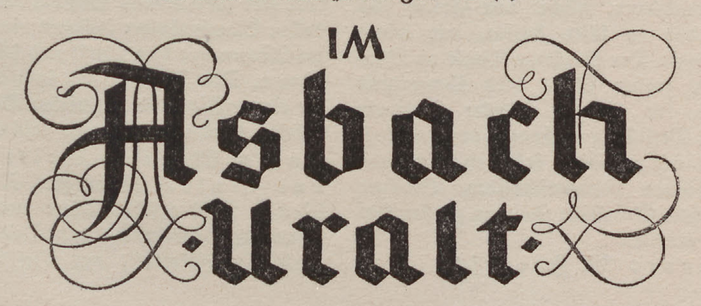
Hanna Stephan: „Die glückhafte Schuld" (München, Michael Beckstein). Nach den beiden großen historischen Romanen „Frau Oda" und „König ohne Reich" gestaltet sie in der neuen Erzählung in tiefster Verinnerlichung die altdeutsche Sage von Gregorius auf dem Stein neu, die Meister Hartmann von der Aue episch behandelte. Es ist reine und hohe Dichtung, was hier gelang, und Hanna Stephan schöpft den letzten Gehalt des Lebens dieses aus sündiger Geschwisterliebe geborenen Knaben aus, der die Sünde anderer durch unerhörte Buße sühnte, um dann zum Haupt der Christenheit gekrönt zu werden; sie weiß aus eigenem seelischen und christlichen Besitz die letzte Deutung zu geben.

Lars Hansen: „Der König von Raasa" (Potsdam, Rütten & Loening. RM 4,80). Ein Roman des Meeres, das in seiner wilden Kraft und Größe der Held des Buches ist, das seine Menschen auf kleinen Inseln, dem nördlichen Norwegen vorgelagert, im täglichen Ringen um ihre Existenz erleben, voll grandioser Wucht. Die Menschen sind eigentlich nur Aggregate des beherrschenden Elements, und doch, dank der gestaltenden Kraft des norwegischen Dichters, wird jeder einem vertraut wie Hamsuns Menschen, mit denen man weiterleben möchte. Deutsche Übersetzung von A. Eskil Avenstrup.

Jörgen Frantz Jacobsen: „Barbara und die Männer" (Stuttgart, Rowohlt. RM 6,—). Auch ein Inselroman, in dessen Mittelpunkt eine schöne Frau steht, die schuldlos-schuldig als reines Geschlechtswesen alle Männer auf



„Soldaten sind geboren / Aus ritterlichem Stamm." Sie haben Anspruch darauf, geehrt zu werden durch Gruß und festlichen Willkomm. Und wenn gar alte Kameraden zusammentreffen, um Erinnerungen an gemeinsames Erlebnis auszutauschen, wetteifert alles, den Soldaten Beweise der Liebe und Dankbarkeit zu geben. Das ist der rechte Augenblick für einen edlen Tropfen: für den echten ASBACH »URALT« mit dem vollen runden Weinduft und dem milden „weinigen" Geschmack.



IST DER GEIST DES WEINES!

den Färöern durcheinander bringt, eine unvergeßliche Gestalt, der Liebe verfallen, schrankenlos Wärme austeilend, nach dem unerbittlichen Gesetz selbst dann zuletzt in einsame Kälte gestoßen. Der junge dänische Dichter ist ein großer und unerbittlicher Menschengestalter. Deutsch von Wolfheinrich von der Mülbe.

Fritz von Woedtke: „Umarmt das Leben!" (Berlin, Steuben-Verlag. RM 4,50). Ein Lobgesang an das Leben in allen seinen Formen auf dem Schauplatz eines internationalen Internats am Genfer See, in dem eine junge Schwedin ihre Altersgenossen, Deutsche, Franzosen, Inder und ihren Lehrer bezaubert. Ein kultiviertes Buch.

Lothar Sittig: „Miner: 1356, Nationalität: Deutsche, Angehörige: Keine" (Leipzig, Koehler & Voigtländer. RM 4,80). Geschrieben in der Form des Tagebuchs eines jungen Deutschen, der das Problem Afrika, das er zutiefst empfand und begriff, meistern will, manchmal etwas zu klug, aber als ein Unbedingter alles opfernd, nach dem Verlust seiner Lebensliebe als einfacher Minenarbeiter im Schacht sterbend.

Nikolai Ljesskow: „Das Schreckgespenst. Das Tier" (Dessau, Karl Rauch. RM 3,60). Zwei starke Novellen des großen russischen Erzählers in der musterhaften Übersetzung von Henry von Heiseler und mit holzschnittartigen Zeichnungen von Karl Wernicke, die das Atmosphärische der dunklen russischen Welt ganz eingefangen haben.

L. G. Bachmann: „Die andere Schöpfung" (Paderborn, F. Schöningh. RM 5,80). Ein ernstes Buch, das rechtschaffen mit den Problemen der Baukunst überhaupt und im besonderen mit denen ringt, die deutsche Barockbaumeister wie Prandtauer, Fischer von Erlach und Hildebrand zu lösen hatten, mit feiner Psychologie. Der Reichtum Tirols an Baumeistern großen Stils wird überzeugend deutlich, für die die Tiroler Dichterin innerste Beziehung mitbringt, deren Schaffen sich wie in ihren früheren Romanen über Tilman Riemenschneider, Bruckner und Johan Sebastian Bach an großen Gestalten orientiert.

Johannes W. Harnisch: „Der kleine Prinz" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 4,80). Der Weg eines jungen Prinzen aus der Enge der Konvention zum Dienst am eigenen Volke und in höchster Bewährung dank des edlen Blutes zum letzten Opfer als Soldat im Weltkrieg.

Lisbeth Dill: „Von den Freuden des Alltags" (Berlin, Karl Siegismund. RM 2,–). Diese 26 Geschichten sind, geschmückt mit kräftigen und witzigen Zeichnungen von W. Luft, in der „Deutschen Soldaten-Bücherei" erschienen. Sie werden in ihrem urwüchsigen Humor und ihrer Echtheit für viele Menschen eine herzhafte Freude bedeuten und befreiendes Lachen auslösen.

Ernest A. Hefke: „Wisby" (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. RM 3,60). Eine Erstlingsarbeit in einem gesteigerten Stil, der zuweilen die Klarheit behindert, schildert die äußeren und inneren Nöte der Bauern und Fischer auf Wisby in den Jahren 1330–1368 und das Unterliegen der reich und träge gewordenen Bürger gegen Waldemar Atterdag. Hefke steht nicht immer ganz über dem Stoff.

Hans Gustl Kernmayr: „Die große Wanderung" (Leipzig, Otto Janke. RM 4.80). Wieder einmal eine Vagantennatur, ein Maler, der als Fleischergeselle begann, natürlich unwiderstehlicher Liebling aller Frauen, frei von Hemmungen moralischer Bindung, Knecht, nicht Herr seiner Triebe, der sich bedenkliche Handlungen bedenkenlos gestattet, nicht erklärt durch brünstige Hingabe ans Leben, ein Kraftmeier, der im Grunde wie alle solche Typen ein Schwächling ist.

Berchtold Gierer: „Geschlechter am See" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 5,50). Ein Bodenseeroman, der die Gärung im Bauerntum im 14. Jahrhundert mit zureichenden Mitteln und prachtvollen Einzelgestalten schildert, ein ernsthaftes Ringen mit dem Stoff und seinen Problemen. Der Zugang wird in etwas durch die eigenwillige und mit vielen Dialektausdrücken durchsetzte Sprache erschwert.

Anton Mayer: „Reiter, Tod und Teufel" (Stuttgart, Robert Lutz Nachfg. RM 6,50). Reiter- und Pferdegeschichten, Fortsetzung des Buches „Der Orkan zu Pferde", aus Geschichte und

BÜCHER ZUM WÜNSCHEN UND SCHENKEN

WERNER BERGENGRUEN



Roman. Leinen RM. 7,50 / Bergengruens lang erwarteter neuer großer Roman spielt in Berlin und Kölln zur Zeit des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Damals hatte der Arzt und Gelehrte Carion in den Sternen das Kommen einer großen Wassersnot gelesen, und obwohl er mit seinem Fürsten, dem allein er die drohende Gefahr anvertraut hat, sich bemüht, die Weissagung geheimzuhalten, erfaßt die Furcht das Volk, das damals noch halb wendisch war. Furcht ist keinem ganz unbekannt, ihren ganzen Schrecken offenbart sie aber erst, wenn sie ein ganzes Gemeinwesen erfaßt. Zuletzt wird selbst der Fürst, von seiner Geliebten und seinen Freunden verlassen, ihr Opfer, wird aber dennoch mit Carion, der dies alles unschuldig veranlaßt und bis ins Grausamste miterlebt hat, der Panik Herr. Geläutert tritt Carion mit seinem Herrn in eine neue Zukunft ein. Aus Leidenschaften und Befangenheiten jener Zeit erwächst letzte, zeitlose Erkenntnis unwandelbarer menschlicher Gemütsregungen.

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Die Jägerin

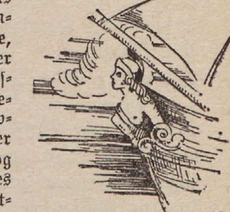
Roman. Leinen RM. 4,80 / Reichtum und Schönheit dieses Gegenwartsromans liegen in den seltsam verschlungenen Liebesschicksalen junger und gereifter Menschen ebenso wie in der Lobpreisung der fruchtbaren und anmutigen Landschaft Ostholsteins. Hinzu kommt als wesentlicher Teil des Geschehens die Jagd, als Hege, als Leidenschaft und Gesetz. Aus zahlreichen mitreißend geschilderten Abenteuern, Begegnungen und Spannungen erwächst als beherrschendes Symbol wie eine Erscheinung der Sage die Gestalt des „Weißen Hirsches".



WOLF JUSTIN HARTMANN

Mann im Mars

Roman. Leinen RM. 5,80 / 28 Männer sind auf einer Bark durch das gleiche Los aneinandergekettet. Vor allem sind es zwei Matrosen, die dem Verhängnis, das sich aus dem Spuk einer fremden, unheimlichen Küste, aus dem Dunst und der Unendlichkeit der Wasser zusammenbraut, gemeinsam und sehr tapfer begegnen, bis der eine von ihnen dem Sog seines schweren Blutes erliegt. Aber der eigentliche Held dieses Romans ist das Weltmeer selbst, das Meer, heraufgewühlt aus dem Grund seiner Pracht und Furchtbarkeit.



HELLMUTH RÖSSLER

Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung

Die deutsche Politik der nationalen Führer Österreichs 1805—1815

2 Bände. Leinen RM. 29,— / Vom Standpunkt gesamtdeutscher Geschichtsbetrachtung gelangt in dem Werk ein Abschnitt deutscher Geschichte zur Darstellung, der bisher weder in das allgemeine Geschichtsbewußtsein eingegangen, noch auch nur annähernd genügend von unserer seitherigen Geschichtsschreibung behandelt worden ist: die deutsche Bewegung der Reichsgrafen Friedrich und Philipp Stadion und der Erzherzöge Carl und Johann im Zeitalter der napoleonischen Herrschaft. Sie war das österreichische Seitenstück zu der Bewegung der preußischen Reformer Stein und Scharnhorst.

KARL HEINZ PFEFFER

England

Vormacht der bürgerlichen Welt

Kartoniert RM. 5,50 / Wie der Geist des 19. Jahrhunderts alle Lebensregungen Englands, seine „Konservativen" wie seine „Arbeiterpartei", seine Kirche wie seine Kultur durchdringt, und wie dieser Geist heute im letzten Kampf Englands gegen die „jungen Völker" und gegen die Kräfte des nationalsozialistischen-faschistischen 20. Jahrhunderts seinem Sturz entgegengeht, das schildert der Leipziger Soziologe in einer Darstellung, in der phrasenlose wissenschaftliche Gründlichkeit sich mit flüssig-elegantem Stil vereint.

Zu beziehen durch den Buchhandel

Verlangen Sie unseren neuen 16seitigen Prospekt „Bücher zum Wünschen und Schenken"

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Gegenwart mit einem Ausflug in den Mythos, voll Liebe und Verständnis für die edlen Tiere und müheloser Beherrschung des Rennbahn-, Kasino- und Stalljargons geschrieben.

Gottfried Kölwel: „Franz Sebas" (Berlin, S. Fischer. RM 1,50). Das Motto: „Was wäre erschütternder als das Schicksal eines wahrhaftigen Menschen, der im Glauben an sich den Weg zum Abgrund geht", charakterisiert ganz diese ernste Erzählung aus dem Alltag mit tiefer Bedeutung, den Leidensweg eines Malers mit seiner Frau aus der Gemeinschaft in hoffnungslose Einsamkeit, Schuld und Tod, ein Michael Kohlhaas der Seele.

Kurt Kusenberg: „La Botella und andere seltsame Geschichten" (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,50). Packende und nachdenkliche Geschichten, gut erzählt, von Zauberei und rätselhaften Verwandlungen und von der Herrschaft der Dinge über die Menschen.

Sophie Rogge-Börner: „Begegnung der Götter" (Berlin, Paul Meyer. RM 4,–). Die Geschichte von Olaf Pfau, dem Sohn eines isländischen Großbauern und seiner Sklavin, einer irischen Königstochter, neu erzählt mit erschöpfender Kenntnis der isländischen Welt des 10. Jahrhunderts, spielt in der Zeitwende, als das Heidentum vom Christentum abgelöst wurde und die alten Götter mit dem Gekreuzigten in den Seelen der Menschen rangen, mit unverkennbarer Stellungnahme für die „nordisch-heidnischen Kräfte".

Wolf Justin Hartmann: „Mann im Mars" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. RM 5,80). Handelt mit viel Liebe von den Menschen auf See und vor dem Mast in dem Bemühen, in ihre Denkart einzudringen; trotzdem ein eigenartiger Eindruck, weil gerade die Menschen, die das Wort sehr sparsam handhaben, mit einer Flut von Worten geschildert werden.

Reinhold Zickel: „Strom" (Berlin, August Groß. RM 9,60). „Den Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich in seiner Arbeit." Diese Worte Julian Schmidts, die Freytag seinem „Soll und Haben" voransetzte, können als Motto für den großen Plan gelten, nach dem der Verlag eine große Reihe als „Romane der Arbeit" herausbringen will. Dieser erste, 713 Seiten starke Band bemüht sich mit Erfolg, den großartigen Rhythmus der Arbeit und der Technik unserer Zeit dichterisch zu gestalten in dem Leben eines Ingenieurs, dessen Schaffen mit dem gegebenen menschlichen Beziehungen den Inhalt des groß angelegten Buches bildet. Es ist zu hoffen, daß hier verantwortungsbewußte Schriftsteller sich vereinen, um dieses stets nur gelegentlich von Dichtern ergriffene Gebiet der deutschen Literatur zu gewinnen.

Albert Krebs: „Erzählungen vom tapfern Herzen" (Hamburg, Hans Köhler). Ein tapferes und männliches Buch, das von jungen Menschen mit Zivilcourage handelt, die anständig und mit Haltung das Leben bestehen.

Fritz Heinz Reimesch: „Sachsenehre" (Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark. RM 3,50). In fünf Erzählungen aus den Jahren 1532, 1610, 1612, 1809 und 1849 erzählt Reimesch von Männern und Frauen aus dem siebenbürgisch-sächsischen Volksstamm, die für die Ehre des Volkes, ihre Heimat und ihre Treue gegen das Reich kämpften und litten, vom Feldhauptmann von Frundsperg über die Frau eines Hermannstädter Ratsherrn, die für ihren Mann das eigene Leben opferte, ohne ihre Ehre zu verlieren, den todbereiten Einsatz der Jugend gegen Bathori bis zum siebenbürgischen Leonidas, dem Hauptmann Hensel, der in Kärtnen gegen die eindringenden Franzosen sein Leben ließ, und Stefan Ludwig Roth. Dieser aus Liebe zum eigenen Stamm geborene Beitrag findet eine schöne Ergänzung durch die Zeichnungen von Ragimund Reimesch und einen geschichtlichen Unterbau durch die Daten zur siebenbürgisch-sächsischen Geschichte von 1141 bis zur Gegenwart.

Gertrud Fussenegger: „Der Brautraub" (Potsdam, Rütten & Loening). In diesen vier Erzählungen erweist die österreichische Dichterin erneut ihre starke Eigenart und ihre innere Berufung zur Erzählerin großen Stiles.

Franz K. Franchy: „Die Mafta" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. RM 3,80). Die Geschichte eines einfachen, starken, liebenden Herzens, in der eine bäuerliche Frau, die in der Treue zu sich selbst die große Fähigkeit lernte,



Dein Opfer zum Sieg!
2. Kriegs-
1940 WHW 1941

andern treu sein zu können, ihr Leben und das Geschick der duldenden Frau erfüllt in Opfer und Dienst.

Eine neue Literaturgeschichte der Gegenwart

Den durch die fehlende Distanz allein schon für jeden schwierigen Versuch, eine Geschichte der „Deutschen Dichtung seit dem Weltkrieg" zu schreiben, hat Norbert Langer unternommen (Karlsbad, Adam Kraft. Zahlreiche Bildtaf. RM 8,50). Der umfaßte Zeitraum geht von Paul Ernst bis Hans Baumann. Die Grundsätze, nach denen Langer gearbeitet hat, sind nach seinen Worten, „das Gesetz der Deutschheit und den Blick des Volkes zu wahren" und in die Betrachtung den gesamten deutschen Volksraum einzubeziehen. Er will aber nicht die Volksgeltung einer Dichtung als Maßstab für den Wert nehmen, sondern hält sich an die Forderung der Klassik, für die „die Kunst das sinnliche Mittel ist, das Sittliche anschaulich zu machen." Die Dichtung steht für ihn immer im Auftrag eines Gedankens, der Sinn des Kunstwerkes bleibt, daß es dem Schönen, Guten, Edlen diene. Bei allem sachlichen und nüchternen Fühlen von heute soll die Richtung nicht weniger idealistisch sein. „Bevor der Weg frei ist zum Höchsten, zur Idee, zu Gott oder wie man sonst sagen will, liegen uns irdische Ziele nahe, die wir anstreben": Vaterland, Heimat, Erbe der Ahnen, Sorge für die Enkel, die liebe schöne Welt. Als oberster Maßstab gilt ihm die Prüfung auf Einheit von Leben und Werk, von Tat und innerem Befehl. Ein redliches Bemühen um würdige Wertung ist überall zu spüren, auch das Streben nach Vollständigkeit. Gerhart Hauptmann sieht er nur noch geschichtlich, während er Paul Ernsts Gegenwartsbedeutung bejaht. Bei der Fülle der behandelten Dichter und dem knappen Raum von 339 Seiten sind einige Urteile unvermeidlich summarich und leicht klischiert; zeilenweise bleibt es bei bloßer Namenaufzählung. Langer bemüht sich, Rilke und George gerecht zu werden, würdigt Hans Grimm, Carossa, Benno von Mechow, Trakl, Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Schäffer. Zu den Kriegsdichtern zählt er auch Seldte. Aber sein Streben nach Vollständigkeit ist nicht ganz vom Erfolg gesegnet: nicht erwähnt wird Norbert Jacques, Gerhart Pohl, Victor Meyer-Eckhardt, Jochen Klepper, Edzard Schaper, Gottfried Kölwel und Hans Fallada, um nur einige empfindliche Lücken anzuführen. Moellers van den Bruck wird nicht gedacht. Über diesen Mangel tröstet nicht das ausführliche Verweilen bei Jungnickel und Steguweit, und viele sind genannt, die mehr dem Büchermarkt als dem Schrifttum angehören. Das Buch ist 1940 in Druck gegangen. Ina Seidels „Lennacker" ist nicht berücksichtigt. Über Kurt Kluges „Herrn Kortüm" ist zu lesen: „Eine Fülle von inneren Geschehnissen ist in eine Handlung gepreßt, von der jeder einzelne Zug tieferen Sinn hat. Die Tragik des Lebens ist in allem überwältigt von den Kräften des Gemütes, die sich im Humor am geschlossensten offenbaren", von Baldur von Schirach: „In den jüngsten Strophen gewinnt Schirach Hölderlinsche Eindringlichkeit." Zur schwierigen Frage der Wertung zeitgenössischer Literatur werden mehr Probleme aufgeworfen als gelöst.

Caspar David Friedrich

In einem Prachtband wird das Lebenswerk des großen deutschen Malers, dem eine Zeitlang das deutsche Volk den gebührenden Dank und die Einreihung unter unsere Größten schuldig blieb, von Kurt Karl Eberlein gewürdigt: „Caspar David Friedrich, der Landschaftsmaler" (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 133 Abbildung., darunter 18 Farbdrucke. RM 12,—). Das Buch erschien zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages am 7. Mai 1840. Eberlein ist tief in das Wesen eines der größten deutschen Landschaftsmaler eingedrungen und versteht, das schwere Geheimnis seines Schaffens, um das Größe und Unheimlichkeit ist, zu deuten. Das Buch ist ein Hymnus auf Friedrich, zu dem Eberlein nach seinen eigenen Worten den wahren Zugang erst durch die nationalsozialistischen Gedankengänge gefunden hat. Anderen war das Werk schon lebendigster Besitz, seit die große Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie ihn der unverdienten Vergessenheit entriß. Nirgends kann man Friedrich so stark erleben, als wenn man in den Landschaften weilt, um deren Deutung er immer wieder rang: auf Rügen und im Rie-



sengebirge. Niemals hat wieder ein Maler das unerhörte rätselvolle Farbenspiel des Riesengebirges und der angrenzenden Landschaft so unheimlich lebendig gestaltet wie er. Die Wiedergabe der farbigen Bilder ist meisterhaft, die Ausstattung des Buches würdig.

Geschichte

Auf die Reihe „Deutsche Könige und Kaiser", herausgegeben von Werner Reese, wiesen wir bei ihrem Beginn hin. Jetzt hat Eberhard Otto das Lebensbild „Friedrich Barbarossa" in ihr erscheinen lassen (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 15 Abbg. RM 6,80). Otto behandelt das brennende Thema des Reiches und seines geschichtlichen Sinns von einer großen Konzeption aus. Er zeigt, wie der Stauferkaiser die doppelte Aufgabe zu lösen sich mühte, den Gedanken und die zentrale Macht des Kaisertums durchzusetzen gegen den Anspruch der Kirche und gegen den Ehrgeiz der Stammesfürsten. Deutlich wird, warum sein Streben scheitern mußte und er nur zu einer vorübergehenden Lösung gelangen konnte, und wie er in seinem Ringen nicht mehr vom Standpunkt des Rechtes, sondern von dem der Politik aus handelte. Dieses lebendige Buch ist ein bedeutsamer Beitrag zu den Auseinandersetzungen über die Aufgabe des Reiches. – Ein ungewöhnlich fesselndes Buch, das einen zwingt, sich in Spruch und Widerspruch mit ihm auseinanderzusetzen, und das gleichfalls durch die behandelte Persönlichkeit mit dem Gedanken des Reiches ringt, ist das Buch von Walter Elze „Der Prinz Eugen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mit Bildern. RM 4,–). Mit starker Eigenart in Beweisführung und Sprache zeichnet Elze den Weg des Prinzen, sein Werk, seine Sorgen und sein Wirken für das Reich, die saubere Persönlichkeit in ihrer Größe und Bescheidenheit, und als dunkles Gegenstück zu dem hellen und reinen Streben des großen Mannes den Verrat Englands an dem damaligen Träger Europas. Dieses Buch, das bewußt neben dem historischen Gehalt politisch sein will, ist in kurze, prägnante Abschnitte aufgeteilt, deren jeder so anreizend ist, daß man von dem Buche nicht loskommt, bis man den nächsten und endlich den letzten in einem Zuge gelesen hat. Eine Reihe von Dokumenten sind beigegeben, Schreiben des Prinzen und Marlboroughs und Berichte des österreichischen Gesandten in London, des Grafen Wratislaw.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Ernesto Grassi, z. Zt. Berlin – Dr. Hans Roeseler, Berlin-Nikolassee – Hermann Jos. Schmitt, Berlin – Clemens Brühl, Berlin – Lily Gädke, Kleinmachnow bei Berlin – Franz Hammer, Eisenach

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 89 1267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.